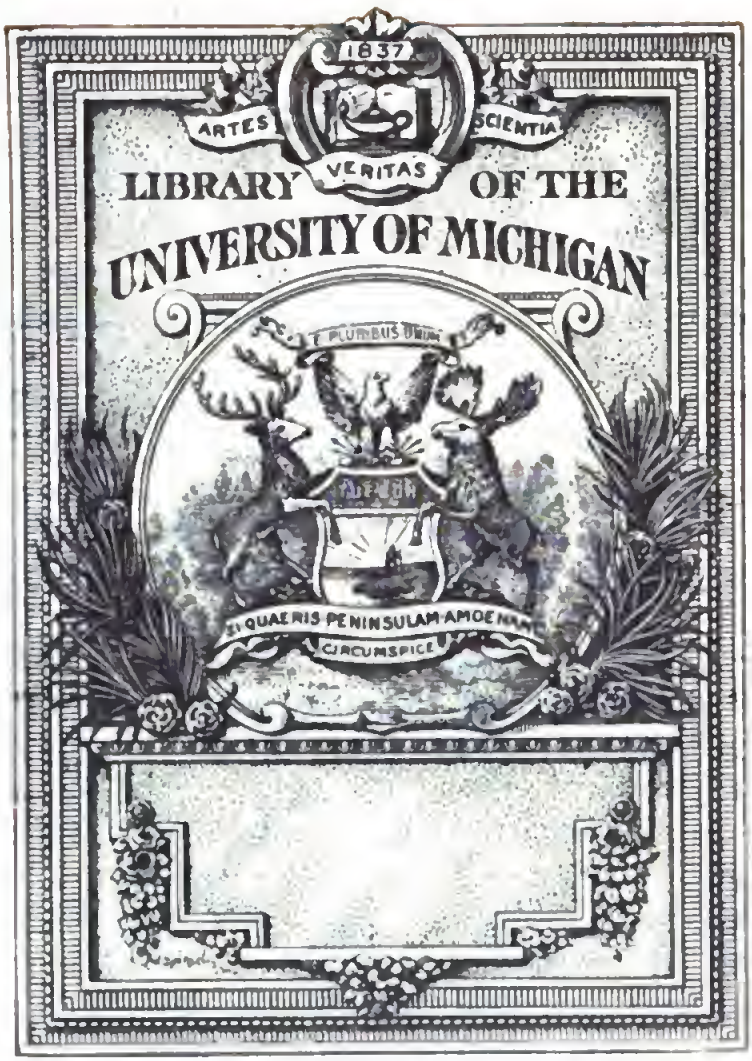
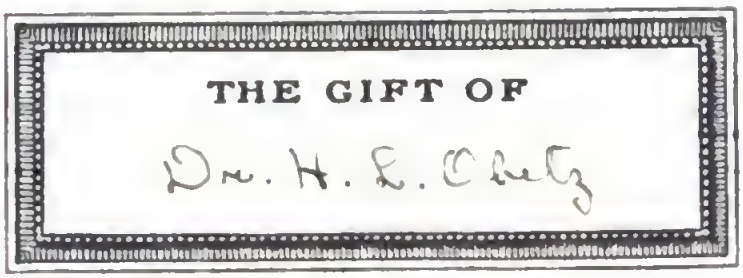
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





belehr
die
stell
Freud
geistig
edelf
Meist
hohen
haber
geri
volle
wärti
in's
zeug
mit
in be
Priva
billig
des
Band
welch

liefer
durch
Bäni
Westl
reich
halti
bieten

r und
unsch,
rift=
Die
je die
e der
t den
norm
rlieb=
ßerst
verth=
gegen=
ens"
u Er=
dung
zwar
t jede
ublich
reisen
ndene
s, zu

ande,
ichen
n den
einen
nter=
fens

Schönleins Nachfolger.

Bezugs-Bedingungen.

Die mit gegenwärtigem Bande ihren **dreizehnten Jahrgang 1889** beginnende

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

erscheint vollständig in **13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen Bänden** mit **Goldrücken** und **Deckelpressung**. Jeder Band besitzt einen Umfang von 16 Bogen.

Um die Anschaffung auch dem wenigst Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnements-Preis

nur 75 Pfennig pro Band.

Indem wir zu recht zahlreicher Betheiligung am Abonnement auf den neuen Jahrgang hiermit freundlichst einladen, bitten wir nur noch, wenn durch irgend welche Umstände **Unterbrechungen im Empfange der Bände** eintreten und letztere von der bisherigen Bezugsquelle nicht mehr zu erlangen sein sollten, sich an eine beliebige nächstgelegene Buchhandlung, oder in Ermangelung einer solchen an einen benachbarten Buchbinder, Journal-Expeditor, Colporteur 2c. mit dem Ersuchen zu wenden, die ferneren Bände zu besorgen. Dieser Wunsch wird stets gern und sofort erfüllt werden, denn es liegen nicht die geringsten Schwierigkeiten im Wege, da die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung mit allen Theilen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und des übrigen Auslandes in Verbindung steht. Es gilt dies besonders für den Fall, daß die Zusendung der Bände ausbleibt, nachdem man den ersten Band durch einen Subscribentensammler erhalten.

Stuttgart. Die Verlagsbuchhandlung:

Hermann Schönleins Nachfolger.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1889.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

	Seite
Parasiten. Roman von Johannes Emmer	5
Einmal glücklich. Novelle von E. Merk	89
Die Mutter des Königs von Rom. Ein Lebensbild aus der Geschichte. Von Schmidt-Weißenfels	168
Bei den Hochseefischern. Schilderung aus dem Seeleben. Von Aug. Scheibe	183
Pariser Polizeigeschichten unter Ludwig XV. Von F. Meister	194
Sklavenjagden. Schreckensbilder aus dem schwarzen Erdtheil. Von Alfred Stelzner	206
Liebe und Genie. Skizze von Theodor Winkler . .	223
Mannigfaltiges:	
Schlechte Witze	240
Vergrabene Schätze, die noch der Hebung warten.	243
Ein sonderbares Geschäft	246
Anna Luise Karsch und Friedrich der Große . .	250
Was die Menschen Alles essen	251
Je nachdem	252
Für unsere Damen	253
Umgangene Verordnung	254
Wie entstand die Rede: „Einen Korb bekommen?“	254
Unerwartete Wirkung	255
Trefflicher Bescheid	255
Die unvollkommene Wahrsagerin	256
Gutes Deutsch	256
Kurz und bündig	256

Parasiten.

Roman

von

Johannes Emmer.

---

1. (Nachdruck verboten.)

Der Park des in der Nähe der großen Residenzstadt gelegenen Lustschlosses Ferdinandsburg prangt in vollem Lenzesschmuck. Wohin das Auge sich wendet, schaut es entzückende Bilder. Das Gezweige der alten knorrigen Stämme, welche auf den weiten Rasenflächen verstreut stehen, schwankt und zittert, und dabei glänzt das lichte Laub wie Millionen grüner Spiegelchen. Man sieht die Finken und Amseln zwischen den Zweigen sich wiegen und schaukeln. Das dichte Buschwerk, welches die Wege einsäumt, bedeckt ein Blüthenmeer, von dem köstliche Wohlgerüche ausströmen; der große Weiher schimmert in bläulichem Glanze, und wenn die Schwäne die Fläche furchen, so zeigen sich Silberstreifen.

Am Rande des Weihers, gegenüber der Insel, welche das romantische Bauwerk einer Ritterburg trägt, sitzt unter einer breitästigen Linde eine Dame. Sie hat eine kleine Mappe vor sich aufgeschlagen und zeichnet eine

Digitized by Google

Baumgruppe, welche den Eingang zu einer künstlichen Grotte halb verdeckt. Bisweilen läßt sie den Stift ruhen und blickt dann sinnend hinaus in die Landschaft, über welcher Sonnenglanz und stiller Friede liegen. Selten nur sieht man einen Menschen auf den breiten Wegen; es ist ja der Morgen eines Arbeitstages und da sind die Einen in ihre Geschäftsstuben gebannt und die Anderen, die der Freiheit genießen, pflegen selten früh sich zu erheben. Der Wächter der Kähne, die am Ufer bereit liegen, raucht seine Pfeife und blickt ab und zu herüber nach der Dame. Er hat seine besonderen Gedanken über diese Künstlerin; er wartet auf etwas, das nach seiner Ueberzeugung kommen muß.

Wie er wieder einmal herüberschaut, nickt er befriedigt. „Ich hab' es mir ja gleich gedacht," sagt er halblaut vor sich hin, drückt den Tabak in seiner Pfeife mit dem einen Finger fest und geht dann lächelnd in die kleine Hütte. Er hat bemerkt, wie ein Herr zwischen den Bäumen hindurch geradewegs auf die Linde losging und mit höflicher Verbeugung die Dame begrüßte.

Die Dame hatte den Gruß mit einem Lächeln erwiedert. „Sie hier? Was führt Sie nach Ferdinandsburg?"

„Ich könnte sagen, ein glückliches Ungefähr verschafft mir das Vergnügen, Sie hier zu treffen; doch ich will offen sein: ich wußte, daß ich Sie hier finden werde."

„Sie wußten dies?"

„Ja, ich hörte, wie Sie neulich mit unserem Meister Schindler, dem Maler des Frühlings, über Landschaften sprachen und dabei erwähnten, daß Sie eine Skizze aus

dem Parke von Ferdinandsburg begonnen hätten und an dem nächsten schönen Morgen vollenden wollten. Dieser ‚nächste schöne Morgen' war der heutige."

„Sie kamen also in der bestimmten Absicht —"

„In der bestimmten Absicht, Sie hier zu sprechen," ergänzte er.

Die Dame schloß die Mappe und steckte den Stift in die Klappe. „Was haben Sie mir zu sagen?"

„Es ist wenig und doch viel. Ein paar Worte nur —"

„Die Sie mir in der Stadt nicht sagen konnten?"

„Nein! Wenn wir uns drinnen sahen, da waren stets Dutzende von Augen auf uns gerichtet; da lauschte man auf jedes Wort, beobachtete jede Miene. Sie wissen ja, die Menschen vermögen auch mit den Augen zu hören; die Blicke, Züge, Geberden reden für Jene eine verständliche Sprache."

„Es soll also Niemand hören, was Sie mir zu sagen haben?"

„Meine Worte würde ich gerne vor aller Welt gesprochen haben, aber Ihre Antwort wollte ich allein hören."

„Meine Antwort? Ist die Frage, die Sie an mich richten wollen, so verfänglich?"

„Habe ich diese Frage nicht schon seit dem ersten Tage, an dem ich Ihnen vorgestellt wurde, an Sie gerichtet, so oft ich Sie sah? Stumm zwar, nicht mit Worten, aber mit jedem Blicke, mit jeder Bewegung, mit —"

„Sie halten mich vielleicht gar noch für fähig, auch Gedanken lesen zu können," warf die Dame lächelnd ein.

Digitized by Google

„Ja," erwiederte er ernsthaft; „ich bin überzeugt, Sie wissen, was ich dachte, oder wahrhaftiger gesagt: fühle."

Die Dame schwieg eine Weile, dann sagte sie leiser als vorhin: „Auf jene stumme Frage wollen Sie also eine laute Antwort? Wenn ich nun auch Ihnen zumuthen würde, meine Gedanken zu errathen —?"

„Dann würde ich die Antwort lesen: Ja!"

„Ja? — Sie sind kühn —!"

Sie sahen sich einige Sekunden lang in die Augen, dann wandte die Dame den Kopf etwas seitwärts, während der Herr sich näher zu ihr neigte.

„Es ist doch so! Wir haben uns gefunden und wir sind für einander bestimmt. Meine Worte mögen kühn klingen, aber sie sagen nur, was ich als Wahrheit fühle. Diese Wahrheit macht mich schwindeln vor dem Glücke, das sie für mich enthält. Es kann ja nicht anders sein; wenn mit solch' unbezwinglicher Macht die Liebe eine Mannesseele ergriffen hat, wie sie mich erfaßte, dann übt sie auch ihre geheimnißvolle Anziehungskraft auf das geliebte Wesen aus: und dieses *muß* dem Banne der wonnigen Zauberin verfallen. Ich wußte, daß Sie mich lieben werden, weil Sie es — müssen."

Die Dame sah wieder auf, sie war ein wenig erröthet und ihr Auge leuchtete. „Ich hielt mich gefeit gegen solchen Zauber," bemerkte sie leise.

„Zürnen Sie darob, daß Sie ihm unterlagen? Nein, meine Theure, Sie dürfen nicht klagen, daß auch für Sie der Frühling kam. Ich weiß, daß Sie bisher un-

berührt blieben von den Empfindungen, welche jedes junge Weib ergreifen, weil es die ewigen Geſetze der Natur ſo heiſchen; Sie haben kalt und ſtolz auf Frauenglück verzichten wollen und doch iſt das Glück gekommen. Für Sie und für mich! Wollen Sie es abweiſen? Es läßt ſich nicht abweiſen, es erzwingt den Eintritt in unſer Herz."

„Es kann aber wieder gehen, ſo raſch und unvermuthet als es kam."

„Darum muß man es feſthalten und ihm eine Heimſtätte bereiten. Wollen Sie dies thun?" Er hatte die Hand der Dame ergriffen, die ſie ihm nicht entzog.

„Sie ſagten ja, ich müſſe der Macht folgen, die Sie über mich gewonnen."

„Sie folgen mir alſo?" Er rief es faſt jubelnd hinaus.

„Kann ich denn anders?"

Er küßte die Hand, die er in der ſeinen hielt, und küßte ſie immer wieder. „Alſo mein! Mein!"

„Ich begehe ein Unrecht —"

„Nicht ſo ſprechen, Theure!" bat er in flehendem Tone.

„Aber ich muß Dich ja lieben," ſchloß ſie.

„Wie dies Wort mich glücklich macht!"

Nach einer Weile fing er wieder an. „Du biſt mein für immer und ewig! Dieſer Ring hier" — er zog einen ſchmalen Reif mit einem kleinen Diamanten in der Mitte vom Finger — „ſoll Dich feſſeln für alle Zeit. Laß mich mit ihm dieſen lieben Finger ſchmücken."

Sie duldete es lächelnd. „Ich bin gefeſſelt, und Du? Ich beſitze ja leider nicht einmal einen Ring, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“

Er hielt noch ihre Hand gefaßt. „Sieh da, dieſer Armreif ſoll meine Feſſel ſein. Sie iſt ja noch ſtärker als jene, die ich Dir anlegte,“ fügte er ſcherzend hinzu.

„Sei es denn! Ich gebe, was ich ſelbſt empfing als Geſchenk von Jemand, der auch mich liebt.“ Sie löste das Armband ab und legte es um ſein Gelenk. „Es iſt faſt zu eng und wird Dich drücken.“

„Wollteſt Du glauben, daß mir dieſe Feſſel jemals drückend werden könnte?“

Die Beiden gebrauchten ohne Weiteres das vertrauliche „Du“, als wäre dies immer ſo geweſen. Es mochte der Mann doch wohl Recht haben mit ſeiner ſelbſtbewußten Behauptung, daß die Dame ſchon längſt die unausgeſprochene Frage: „Liebſt Du mich?“ in ihrem Herzen beantwortet habe: „Ja, ich liebe Dich!“

Hand in Hand ſaßen ſie da. Drüben war der Wächter wieder aus ſeiner Hütte getreten und hatte einen Blick herüber geworfen. „Ein paar glückſelige Menſchen, die den Himmel offen ſehen,“ dachte er und that einen kräftigen Zug aus ſeinem Pfeifchen. „Wie lang wohl die Glückſeligkeit dauern wird? Hm!“ — Dann begann er die Ruder, die an der Hüttenwand lehnten, in die Kähne zu vertheilen.

„Wir müſſen jetzt auch an die Zukunft denken, meine Theure!“ fing der Herr an. „Willſt Du mir vertrauen, ſo recht ganz und voll vertrauen?“

Digitized by Google

„Ich werde thun, was Du vorſchlägſt," erhielt er zur Antwort.

„Wenn es ſich aber um noch mehr handeln würde —"

Sie ſah ihn fragend an. „Ich verſtehe nicht, was damit gemeint iſt."

„Es könnten Ereigniſſe eintreten, welche Dein Vertrauen auf eine Probe ſtellen würden."

„Das wäre?"

Er zog ein kleines Briefchen aus der Taſche und hielt es ihr hin. „Heute früh, bevor ich hierher fuhr, bekam ich dieſe Warnung. Lies!"

Das Briefchen war mit unſicherer Hand flüchtig gekritzelt und trug keine Unterſchrift. „Reiſen Sie ſofort ab, wenn möglich, von einer Nebenſtation aus, man beabſichtigt, Sie zu verhaften." Das war Alles, was auf dem Papiere ſtand.

„Werden Sie abreiſen?" fragte die Dame.

„Du beginnſt bereits an mir zu zweifeln."

„Wie ſo?"

„Du gebrauchſt wieder das förmliche ‚Sie'."

„Ah! — Nun denn: wirſt Du abreiſen?"

„Nein!"

„Wenn aber wirklich das einträte, was der Warner vorherſagt?"

„Es wird eintreten, ich glaube daran; wenn ich aber fliehen würde, dann läge darin das Bekenntniß einer Schuld."

„Warum will man gegen Dich ſo vorgehen?"

„Glaubſt Du, ich hätte keine Feinde? — Eben deshalb

fragte ich Dich, ob Du mir voll und ganz vertrauen willſt. Man wird Dir über mich allerlei Schlimmes ſagen, mich ſchlecht machen; biſt Du ſtark genug, um Dein Ohr den Verdächtigungen zu verſchließen?"

„Ich werde nichts hören!"

„Tauſend Dank für dieſes Wort. Ich will Dir's lohnen."

„Was kann ich für Dich thun?"

Er ſchien nachzuſinnen über die Antwort auf dieſe Frage. „Wenn ich nun in der That eine Bitte hätte —?"

„Sprich ſie aus!"

„Angenommen, man verhaftet mich wirklich, ſo werde ich doch binnen Kurzem wieder frei ſein. Als freier Mann will ich dann die Stadt verlaſſen. — Ich ſagte, binnen Kurzem würde ich frei ſein. Es können ein oder mehrere Tage darüber vergehen, ich weiß es nicht. Während dieſer Zeit würdeſt Du das Gerede der Welt hören müſſen, und dies dürfte Dir Schmerz bereiten. Dann iſt noch Eines. Ich will nicht, daß unſere Verbindung verzögert und — von der Welt beſprochen werde. Es erſchiene mir wie ein Raub an unſerem Glücke, wenn die Neugierde und Klaſchſucht ſich an uns herandrängen würde. Wenn ich Dich nun bäte, abzureiſen, ſobald ich Dir es ſage: wollteſt Du es thun?"

„Es ſoll alſo Niemand etwas erfahren, auch nicht —"

„Niemand!" Er betonte das Wort ſcharf. „Vertraue mir auch in dieſem Punkte! Es ſind gute Gründe, die mich zu dieſer Bitte beſtimmen. Weiß Gott, ich bin es gewohnt, Hinderniſſe und Schwierigkeiten zu bekämpfen,

Digitized by Google

beſſer iſt es aber, ihnen aus dem Wege zu gehen. Iſt unſere Verbindung vollzogen, dann mögen die Anderen davon erfahren."

Die Dame zögerte mit ihrem Entſchluſſe. „Iſt dieſe Heimlichkeit nothwendig?"

„Mich ängſtigt der Gedanke, ich könnte Dich verlieren, und deshalb würde es mich beruhigen, wenn ich Dich fern von einem Orte wüßte, an dem meine Feinde thätig ſind."

Sie reichte ihm die Hand. „Ich will thun, was Du wünſcheſt."

Er küßte zärtlich dieſe Hand und hielt ſie feſt. „Jetzt mag kommen, was da will. Nun kann ich ruhig ſein, mein Glück iſt geſichert. Ich werde Dir alſo, wenn es Zeit iſt, kurze Nachricht geben. Reiſe dann ſofort ab nach dem Orte, den ich Dir bezeichnen werde. Dort erwarte mich: in wenigen Tagen werde ich Dir folgen, und dann ſoll unſer Bund vor Gott und der Welt beſiegelt werden."

Die Dame nickte zuſtimmend, dann verließen Beide den Platz und ſchritten dem Ausgange des Parkes zu, Arm in Arm, bis ſie zu dem Schloßhofe gelangten. Hier ſchieden ſie und ſchlugen verſchiedene Wege nach der Station ein, in welcher eben ein Zug zur Abfahrt bereit ſtand. Jedes nahm ein anderes Coupé; Niemand von den Mitfahrenden hätte vermuthen können, daß die beiden Menſchen an dieſem Morgen einen Bund für das Leben geſchloſſen hatten.

— — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Der Herr kehrte in seine Wohnung zurück und schrieb einige Briefe. Einen derselben versiegelte er, versah ihn mit der Adresse und steckte ihn zu sich; die anderen übergab er dem Diener zur Besorgung, dann begab er sich zu einem Freunde.

Am nächsten Tage meldeten die Abendblätter der Hauptstadt, daß frühmorgens eine in der Gesellschaft viel genannte Persönlichkeit aus noch unbekannten Gründen verhaftet worden sei. Am dritten Tage beförderte ein Freund des Verhafteten ein Billet zur Post, nachdem er mit einer Art spöttischen Lächelns die Adresse desselben gelesen hatte.

2.

In dem Zimmer Numero 13 des Landesgerichtsgebäudes saß der Auskultant Doktor Siegfried Lämmermeyer und beschnitt mit einem Taschenmesser seine Fingernägel. Ab und zu besah er auch seine Fußspitzen — genauer gesprochen die modisch spitzen Schuhe — oder schaute nach der alten Wanduhr, die zwischen den beiden Fenstern hing, deren Zeitangaben aber nur die Eingeweihten richtig zu deuten wußten, da sie je nach Umständen bald eine halbe Stunde vor, bald ebenso viel hinter der astronomischen Zeit war. Heute zeigte sie schon zehn Uhr Vormittags — draußen schlug die Thurmuhr halb zehn Uhr — und Herr Doktor Siegfried Lämmermeyer fand Anlaß zu unfreundlichen Gedanken über die Rücksichtslosigkeit von Landesgerichtsräthen, welche ihre Auskultanten auf Punkt neun Uhr in das Bureau bestellen, ohne Bedacht zu nehmen, ob nicht ein solcher Auskultant infolge

einer längeren vorabendlichen Kneipe das lebhafte Bedürfniß nach einem ausgedehnten Morgenschlafe und einem „Katerfrühstück“ hege.

Herr Doktor Siegfried warf plötzlich das Taschenmesser auf den Tisch, gähnte, streckte die Arme weit in die Luft und schwor sich im Stillen zu, künftig der Klügere zu sein und lieber den Herrn Landesgerichtsrath warten zu lassen, als selbst zu warten, insbesondere wenn am Vorabend eine Kneipe stattgefunden habe.

Ein kräftiges Klopfen veranlaßte ihn, sich umzuwenden. Im selben Augenblicke trat auch schon der Besucher ein.

„Guten Morgen, Siegfried! Herr des Himmels, machst Du Augen!“

„Kam spät nach Hause,“ murrte Herr Siegfried; „was willst Du? Ist etwas Neues los?“

„Neues? Nicht viel. In Frankfurt wurde unser bester Record für Bicycle auf zehn Kilometer um eindreiviertel Sekunden geschlagen; und aus Sophia meldet man —“

„Laß mich damit in Ruhe!“ wehrte Herr Siegfried ab.

„Das sind Nachrichten, welche heute Nacht zu spät für das Morgenblatt eintrafen; die also außer uns Leuten von Fach noch Niemand weiß; folglich für Einen, wie Du, der zum gemeinen Publikum zählt, neueste Neuigkeiten, die eines besseren Dankes werth wären.“

„Das von Frankfurt ist ja ganz interessant,“ bemerkte Herr Siegfried.

Digitized by Google

„Dafür hoffe ich von Dir auch etwas Interessantes zu erfahren," fiel der Andere rasch ein. „Dein Rath hat ja die Untersuchung gegen Herrn v. Romano zu führen, nicht wahr?"

„Ja. Du wirst aber erstens wissen, daß wir vom Gericht nicht plaudern dürfen, und zweitens weiß ich selbst nichts."

„Das Zweite wäre vielleicht ein Grund, den ich gelten lassen könnte, aber ich glaube nicht daran. Sei vernünftig, Siegfried! In Deiner Hand liegt es, ob mein Blatt heute in der Frage, die alle Welt beschäftigt, das bestunterrichtete sein soll oder nicht, und wenn ich für unser Abendblatt etwas Neues bringen kann, was die Anderen nicht wissen, so ist mir eine Zulage von hundert Mark monatlich sicher. Würdest Du mich für diesen Ausfall aus Deiner Tasche entschädigen? — Nein; folglich rede!"

„Ich weiß aber nichts, rein gar nichts!"

„Hat der Kater Dein Gehirn verzehrt?" spottete der Besucher. „Nun, so werde ich Deinen Rath selbst fragen."

„Du wirst doch das nicht wagen! Du kennst ihn ja, daß er —"

„Alle Reporter hinausbefördert," ergänzte der Andere. „Mir wird dies nicht widerfahren, verlaß Dich darauf. Kurzum, ich wag's."

„Thu's lieber nicht," mahnte Herr Siegfried, „wenigstens dann nicht, wenn er seinen Kneifer gerade auf der Nase sitzen hat, denn dann ist er sicher schlecht gelaunt. Je schiefer er ihn trägt, desto besser ist die Stimmung."

Digitized by Google

„Ein Winkelmaß für die Laune! Das ist nicht übel."

Die Thüre öffnete sich, Herr Landesgerichtsrath Heinrich v. Kaineck betrat sein Bureau. Der erste Blick der beiden jungen Leute galt dem Kneifer; er war tief herabgesunken, stand fast senkrecht auf die Gesichtsebene. „Also gutes Wetter," dachte Jeder.

Der Herr Landesgerichtsrath v. Kaineck war eine jener Persönlichkeiten, deren äußere Erscheinung Aufmerksamkeit erregt, weil sie ungewöhnlich ist. Herr v. Kaineck war in der That ganz ungewöhnlich häßlich. Klein von Gestalt, hager bis an die Grenze der Möglichkeit, mit einem Kopfe, dessen Schädel ausgeprägte Formen aufwies, und Zügen, die einem altehrwürdigen Gnomen, nicht einem Menschen anzugehören schienen. Dazu wurde das Gesicht noch umrahmt von einem krausen schwarzen Barte, der weit über die Wangen hereinwucherte; auf der aufgebogenen stumpfen Nase aber balancirte der Kneifer, und Jedermann fand es räthselhaft, wie derselbe überhaupt nur eine Sekunde lang auf solcher Grundlage sich erhalten könne.

Wer Herrn v. Kaineck zum ersten Male von Angesicht sah, der betrachtete ihn sicher mit einer Art von schreckhaftem Staunen, fühlte sich aber auch gebannt durch ein unerklärliches Etwas, welches unwillkürlich reizte, den Mann zu studiren. Aus diesem Gnomenantlitze mit der gefältelten Stirne und den komischen Nasenflügeln leuchteten zwei Augen, klein, blitzend wie Diamanten, deren sprühendes Feuer nichts Anderes war, als der Widerschein des Geistes, der diesen Mann beseelte. Ein bedeutender

Geiſt und ein eherner Charakter — das geſtanden ihm auch ſeine Feinde zu, die willig oder widerwillig ihm ihre Achtung zollen mußten.

Herr v. Kaineck erwiederte kurz den Gruß ſeines Auskultanten und muſterte ſchief von unten herauf den Beſucher.

Doktor Siegfried beeilte ſich, ſeinen Freund vorzuſtellen. „Doktor Benno Gottwald, ein alter Kollege, der mir Neuigkeiten aus dem Radfahrer-Club überbrachte.“

„Ah, Doktor Gottwald! Wenn ich nicht irre, haben wir uns bereits geſehen; Sie ſind Redakteur der ‚Deutſchen Zeitung‘?“

„Jawohl, Herr Landesgerichtsrath, ich hatte bereits die Ehre, Ihnen vorgeſtellt zu werden; es war bei der hygieniſchen Ausſtellung.“

„Daß Sie auch noch Zeit finden, ſich mit der Radfahrerei abzugeben! Ich dachte, das ſei nur ein Sport für Auskultanten, die nichts zu thun haben.“

Doktor Siegfried Läummermeyer nahm die Miene eines unſchuldig Gekränkten an.

„Ich werde es auch kaum zu einer Meiſterſchaft bringen,“ erwiederte lächelnd Doktor Gottwald, „für uns Menſchen von der Feder iſt es aber oft ſehr dienlich, mit Sportkreiſen Fühlung zu haben, wir verſchaffen uns damit Zutritt auch dort, wo man uns ſonſt die Thüre weiſen würde; zum Beiſpiel — hier!“

„Ah!“ — Herr v. Kaineck zog gemächlich ſeinen Rock aus, um ihn mit dem Amtsrocke zu vertauſchen, wobei Herr Doktor Siegfried Lämmermeyer dienſtbefliſſen mithalf.

Digitized by Google

„Ich gestehe es offen," fuhr Doktor Gottwald kühn fort, „daß ich mit einer Nebenabsicht hierher kam; ich gab mich der Hoffnung hin, in der Angelegenheit Romano's etwas zu erfahren."

„Ich versicherte bereits, daß nicht das Geringste mitgetheilt werden könne," fiel hastig Doktor Siegfried ein, indem er seinem Freunde einen mißbilligenden Blick zuwarf.

„Das glaube ich Ihnen gerne, da Sie ja nichts wissen," erhielt er zur Antwort.

„Aus diesem Grunde erlaubte ich mir zu warten, bis Herr Landesgerichtsrath kämen," bemerkte Doktor Gottwald.

Kaineck sah sich den kühnen Jüngling etwas verwundert an. „Von mir" — das Wort wurde besonders betont — „wollen Sie etwas erfahren?"

„Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir — selbstverständlich insoweit es die Amtspflicht gestattet — irgend welche Mittheilungen machen würden. Ich weiß ja, daß Sie die Bedeutung der Presse sehr wohl zu würdigen wissen, und es dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, daß gerade dieser Fall das Interesse der ganzen Gesellschaft lebhaft erregt."

„Leider Gottes haben Sie Recht; heutzutage dürfen Verbrecher, wenn sie nur recht abgefeimte Schurken oder Scheusale sind, auf die Theilnahme der ‚Gesellschaft' rechnen; und das haben zum größten Theile die Herren von der Presse auf dem Gewissen. Sie vernichten das Gefühl für Recht und Sitte, indem sie für den Auswurf der Menschheit Partei ergreifen."

Doktor Gottwald zuckte lächelnd mit den Schultern. „Man nennt die Preſſe gar oft die öffentliche Meinung, und in der That iſt ſie ja doch nur der Dolmetſch deſſen, was die ‚Geſellſchaft' denkt. Wir müſſen ſchreiben, wie man es eben wünſcht."

„Traurig genug; ich hätte eine beſſere Auffaſſung von der Aufgabe der Preſſe. Sie ſollte ſolchen Verirrungen entgegen treten, anſtatt ihnen zu huldigen."

„Da kämen wir ſchlecht an! Nehmen wir beiſpielsweiſe den erwähnten Fall. Alle Welt nimmt Partei für Herrn v. Romano, man iſt von ſeiner Unſchuld überzeugt!"

„So? Wirklich! Man hält ihn alſo für ganz und gar unſchuldig!"

„Nun, mindeſtens für entſchuldbar! Es ſei nicht ſo arg, meint man, daß es gerechtfertigt erſchiene, ihn wie einen Verbrecher zu behandeln, und alle Welt erwartet, daß er bald wieder in Freiheit geſetzt wird."

„Ei! Und iſt man deſſen ſo ſicher?"

„Allerdings, und wenn es mir geſtattet iſt, meine perſönliche Ueberzeugung auszuſprechen, ſo geht dieſe auch dahin, daß Herr v. Romano nicht vor die Geſchworenen geſtellt werden wird."

„Nun, darin könnten Sie ſich vielleicht täuſchen! Es findet zwar heute das erſte Verhör ſtatt, und ich will daher kein Urtheil abgeben, aber deſſen dürfen Sie verſichert ſein, daß mich das, was alle Welt meint oder wünſcht, nicht im Geringſten kümmert."

„Ich danke ſehr für Ihre Mittheilungen —"

Digitized by Google

„Danken? Wofür?“

„Ich erfuhr ja zwei wichtige Dinge: erstens, daß heute das erste Verhör stattfindet, zweitens, daß der Untersuchungsrichter von der Schuld des Verhafteten überzeugt ist. Das Uebrige —“

„Wird dazu erfunden, um einen pikanten Artikel zu geben. Nicht so?“

„Wir erfinden nicht, wir kombiniren nur!“

„Der unhöfliche Deutsche nennt es — lügen.“

„Heutzutage ist man eben höflich,“ erwiederte mit einer Verbeugung Doktor Gottwald. „Wenn ich mir noch eine Bemerkung gestatten darf,“ fügte er hinzu, „so möchte ich Sie ergebenst aufmerksam machen, daß es auch in Ihrem Interesse gelegen sein dürfte, dem Urtheile der Gesellschaft einige Aufmerksamkeit zu schenken. Die Welt nimmt es oft übel, wenn man ihr Unrecht gibt, und sie — rächt sich.“

Herr v. Kaineck setzte seinen Kneifer gerade auf die Nase. „Was meinen Sie damit? Was hätte ich zu fürchten von der Welt?“

„Zu fürchten? Wenn nicht gerade das, aber zu riskiren —“

„Und das wäre?“

„Ihre Zukunft!“ Herr Doktor Gottwald verbeugte sich tief und ging, wobei ihm sein Freund das Geleite gab.

Wortlos und ohne ein Zeichen von Erregung ging der Landesgerichtsrath zu seinem Schreibtische, suchte ein Aktenbündel hervor und streckte eben die Hand nach dem Klingelzuge aus, als es wieder an der Thüre klopfte.

„Ich wollte doch einmal nachsehen, wie es Dir geht.“

Digitized by Google

Mit diesen Worten führte sich der neue Besucher ein, indem er dem Landesgerichtsrath die Hand schüttelte. „Es sind mindestens sechs Monate her, daß wir uns nicht mehr begegneten. Du hast ja wohl einige Minuten zum Plaudern übrig; Deine Klienten werden es schon erwarten können, bis Du ihnen die Daumschrauben anlegst."

„Da seid ihr Herren im Ministerium freilich übler daran; die Parteien murren schon, wenn sie nur eine Stunde im Vorzimmer warten müssen, und wollen nicht begreifen, daß ein Hofrath doch nicht vor elf Uhr im Bureau erscheinen kann."

Der Hofrath im Ministerium des Innern, Herr Karl v. Schneid, nahm diese Anspielung gar nicht übel, im Gegentheile, er lachte herzlich und klopfte dem Freunde leicht auf die Schulter. „Das verstehst Du nicht, mein Lieber," erwiederte er, „man hätte ja gar keinen Respekt vor uns, wenn wir gar so leicht zugänglich wären. — Du erlaubst wohl, daß ich mich setze."

Herr v. Kaineck deutete mit der Hand auf den Stuhl, der neben dem Schreibtische stand, und setzte sich selbst gleichfalls nieder.

„Hast Du das neue Stück von Schönthan schon gesehen?" begann der Hofrath wieder das Gespräch.

„Nein, ich hatte noch keine Zeit dazu!"

„Schade; ich hätte gerne Dein Urtheil gehört, Du giltst ja in dieser Hinsicht als eine Autorität." Der Hofrath trommelte mit den Fingern auf der Kante des Schreibtisches, Kaineck prüfte angelegentlich die Schneide eines Falzbeins und schwieg.

Digitized by Google

„Wo wirſt Du den nächſten Sommer verbringen!“ fragte nach einer Pauſe der Beſucher.

„Im Gebirge, wie immer!“ Der Herr Landesgerichtsrath wandte mit dem Falzbein die einzelnen Bogen des Aktenbündels um, wie mit einer Wurfſchaufel; Herr v. Schneid zupfte an den Enden ſeiner Handſchuhe.

„Du haſt wohl einen intereſſanten Fall in der Arbeit?“ bemerkte der Hofrath, blickte aber dabei nicht auf.

„Nichts ungewöhnliches; Schwindeleien, wie ſie heutzutage ſo häufig vorkommen.“

„Ah, da fällt mir eben ein, daß, wie ich hörte, Du die Unterſuchung gegen Romano führſt. Iſt's wahr?“

„Jawohl.“

„Bei dem geſtrigen Abendempfang meines Miniſters wurde davon geſprochen, Seine Excellenz äußerte, daß er von der Unſchuld des Verhafteten überzeugt ſei und bedaure, daß bei uns offenbar ein Mißgriff mit dieſer Verhaftung begangen worden ſei.“

„Die Verhaftung erfolgte auf Antrag der X.'ſchen Gerichtsbehörden, welcher ordnungsmäßig der Staatsanwaltſchaft zugekommen war, und dieſe hat nur ihre Pflicht erfüllt,“ erwiederte mit etwas ſcharfer Betonung Herr v. Kaineck.

„Pardon, es ſollte ja auch kein Tadel gegen irgend wen damit ausgeſprochen werden, das lag auch Seiner Excellenz gewiß ferne. Die allgemeine Anſicht, die eben auch Seine Excellenz theilt, geht aber dahin, daß die erhobenen Beſchuldigungen grundlos ſeien, und Seine Excellenz glaubt daher auch, daß die Unterſuchung bald eingeſtellt werden müſſe.“

Digitized by Google

„Hat Seine Excellenz Dich beauftragt, mir dies zu sagen?"

„Wo denkst Du hin! Der Minister des Innern hat ja kein Recht, in richterlichen Angelegenheiten —"

„Gottlob," unterbrach Herr v. Kaineck seinen Freund, „daß die Staatsgrundgesetze uns Richtern die Unabhängigkeit gewährleisten."

Der Hofrath lächelte, um eine gewisse Verlegenheit zu verbergen. „Ich wünsche nicht, daß ich mißverstanden würde. Ich hatte geglaubt, es würde Dir vielleicht angenehm sein, zu erfahren, wie man in maßgebenden Kreisen über den Fall denkt."

„Ich würdige vollkommen Deine freundschaftliche Gesinnung, die Dich bewog, mich eigens zu besuchen, um mir die Ansicht Seiner Excellenz mitzutheilen, die demnach lautet, daß die Untersuchung eingestellt werden — müsse!"

„Von Zwang kann natürlich keine Rede sein, es ist eben eine Ansicht, ein Wunsch —"

„Ah! Und Du warst beauftragt, mir diesen Wunsch zur Kenntniß zu bringen!"

„Du bist ein eigenthümlicher Mensch!"

Das war nun allerdings eine diplomatische Antwort, deren wirkliche Deutung Herrn v. Kaineck sicherlich nicht schwer fallen konnte.

„Wenn Du das ‚eigenthümlich' nennst, daß ich mich in der Ausübung meiner Pflicht weder durch Ansichten noch durch Wünsche beirren lasse, so magst Du immerhin Seiner Excellenz sagen, daß der Kaineck ein gar ‚eigenthümlicher Mensch' sei."

Das war deutlich, wenn auch vielleicht nicht diplomatisch. Herr v. Schneid erhob sich und reichte dem Freunde die Fingerspitzen. „Ich will Dich nicht länger stören, Du Pflichtgetreuer; ich glaube, es könnte Dir aber nicht schaden, wenn Du auch ein wenig an Dich, und nicht blos immer an die sogenannte Pflicht denken würdest. Man hat in der Regel wenig Dank dafür."

Das war eine Mahnung, die Herr v. Kaineck verstehen mußte. Er verstand sie auch, denn er warf das Falzbein heftig auf den Tisch und richtete seinen Kneifer gerade.

Auf der Schwelle begegnete der Herr Hofrath einer Dame, welche er mit großer Höflichkeit grüßte, indem er gleichzeitig den Thürflügel weit öffnete. Auch Herr v. Kaineck fühlte sich veranlaßt, der Eintretenden einige Schritte entgegen zu gehen und, um seine Verbeugung ehrerbietiger zu gestalten, den Kneifer abzunehmen.

Die Dame nahm ohne Weiteres den Stuhl in Beschlag und schlug den Schleier halb zurück; ein Artillerist würde gesagt haben: sie demaskire ihre Batterien. Und diese waren nicht ungefährlich; Herr v. Kaineck wußte gut genug, daß die Augen der Gräfin Lorrain schon so Manchem verderblicher geworden waren, als die feindlichen Linien auf dem Schlachtfelde. Auf diesem setzte man Leib und Glieder auf das Spiel, jene mordeten den Verstand und vergifteten die Seele. Die Gräfin war seit drei Jahren die unbestrittene Königin der Gesellschaft, und wer seiner nicht ganz sicher war, der mied ihre Nähe. Der ganze sinnliche Zauber des Orientes umfloß dieses

Weib, das ein franzöſiſcher Geſandtſchafts-Attaché in irgend einem Bojarenſchloſſe der Wallachei entdeckt und in die fremde Welt des Abendlandes geführt hatte, in der, zum Staunen des Gemahls ſelbſt, auch der Geiſt dieſes ſeltenen Geſchöpfes ſich wunderbar entwickelte. Graf Lorrain wurde ſeines Beſitzes nicht froh, ein Jahr darauf ſtarb er, wie man ſagte, von Eiferſucht getödtet. Die Wittwe blieb in der Reſidenz, vielbegehrt und umworben, aber kalt-grauſam, wie man ſie nannte, ließ ſie ſich huldigen, ohne Erhörung zu gewähren. Ihren Ruf offen anzutaſten, wagte Niemand, nur im Geheimen ziſchelten die Abgewieſenen, wußten aber auch keinen anderen Beweisgrund anzuführen, als daß unmöglich ein ſolches Weib, dem die verzehrende Gluth der Leidenſchaft aus den Augen ſprühte, unempfindlich ſein könne. „Sie iſt vorſichtig und ſchlau," ſagten die Zweifler und blinzelten ſich zu.

Dieſe Dame ſaß nun Herrn v. Kaineck gegenüber und ließ ihm Muße, den ganzen Reiz ihrer Erſcheinung zu ſtudiren, der durch die geſucht einfache, aber tadellos geſchmackvolle Kleidung noch mehr hervorgehoben wurde.

In breiten Falten fiel der glatte, weiche, mehrfarbene Rock nieder, gerade ſo weit, um den ſchmalen, zierlichen Fuß dem Blicke noch freizugeben; eng umſchloß die volle Büſte eine braunrothe Jacke aus Sammet, und ein niederes Filzhütchen, das als Schmuck eine mattgoldene Agraffe auf einer dunkelrothen Sammetſchleife zeigte, ſaß auf der Fülle der ſchwarzblauen Flechten, die ſchwer in den Nacken herabhingen. Ein leichter Schimmer färbte

die Wangen, die vollen Lippen waren etwas eingezogen und die Flügel der edel geschnittenen Nase zuckten, vor Allem aber war es der märchenhafte Glanz der Augen, in die man hineinsah wie in einen Abgrund, dessen Tiefe eine Hölle oder ein Paradies bergen kann — man weiß es nicht — und welcher selbst eine so eisenfeste Natur, wie Herr v. Kaineck, ein wenig erglühen ließ.

„Können Sie liebenswürdig sein?" lautete die Frage, welche jetzt die Gräfin Lorrain stellte, und der Landesgerichtsrath antwortete — vielleicht halb unbewußt, von dem augenblicklichen Eindrucke bestimmt —: „Wer müßte es nicht sein, Ihnen gegenüber, Frau Gräfin!"

„Wollen Sie damit sagen, daß ich verwöhnt bin, alle meine Wünsche erfüllt zu sehen? — Nun ja, Sie mögen vielleicht Recht haben; ich bin ein wenig verwöhnt, wer weiß aber, ob ich nicht heute die demüthigende Lehre empfange, daß Wünsche auch versagt werden können."

„Und ich soll dieser grausame Lehrmeister sein?"

„Sie selbst! Ich bin gekommen" — sie hielt inne und sah zu Boden, um desto wirkungsvoller den Aufschlag der Augen zu gestalten, die sie jetzt fest auf Kaineck richtete — „Romano's wegen."

„Ah! Ich konnte es mir denken!" Herr v. Kaineck hatte in diesem Augenblicke seine kühle Fassung wiedergewonnen, und an dieser prallten, wie an einem ehernen Schilde, selbst die Pfeile dieses Augenpaares ab. „Ich konnte es mir denken!" Das klang so spöttisch, so überlegen abwehrend, daß die Gräfin Lorrain unmuthig die Lippen zusammenkniff.

„Ich ſehe, Sie ſind nicht liebenswürdig; Sie wollen mich nicht hören!“

„O doch, Frau Gräfin; ich bin ganz Ohr.“

„Sie machen es mir wahrhaftig ſchwer, zu ſprechen.“

Herr v. Kaineck war in der That unliebenswürdig genug, keinen Schritt entgegenzukommen; er ſchwieg.

„Nun denn,“ fuhr die Dame in etwas gereiztem Tone fort, „ich möchte erfahren, wann der Skandal ein Ende haben wird, daß man einen Kavalier, wie Herrn v. Romano, unter einem nichtswürdigen Vorwande behandelt wie — wie —“

„Wie einen Verbrecher, wollen Sie wohl ſagen! — Sie werden ſich eben gedulden müſſen, gnädigſte Frau Gräfin, bis die Frage entſchieden iſt, ob dieſer Herr v. Romano ein Kavalier oder nur ein Spitzbube iſt.“

„Können Sie darüber in Zweifel ſein? Alle Welt iſt darin einig, daß ein grobes Unrecht begangen wurde, eine Schändlichkeit —“ ſie brach jäh ab und ſchug plötzlich einen ſanften, bittenden Ton an — „in Ihrer Macht liegt es, dem ſchwer Gekränkten Sühne zu bieten; Sie müſſen ihn freilaſſen!“

„Das wünſchen Sie, gnädigſte Frau Gräfin?“

„Nun ja denn, ich wünſche es!“

„Geſtatten Sie mir zu bemerken,“ Herr v. Kaineck klemmte den Kneifer feſt zwiſchen die Augenwinkel, „daß in dieſem Zimmer, in dieſem Rocke ein Mann Ihnen gegenüber ſteht, der rückſichtslos ſein muß; dem die Ehre gebietet, ſelbſt dann unliebenswürdig zu ſein, wenn es den höchſten Preis, das eigene Glück, koſten würde. Um ſo weniger“

Digitized by Google

— dieſe Wendung war im Grunde eine Beleidigung, und Gräfin Lorrain fühlte ſie in ihrer ganzen demüthigenden Schwere — „vermag ich Ihren Wunſch zu erfüllen.“

„So hatte ich Recht, als ich ſagte, daß ich heute eine Niederlage erleiden würde.“ Die Gräfin hatte ſich erhoben, und zog den rothen Schleier herab.

„Sie verlangten Unmögliches!“ war die ruhige Antwort.

„Ich bereue es dennoch nicht, hierher gekommen zu ſein, habe ich doch erfahren, daß es auch Männer gibt, welche ‚Nein‘ ſagen können. Glauben Sie, daß ſich Viele Ihres Gleichen finden?“

„Das vermag ich nicht zu ſagen.“

„Ich glaube es nicht; denn ſo viel ich weiß, iſt wohl eher Jemand in der Lage, zu gewähren, als zu verſagen, denn dazu gehört eine Macht, die durch keine höhere gebrochen werden kann.“

„Sie wollen mir damit andeuten, daß meine Macht nicht groß genug ſei, um die Erfüllung ihres Wunſches zu vereiteln.“

Die Gräfin lächelte ein wenig ſpöttiſch. „Eben deshalb bewundere ich Sie. — Ein Anderer würde vielleicht die Bitte gewährt haben, um ſich den — Dank zu ſichern. Wiſſen Sie nicht, daß eine Frau eine gefährliche Feindin werden kann?“

„Ich weiß es, aber ich habe niemals Feinde gefürchtet.“

„Ein ſtolzes Wort!“ Die Gräfin ſtreckte ihm ihre ſchmale Hand hin. „Seien wir alſo Freunde! Sie ſehen, daß ich einen ganzen Mann zu ſchätzen weiß.“

Digitized by Google

Der Rath konnte nicht anders, wollte er nicht unhöflich erſcheinen, als mit einer leichten Verneigung den Händedruck entgegennehmen.

„Ich hoffe, daß Sie ebenſo loyal als Freund, wie als Gegner ſind. Der Richter hat mir einen Wunſch verſagt. Der Kavalier wird nicht ſo ungalant ſein, die Einladung der Freundin abzulehnen, ſich an dem Empfangstage in ihrem Salon einzufinden.“

Sie reichte ihm nochmals die Hand und verließ das Gemach.

Herr v. Kaineck rieb ſeinen Kneifer mit dem Taſchentuche. „Was will dieſes Weib von mir?“ fragte er ſich. „Glaubt ſie, mit der Zeit mich mürbe machen zu können?“ — Er lächelte, und dieſes Lächeln hieß ſo viel, als: „Nun, die ſoll enttäuſcht werden!“ Dann zog er die Klingel.

„Laſſen Sie den Inquiſiten vom Aufſeher herbeiholen.“

„Zu Befehl, Herr Rath!“ erwiederte der eintretende Doktor Lämmermeyer und ſchoß alsbald wieder zur Thüre hinaus, unter welcher er faſt einen Herrn überrannt hätte, der mit einem gemüthlichen: „Oho!“ der haſtigen Entſchuldigung Siegfried's vorweg entgegenkam.

„Ich fürchtete ſchon, zu ſpät zu kommen, Herr Rath,“ begann Doktor Maifeld, der berühmteſte Vertheidiger der Hauptſtadt, nach der erſten Begrüßung. „Ich lege nämlich Werth darauf, Sie noch zu ſprechen, bevor das erſte Verhör Herrn v. Romano's ſtattfindet. Sie wiſſen ja wohl, daß er mich zu ſeinem Anwalt gewählt hat?“

„Ich konnte es mir wohl denken,“ war die Antwort, die in ihrer Faſſung und in dem Tone, in dem ſie ge-

geben wurde, etwas anzüglich klang, was dem Advokaten nicht entging.

„Es ist eben mein Schicksal," erwiederte er lächelnd, „daß gerade die größten Spitzbuben just zu mir Vertrauen haben; und Herr v. Romano erscheint in Ihren Augen wohl als ein solcher. Nicht wahr?"

„Ich pflege nicht früher zu urtheilen, bevor ich nicht eine Sache untersucht habe; Herr v. Romano ist in meinen Augen nichts weiter, als ein — Inquisit, ob Spitzbube oder Ehrenmann, das wird die Zukunft zeigen."

„Nun, wir Vertheidiger können allerdings keine solche rein objektive Stellung einnehmen; wir neigen überhaupt mehr zum Optimismus, vielleicht schon deshalb, weil wir meist Gelegenheit haben, nach Art der Beichtväter etwas tiefer in die Seelen zu blicken."

„So hat Ihnen auch Herr v. Romano sein Herz geoffenbart?"

„Allerdings, und ich habe die Ueberzeugung gewonnen —"

„Daß er unschuldig ist!" unterbrach Herr v. Kaineck. „Mein Gott, das sagt ja alle Welt; soeben haben mich drei Personen dessen versichert."

„Es dürfte nicht schwer halten, auch den Richter davon zu überzeugen. Wessen klagt man ihn an? Daß er Wechsel mit gefälschter Unterschrift begeben habe! Ich gebe die Thatsache zu, aber ich werde nachweisen, daß mein Klient in gutem Glauben gehandelt hat. Er hat die Wechsel für Spielschulden erhalten und sie einfach weiter begeben. Daß er selbst der Fälscher sei, kann ihm nicht bewiesen werden. Das ist der Hauptpunkt. Dann soll er Dokumente sich

angeeignet haben. Worauf ſtützt ſich dieſe Beſchuldigung? Auf die außerdienſtliche Anzeige eines Poliziſten, deſſen Glaubwürdigkeit mit Recht in Frage geſtellt werden darf, wenn man die Thatſache bedenkt, daß dieſer Beamte ſtrafweiſe verſetzt wurde. Wäre an der Sache etwas Wahres, dann hätte wohl eine amtliche Anzeige erfolgen müſſen. Sie, Herr Rath, ſind ein zu gewiegter Richter, um nicht zu erkennen, daß eine Anklage, die auf ſolchen Stützen beruht, ſehr hinfällig erſcheint."

„Sie vergeſſen, daß er hier unter allerlei Vorſpiegelungen Schulden machte —"

„Iſt ſchon erwieſen, daß er ſie nicht bezahlen wird? — Nein, Herr Rath, auch das rechtfertigt nicht das Verfahren gegen einen Mann, dem die beſte Geſellſchaft Zutritt gewährt hat."

„Als ob dieſe ‚beſte Geſellſchaft' nicht ſchon oft getäuſcht worden wäre?"

„Mag ſein; die Täuſchung muß aber bewieſen werden."

„Nun, die Unterſuchung ſoll eben lehren, wer ſich irrte: die Behörde oder die Geſellſchaft. Ich glaube, Sie werden nicht daran zweifeln, daß ich die Unterſuchung genau und gewiſſenhaft führen werde."

Doktor Maiſeld neigte zuſtimmend den Kopf. „Davon bin ich vollkommen überzeugt. Sie werden das ganze Leben dieſes Mannes prüfen wollen, denn — Sie geſtatten mir wohl die Bemerkung — ihr Herren Richter ſuchet — die Schuld."

Herr v. Kaineck rückte ſeinen Kneifer gerade. „Was wollen Sie mit dieſer Bemerkung ſagen."

Digitized by Google

„Daß auch Sie sich bemühen werden, irgend einen dunklen Punkt aufzufinden, um nicht ganz — umsonst gearbeitet zu haben."

„Ah! Sie fürchten also, daß solche dunkle Punkte existiren?"

„Ich fürchte nichts. Ich meine nur, daß es besser sein dürfte, einen Mann, gegen den nur haltlose Beschuldigungen vorliegen, frei zu lassen. Der Mann ist vorläufig noch genug Gentleman, um Rücksichten zu üben und von gewissen Waffen zu seiner Vertheidigung keinen Gebrauch zu machen. Es wäre nicht gut, ihn zum Aeußersten zu drängen."

„Ich wiederhole nur, daß mir fast das Gleiche schon von anderen Leuten gesagt wurde. Es ist das nämliche Lied: Schonen Sie ihn, sonst ist — ich weiß nicht wer — bloßgestellt. Was hat dies mich zu kümmern?"

„Daß ich für meine Person keine Bloßstellung zu fürchten brauche, das werden Sie mir wohl glauben, Herr Rath, Sie wissen aber, daß ich für Sie aufrichtig freundschaftliche Gefühle habe —"

„Herr Doktor!" Der Ausruf klang drohend. „Was wollen Sie damit sagen?"

Doktor Maifeld zuckte mit den Schultern. „Ich vermag leider keine weiteren Andeutungen zu geben; ich darf ja das Vertrauen meines Schützlings nicht mißbrauchen und nicht rücksichtsloser sein, als er selbst. Es ist aber, und ich kann dies nur dringend wiederholen, mein aufrichtiger Wunsch, daß es meinem Klienten möglich gemacht werde, seinem Vorsatze treu zu bleiben: das Lebensglück Anderer

nicht zu zerstören. Mehr hatte ich Ihnen, Herr Rath, vorläufig nicht zu sagen. Adieu!"

Doktor Maifeld schritt der Thüre zu, mit jener selbstbewußten Miene, die er in diesem düsteren Gebäude stets zur Schau trug. War es ja die Stätte seiner zahlreichen Triumphe, die ihm den Ruf des glücklichsten Vertheidigers verschafft hatten. Lag eine Sache noch so verzweifelt für den Beschuldigten, so glaubte sich dieser schon halb gerettet, wenn Doktor Maifeld seine Vertretung übernommen hatte. Er hatte schon oft eine Freisprechung erzielt, wo alle Welt den Schuldigspruch erwartet hatte, und für die große Menge war es stets ein Räthsel, wie dieser Mann solche Dinge zu Stande bringen könne. Er verfügte allerdings über eine glänzende Beredtsamkeit, aber man wußte ja doch, daß die Rednergabe allein nicht hinreichen könne, um „Schwarz in Weiß" zu verwandeln. Merkwürdigerweise hatte Doktor Maifeld gerade dort, wo man am ehesten von einer hinreißenden Beredtsamkeit Erfolge erwarten konnte, nämlich vor den Geschworenengerichten, weniger Glück, als vor den Richterkollegien, welche nicht nach „freier Würdigung" urtheilten, sondern an strengere Normen gebunden waren. In vertrauten Kreisen raunte man freilich sich heimlich zu, daß Doktor Maifeld die Kunst verstehe: Wechsel und Geheimnisse zu kaufen; ein Geschäft, das ihm Ruhm und Reichthum eintrage, welche doppelten Zinsen aber die Klienten bezahlen müßten.

Zwischen Herrn v. Kaineck und Doktor Maifeld bestand eine gegenseitige stille Abneigung, obwohl die Beiden bisher

wenig mit einander zu thun gehabt hatten. Der Advokat war selten in die Lage gekommen, in Fällen die Vertheidigung zu führen, bei welchen der Rath als Richter betheiligt war; Letzterer hatte aber auch niemals Veranlassung genommen, den berühmten Doktor Maifeld vor dessen Kollegen besonders auszuzeichnen, was immerhin dem in dieser Hinsicht Verwöhnten auffallen mußte.

Wenn Doktor Maifeld hätte wissen können, welch' tiefe Erregung das Gemüth des Rathes jetzt erschütterte, er hätte sich für alle ihm widerfahrene Mißachtung glänzend gerächt halten müssen.

Mit zusammengekniffenen Lippen, beide Hände auf die Tischkante stemmend, als bedürfe er eines Haltes, stand Kaineck da und schaute auf die leere Wand ihm gegenüber, auf deren schwärzlichem Grunde seine zuckenden Augen in flammender Schrift die Frage zu lesen glaubten: „Was soll das heißen?" Es war die Frage, welche sein Hirn verwirrte; eine Frage, vor deren Beantwortung sein Herz zitterte. Wie toll wirbelten ihm Gedanken durch den Kopf, die ihn schaudern machten, wie grinsende Gespenster, welche aus ihren Gruben gestiegen waren, um sein — Glück mit sich in ein abgrundtiefes Grab zu zerren.

Mit einer fast übermenschlichen Anstrengung raffte er sich plötzlich auf und riß an der Glockenschnur. „Mag kommen, was da will, jetzt muß ich die Wahrheit sehen!" murmelte er.

„Lassen Sie den Verhafteten eintreten," rief er heftig dem eilig hereinstürmenden Auskultanten zu, der mit

einem verwunderten Blick auf den Rath, deſſen heiſere Stimme ihm auffiel, ſich beeilte, zur Thüre hinaus zu rufen: „Wacek, führen Sie den Inquiſiten vor.“

Im nächſten Augenblicke erſchien, von dem Aufſeher geleitet, Herr v. Romano und verneigte ſich mit dem Anſtande eines Kavaliers, der den Salon eines Fürſten betritt.

3.

„Sind Sie bereit?“ fragte der Rath ſeinen Auskultanten, und als dieſer bejahte, ſetzte er den Kneifer zurecht und ließ ſich auf ſeinem Stuhle nieder. Herr v. Kaineck zeigte vollkommene Ruhe, auch der ſchärfſte Beobachter hätte nicht den Schatten einer Spur von irgend welcher Aufregung entdecken können. Vor wenigen Minuten noch ein Mann, der mit ſeinen Gefühlen ringen mußte, war Herr v. Kaineck jetzt nur Richter, ruhig, kalt, fühllos, nur dem Verſtande, nicht den Regungen des Herzens dienſtbar.

„Sie heißen? — Ich bitte Vor- und Zunamen anzugeben.“ Mit dieſer Frage begann das Verhör.

„Camille Vicomte de Romano.“

„Können Sie beweiſen, daß Sie den Titel Vicomte zu führen berechtigt ſind? In keinem der Adels-Almanache habe ich eine Familie v. Romano gefunden.“

„Dieſe Bücher ſind alle ungenau — alle, ich weiß es. Meine Familie iſt uralt, ſie ſtammt aus Sicilien.“

„Der Titel Vicomte iſt franzöſiſch; Sicilien aber, ſo weit ich unterrichtet bin, italieniſch.“

„Sie vergeſſen, Herr Rath, daß auch Sicilien einſt

unter französischer Herrschaft stand; meine Ahnen kamen mit Karl von Anjou in's Land."

„Sie sind demnach wohl im Besitze von Familienpapieren, welche unzweifelhaft Ihr Recht auf diesen Titel darthun?"

„Ich hatte bisher keine Veranlassung, nach der Existenz solcher Papiere zu forschen. Man hat nie bezweifelt, daß ich einem edlen Geschlechte entsprossen sei; in den Kreisen, in denen ich mich bewege, gilt das Wort des Kavaliers."

„Ich weiß genug: Sie vermögen ein Anrecht auf den Titel Vicomte nicht nachzuweisen; das wollte ich nur feststellen."

„Herr Rath, Ihre Zweifel sind beleidigend —"

„Lassen Sie derlei Phrasen, auf mich machen sie doch keinen Eindruck," unterbrach ihn ruhig der Rath. „Ihr Alter?"

„Sechsunddreißig Jahre."

„Geburtsort?"

„Lahore."

„Lahore? In Indien?"

„Jawohl; mein Vater befand sich damals im englischen Lager vor Lahore; er bekleidete eine hohe Stelle im Dienste der ostindischen Compagnie."

„Natürlich hat dieser Umstand die fatale Folge, daß Ihre Geburt in keinem amtlichen Register eingetragen ist," bemerkte ironisch der Rath.

„Mir ist in der That hierüber nichts bekannt. Vielleicht daß sich in den Akten der Compagnie Papiere meines

Vaters finden, ich hatte, wie geſagt, bisher keine Veranlaſſung, danach zu forſchen. Ich habe leider meinen Vater nicht gekannt; auch meine Mutter ſtarb frühzeitig, und ich wurde, ſo viel ich weiß, ſchon als kleiner Knabe nach England zu meinem Oheim gebracht."

„Sie wurden alſo in England erzogen?"

„Ich entſinne mich, daß ich zuerſt in einer düſteren Stadt in einem großen Hauſe mit vielen Altersgenoſſen untergebracht war, ſpäter kam ich mit meinem Oheim nach Paris, dann nach Hamburg."

„Nach Hamburg? In welches Erziehungs-Inſtitut?"

„Ich lebte im Hauſe meines Oheims, der zugleich mein Lehrmeiſter war. Der gute alte Leon iſt auch ſchon lange todt."

„Das ließ ſich vorausſehen; ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß alle Perſonen, welche über Ihre Jugendzeit Aufſchluß geben könnten, todt oder unauffindbar ſein würden."

„Was iſt Wunderbares daran?" erwiederte der Angeklagte ruhig auf die ſpitzige Bemerkung des Richters. Es war in der That kein Zweifel, Herr v. Romano verſtand zu pariren.

„Ihre Religion?"

„Katholiſch."

„Der Sohn eines Offiziers oder Beamten der oſtindiſchen Compagnie?"

„Verzeihen Sie, Herr Rath; der Sohn eines franzöſiſchen Edelmanns, deſſen Ahnen unter den Anjou ſtritten."

„Ledig?"

Digitized by Google

„Ich bin unvermählt."

„Haben Sie für Jemand zu sorgen?"

„Für die Armen, die bei mir Hilfe suchen; sonst für Niemand," war die stolze Antwort.

„Besitzen Sie Vermögen?"

„Ich verfüge über eine Rente von vierzigtausend Franken; woher ich dieselbe beziehe, kann ich aus gewissen Gründen nicht mittheilen."

„So! — Wird diese Rente regelmäßig ausbezahlt?"

„Eigenthümliche Verhältnisse haben allerdings bisweilen zur Folge, daß die bestimmten Fristen nicht eingehalten werden können, und ich auf das Eintreffen der Gelder längere Zeit zu warten gezwungen werde."

„In einem solchen Falle befanden Sie sich wohl in der letzten Zeit?"

„Das ist richtig, die Zahlung blieb diesmal länger aus, als gewöhnlich; jedoch bin ich außer Sorge, die Anweisung der Gelder muß in den nächsten Tagen erfolgen."

„Das wäre in der That zu wünschen — im Interesse Ihrer zahlreichen Gläubiger. Wie hoch beziffern Sie Ihre Schulden?"

„Das weiß ich im Augenblicke nicht zu sagen, vielleicht sind es fünf-, vielleicht zehntausend Mark; auch mehr."

„Mehr allerdings; bei der Polizei wurden Forderungen angemeldet, deren Gesammtbetrag über achtzehntausend Mark ausmacht. Das ist eine Summe, die mehr als die Hälfte Ihrer angeblichen Jahresrente beträgt.

„Ich habe dafür auch noch Forderungen auszustehen."

Digitized by Google

„An wen?"

„An Kavaliere. In unſeren Kreiſen hilft man ſich gegenſeitig aus, denn es widerfährt ſelbſt Prinzen, daß ſie bisweilen in Verlegenheiten gerathen. Es wäre mir deshalb auch ein Leichtes geweſen, all' die Forderer zu befriedigen, wenn ſie ſtatt zur Polizei zu mir gekommen wären. Den geringfügigen Betrag hätten mir Freunde ſicher gerne zur Verfügung geſtellt."

„Weshalb wandten Sie ſich nicht früher an dieſe Freunde?"

„Man nimmt nicht ohne Noth Gefälligkeiten in Anſpruch; den Geſchäftsmann, der uns Kredit gewährt, kann man entſchädigen, das heißt, er hält ſich ſelbſt ſchadlos, indem er uns wucheriſche Preiſe ſtellt; dem Freunde wird kaum ein Dankeswort zu Theil. Der Gentleman wird daher lieber theuren Kredit nehmen, als die Dienſtwilligkeit der Freundſchaft ausbeuten."

„Das klingt ganz hübſch; nur ſtimmt damit ſchlecht der Umſtand, daß Sie Wechſel in Umlauf ſetzten, welche Sie mit der gefälſchten Unterſchrift Ihrer Freunde verſahen."

„Ich verwahre mich gegen ſolche Beſchuldigungen, Herr Rath; Sie haben nicht das Recht, derartige Behauptungen aufzuſtellen —"

„Ich weiß ganz genau, wie weit mein Recht geht. Ihrer Belehrung bedarf ich nicht. Hier liegen drei Stück ſolcher Wechſel, die Sie begeben haben, und welche falſche Unterſchriften tragen."

„Ich leugne nicht, daß ich die Wechſel begab, muß

aber entschieden zurückweisen, daß ich mit der angeblichen Fälschung etwas zu thun hatte, ja nur eine Ahnung von einer solchen haben konnte. Ich erhielt sie in Berlin als Zahlung für eine Spielschuld."

„Von wem?"

„Ich würde, selbst wenn ich in die betreffenden Personen Mißtrauen setzen dürfte, doch niemals den Angeber spielen."

„Dann müssen Sie es sich gefallen lassen, wenn der Verdacht auf Ihrer Person ruhen bleibt."

„Man wird diesen Verdacht aber auch erst begründen müssen."

„Das wird auch geschehen. — Es liegt noch eine weitere Anklage gegen Sie vor. Sie haben sich widerrechtlich in den Besitz wichtiger Papiere gesetzt; eine Anzeige, welche ein gewisser Wehrmann in Berlin erstattete, spricht von einem Diebstahl!"

„Ich muß augenblicklich derlei Beleidigungen wehrlos über mich ergehen lassen; aber es wird die Stunde kommen, in der ich Genugthuung fordern werde."

„Sie würden besser thun, anstatt solcher Deklamationen eine bestimmte Antwort zu geben. Haben Sie die Dokumente sich angeeignet?"

„Die Papiere sind in meinem Besitze, das leugne ich nicht, aber ich habe ein Recht auf sie!"

„Sie gestehen also zu, daß Sie sich der Papiere bemächtigt haben; können Sie Ihr vorgebliches Anrecht auf dieselben begründen? Wenn Ihr Recht so zweifellos ist, weshalb sind Sie dann entflohen?"

Digitized by Google

„Ich erſuche Sie, Herr Rath, Ihre Ausdrücke beſſer zu wählen. Ein Romano flieht nicht. — Ich habe mich einfach aus Berlin entfernt, um Beläſtigungen zu entgehen —“

„Nun, das läuft ja auf daſſelbe hinaus. Alle Flüchtigen haben den gleichen Grund, ſie wollen von den Gerichten nicht ‚beläſtigt‘ werden.“

„Ich proteſtire dagegen, daß man von einer Flucht ſpricht!“

„Kommen wir auf die Sache ſelbſt zurück. Vermögen Sie Ihre Rechte an den fraglichen Dokumenten zu beweiſen?“

„Gewiß!“

„Nun, ſo ſprechen Sie!“

„Vor vier Jahren lernte ich in Wiesbaden eine Dame kennen, die mein lebhafteſtes Intereſſe erregte. Sie war, wie man zu ſagen pflegt, eine originelle Erſcheinung, ihre Anſichten waren zwar etwas ungewöhnlich — man nennt es bisweilen excentriſch — jedenfalls beſaß ſie aber auch Eigenſchaften des Geiſtes und Charakters, die bei Damen ſelten ſind. Ich habe leider das Unglück, bei Frauen Glück zu haben, und ſo trat ich denn auch in Beziehung zu dieſer Dame, ohne es gewünſcht und gewollt zu haben; ein Zufall brachte uns in Berührung, und die erſte Begegnung hatte auf beiden Seiten genügendes Intereſſe erweckt, um einen weiteren Verkehr anzubahnen. Ich hatte die Ehre, das volle Vertrauen dieſer Dame zu genießen, und dies erklärt meine Kenntniß der Verhältniſſe, rechtfertigt aber auch, daß ich mich in den

Besitz jener Papiere setzte; denn damit erfüllte ich nur den letzten Wunsch der Dame."

„Was Sie da erzählen, klingt ja hübsch romanhaft. Sie behaupten also, wenn ich Sie recht verstanden habe, daß jene Dame Sie gewissermaßen zum Vollstrecker ihres letzten Willens machte, indem sie Ihnen jene Dokumente anvertraute, welche wahrscheinlich über ihre Familienverhältnisse Aufschluß geben."

„So ist es, Herr Rath!"

„Die Dame war Wittwe, angeblich wenigstens!"

„Ja!"

„Und sie galt als reich?"

„Sie war es auch."

„Das Kästchen, welches Sie an sich nahmen, enthielt auch Werthpapiere?"

„Wer wagt dies zu behaupten? Nicht ein Pfennig Geldeswerth war darinnen."

„Warum haben Sie die rechtmäßigen Erben noch nicht verständigt, daß Sie der Testamentsvollstrecker seien?"

„Es war mir überlassen, dies zu thun, wann ich es wolle."

„So! Wann gedenken Sie dies also zu thun?"

„Sobald ich den richtigen Zeitpunkt für gekommen erachte. Ich erwähnte bereits, daß jene Dame etwas ungewöhnlich veranlagt war" — Herr v. Romano legte bei diesen Worten seinen Arm leicht auf den Tisch und dabei schob sich die Manschette etwas zurück, so daß ein Armband sichtbar wurde, welches sein Handgelenk umspannte — „es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn

auch ihre letzten Anordnungen einige ungewöhnliche Beſtimmungen enthalten."

Herr v. Kaineck antwortete nicht, ſeine Blicke hafteten unverwandt auf der Hand des Angeklagten, ruckweiſe richtete er ſich aus der bequemen, zurückgelehnten Haltung auf, und wie von einer magnetiſchen Kraft angezogen, bogen ſich Kopf und Körper hinüber, immer näher zu der Hand, deren Finger ſich ſpielend bewegten. Herr v. Romano ſah es und ein unmerkliches Lächeln ließ ſeine Mundwinkel zucken.

„Sie halten mich wohl für weibiſch eitel," ſagte er langſam, nach einer längeren Pauſe, „weil ich ein Armband trage. Es iſt nun allerdings ſeit einiger Zeit auch in unſeren Kreiſen Mode geworden, daß Männer ſich mit derlei Frauenſchmuck zieren, ich würde aber dieſer Mode ſicher nicht gehuldigt haben, wenn nicht ein beſonderer Grund in dieſem Falle obwalten würde. Das Armband iſt das Geſchenk einer Dame und ſoll mich ſtets erinnern, daß ich — gefeſſelt bin. Ein Symbol, weiter nichts!"

„Was ſagten Sie?" fuhr nach einigen Sekunden plötzlich der Rath auf, als ob er die letzten Worte gar nicht gehört hätte.

„Das Armband erhielt ich von einer Dame — als Symbol," wiederholte Romano.

„Von einer Dame! Ja, ja! Sie ſcheinen viel mit Damen zu verkehren."

„Ich erwähnte bereits, daß mir das Schickſal zu Theil wurde, Frauengunſt zu finden. Welchem Zauber ich dies danken muß, vermag ich ſelbſt nicht zu ſagen." Mit

feinem Lächeln ſtrich er dabei ſeinen wohlgepflegten dunkelblonden Bart und reckte halb unwillkürlich ſeine ſtattliche Geſtalt.

Der Landesgerichtsrath ſchien dieſe Bemerkung nicht verſtanden zu haben; er beſah ſich auch den Mann gar nicht näher, der ſo ſelbſtbewußt von ſeinen Erfolgen ſprechen durfte. Der Vicomte de Romano konnte in der That auf ſeine äußere Erſcheinung ſtolz ſein; mehr als mittelgroß, von kraftvollem, ebenmäßigem Körperbau, mit geſchmeidigen Bewegungen und einem ſcharf geſchnittenen Antlitze, das in hohem Maße ausdrucksfähig war, mochte er leicht die Aufmerkſamkeit erregen, die ſich ja ſtets einem, das Auge durch ſchöne Linien befriedigendem Gebilde zuwendet. Die Stimme — ein voll und tönend klingender Bariton — war biegſam und von einſchmeichelndem Wohllaut; das tiefbraune Auge konnte ebenſo kühn und ſtolz, wie zärtlich und rührend blicken; jedenfalls verſtand es der Mann, wie ein großer Schauſpieler ſeine natürlichen Mittel trefflich zu gebrauchen, und ſchien ein Meiſter in der Kunſt, Haltung, Miene, Ton und Blick mit ſeiner Rede in Einklang zu bringen. Der Vicomte durfte daher auch mit einem gewiſſen Mitleid auf ſeinen Richter herabſehen, der in allen Stücken ihm ſo unähnlich war; er mochte ſich für Phöbus Apollo halten, der den häßlichen Pan zur Eiferſucht reizt.

Herr v. Kaineck dachte übrigens in dieſem Augenblicke am wenigſten daran, ſein Gegenüber um Vorzüge zu beneiden, die er ſelbſt nicht beſaß; die Gedanken des Rathes beſchäftigte etwas Anderes und dies fand endlich Ausdruck

in der mit einer hastigen Gewaltsamkeit hervorgestoßenen Frage: „Von wem haben Sie dieses Armband? Sprechen Sie!“

Der leidenschaftliche Ton dieser Worte, der funkelnde Blick, der sie begleitete, brachten selbst den Vicomte einen Augenblick nahezu aus der Fassung; doch bald hatte er die Ruhe wieder gewonnen und mit einem leichten Zucken der Schultern erwiederte er gelassen: „Sie gestatten mir wohl, Herr Rath, über diesen Punkt, der übrigens mit den anderen Angelegenheiten in keinem Zusammenhange steht, jene Diskretion zu beobachten, die jeder Gentleman üben muß.“

„Sie wollen es nicht sagen,“ murmelte der Rath, halb mehr für sich, als zu dem Vicomte gewendet, „ich muß es aber wissen!“ Herr v. Kaineck holte tief Athem und strich mit der Hand über die Stirne, die sich kühl anfühlte, obgleich er die Empfindung hatte, als glühe sie wie geschmolzenes Eisen.

Herr v. Romano machte eine Bewegung mit dem Kopfe, als wolle er seine Verwunderung über das seltsame Benehmen des Richters ausdrücken; er gab keine Antwort und auch Herr v. Kaineck schwieg.

Er kannte das Armband genau. Vor wenigen Monaten, zur Weihnachtszeit war es gewesen, da hatte er diesen einfachen Goldreif mit dem seltsamen, einem Talisman gleichenden Emblem in der Mitte gekauft. Der Goldschmied hatte ihn noch darauf aufmerksam gemacht, daß der Reif ob seiner sonderbaren Form eigentlich nicht modern sei, obwohl das Emblem ein kleines Kunstwerk

darſtelle. Es war kein Zweifel, das Armband, welches der Vicomte an ſeinem Handgelenk trug, war daſſelbe, welches der Rath am Weihnachtsabend ſelbſt um eine andere Hand gelegt hatte. Solch' eigenartige Stücke, die einer Künſtlerlaune entſproſſen, finden ſich nicht leicht doppelt. Nein, es war gewiß daſſelbe Armband! Eine Dame hatte es beſeſſen, und von einer Dame hatte der Vicomte es erhalten, ſo ſagte er ſelbſt. Den Namen wollte er nicht nennen; wozu auch! Herr v. Kaineck mußte ja wiſſen, wem er dieſen Reif gegeben hatte. Alſo darauf zielten jene geheimnißvollen Andeutungen der Leute, jene Anſpielungen Doktor Maifeld's, es könnte Jemand bloßgeſtellt werden!

Das Schweigen wurde dem Auskultanten Doktor Siegfried Lämmermeyer allgemach etwas unbehaglich; er hatte ſchon wiederholt nach der Uhr geſehen, die beſtätigte, daß er vollauf berechtigt ſei, Hunger zu verſpüren. Mit einer nicht gewöhnlichen Kühnheit entſchloß er ſich dann endlich, ſeiner Sehnſucht nach Beendigung dieſes unerquicklichen Zuſtandes Ausdruck zu geben, indem er ſich die Frage geſtattete: „Soll ich das Protokoll vorleſen?"

Erſt nach einer Weile erhielt er Antwort: „Was ſagten Sie?"

„Ob ich das Protokoll vorleſen ſoll?"

„Das Protokoll? Gut, leſen Sie!"

Mit aufrichtiger Befriedigung und ſo raſch, als es die Rückſicht geſtattete, las Doktor Lämmermeyer das Protokoll des Verhöres vor, wie er es aufgeſetzt hatte; nur von der einen Furcht gequält, der Rath oder der An-

geklagte könnten gegen seine Fassung Einwendungen erheben und er zu Aenderungen gezwungen sein.

Zu seiner Freude geschah dies nicht.

Herr v. Romano antwortete auf die Frage des Richters, ob er etwas zu bemerken habe, verneinend und unterzeichnete dann mit fester Hand das Protokoll.

Der Auskultant hatte inzwischen den Aufseher hereingeholt, der den Angeklagten in die Zelle zurückführen sollte.

Dieser zögerte jedoch und dem Rath fest in das Auge blickend begann er: „Sie gestatten mir wohl die Frage, wie lange die Untersuchung noch dauern soll? Sie dürften es begreifen, daß ich wünsche, aus dieser ebenso peinlichen, wie lächerlichen Lage befreit zu werden; denn es leiden auch Andere darunter; vielleicht auch solche, welche nicht wissen, wenn sie es auch möglicher Weise zu ahnen beginnen, daß ihre eigenen Interessen in Beziehung zu meinem Schicksale stehen. Der freie Mann würde vielleicht sprechen können, während der Angeklagte schweigen muß —“ seine Stimme sank allmählig zum Flüstertone herab, selbst der Auskultant vermochte die letzten Worte des Vicomte nicht zu vernehmen, so grell deutlich sie auch dem Landesgerichtsrathe in die Ohren klangen und welche lauteten: „als freier Mann würde ich einem Freunde alle Aufklärungen geben, welche er wünscht.“

„Wacek, führen Sie den Mann zurück!“

Das war die Antwort, welche Herr v. Kaineck gab, mit so lauter Stimme, als müßte er das Toben einer lärmenden Menge überschreien. Hatte er Furcht vor sich selbst? Wer weiß es.

Digitized by Google

Der Vicomte hatte das Zimmer verlaſſen; Doktor Siegfried Lämmermeyer erlaubte ſich an ſeine Anweſenheit zu erinnern, indem er fragte: „Befehlen Sie noch etwas, Herr Rath?“

„Sie können gehen. Sperren Sie das Bureau ab, Sie haben ja Ihren Schlüſſel. Ich habe noch zu arbeiten und will ungeſtört ſein.“

Der Auskultant beeilte ſich, den Wunſch des Rathes zu erfüllen; knarrend ſchob ſich der Riegel in's Schloß und Herr v. Kaineck zuckte unmerklich dabei zuſammen, er ahnte etwas von den Empfindungen eines Gefangenen, der in ein tiefes Verließ geworfen wird. Dann ſetzte er ſich an den Tiſch, ſtützte den Kopf in die Hände und ſchaute auf das Protokoll nieder, das vor ihm lag, ohne etwas Anderes zu ſehen, als den Schnörkel, mit welchem der Vicomte de Romano ſeinen Namenszug verziert hatte.

Die Sonne draußen ſank tiefer; es wurde dunkler und dunkler in dem Gemache und in der Seele des Mannes, der einſam in demſelben ſaß.

4.

„Ja, um Gottes willen, gnädiger Herr, was iſt denn geſchehen? Es wird ja gleich ſieben Uhr läuten.“ Mit dieſen Worten wurde der Rath beim Eintritt in ſeine Wohnung von der Köchin empfangen, deren Mienen Aufregung und üble Laune deutlich genug verriethen.

„Sieben Uhr? Was weiter? Sie ſollten ja doch ſchon wiſſen, daß ich oft verhindert bin, zum Mittageſſen heimzukommen.“

„Ja, wenn's Geschworne gibt, da ist alleweil die Unordnung; aber heute hat der gnädige Herr keine Geschworenen gehabt, sonst hätt' ich's schon im Blatt gelesen, wenn schon der gnädige Herr mir nichts gesagt hätte," fuhr die Jungfer mit geläufiger Zunge fort, „das ganze Essen ist heute rein für die Katz' hergerichtet. Rein Schade um die Sachen!"

„Haben die Damen auch nicht zu Mittag gespeist?"

„Ja, wenn ich wüßte, wo die Damen stecken! Als ich auf den Markt ging, waren sie noch daheim, und seitdem habe ich sie mit keinem Aug' mehr gesehen."

„Sie sind fortgegangen?" Herr v. Kaineck fragte dies ganz ruhig, als ob gar nichts Besonderes dabei wäre.

„Natürlich sind sie fortgegangen," erwiederte durch diese Ruhe geärgert die Jungfer, „gesagt haben sie mir freilich nichts davon. Nach Hause gekommen sind sie aber auch nicht, und Unsereines steht da wie ein Narr und muß das Essen verderben lassen. — Soll ich es vielleicht dem gnädigen Herrn aufwärmen? Wenn's nicht gut ist, ich kann nichts dafür!"

„Ich danke, ich habe keinen Hunger." Der Rath betrat sein Zimmer und schloß die Thüre hinter sich, während die Köchin murrend: „Das ist ja eine Wirthschaft, daß dem Teufel grausen könnte," in ihre Küche sich zurückzog.

Herr v. Kaineck wunderte sich über nichts; er war nicht überrascht worden, als er vernahm, daß die Damen am frühen Vormittag das Haus verlassen hatten und nicht mehr heimgekommen waren, und er fand es beinahe

Digitized by Google

selbstverständlich, daß auf seinem Schreibtisch zwei Briefe lagen. Es schien fast, als ob er dies Alles gerade so erwartet hätte.

Gelassen zündete er die Kerzen in dem doppelarmigen Leuchter an und besah die Schreiben. Das eine war, wie Form und Aufschrift des Umschlages zeigte, dienstlicher Art, er legte es zunächst bei Seite, und griff nach dem kleineren Umschlag, der unverschlossen und ohne Aufschrift war. Er zog ein Blatt aus demselben hervor, auf welchem mit unsicheren, flüchtigen Zügen nur wenige Worte standen.

„Verzeihe, ich konnte nicht anders; ich mußte es thun.

Leonie."

Mehr war nicht auf dem Blatte zu lesen.

„Sie konnte nicht anders!" Der Rath wiederholte es leise für sich und ein unsäglich bitterer Ausdruck lag in dem Tone, mit dem er dies that. „So sagen sie Alle, Alle! Erbärmliches Geschlecht!"

Er stampfte mit dem Fuße auf und warf das Blatt auf den Tisch, im nächsten Augenblicke hob er es wieder auf und hielt es an die Flamme.

Wie das zuerst rasch aufflackerte, dann langsam mit allmählig ersterbender Flamme verbrannte, bis sich der Rest nur noch verkohlend krümmte und die Asche, die anfänglich noch die Form des Blattes beibehalten, jetzt in Stücken herabfiel — es däuchte dem Manne ein Sinnbild für das, was er erlebt hatte.

Mit dem Blatte zerfiel der stolze Bau, der Tempel, den seine Hoffnung für das Glück der Zukunft errichtet, in Asche.

Digitized by Google

Herr v. Kaineck hatte ſeit Jahren eine ziemlich geräumige Wohnung in der Kaiſerſtraße inne, welche er mit ſeiner Schweſter theilte. Nach dem Tode der Eltern waren die Geſchwiſter beiſammen geblieben, da ein inniges Verhältniß zwiſchen ihnen beſtand, ſo daß man vielfach behauptete, Fräulein Alexandra bleibe aus Liebe zu ihrem Bruder unvermählt, und Herr v. Kaineck wage ſich nicht zu vermählen, um nicht ſeine Schweſter in Eiferſucht ſich verzehren zu ſehen.

Das war nun allerdings übertrieben; die unleugbare Thatſache, daß Fräulein Alexandra bisher alle Bewerbungen abgewieſen hatte, obwohl ſie nahezu dreißig Jahre zählte, fand wohl eher in der ganzen Charakteranlage der jungen Dame ihren Erklärungsgrund. Sie hatte eine „männliche" Erziehung genoſſen, gleichzeitig mit dem Bruder ſich mit ſolchen Studien beſchäftigt, die ſonſt Damen ferne liegen, und dadurch war ihr ohnehin mehr nach der verſtändigen, als nach der Gefühlsſeite hin entwickelter Charakter in etwas ungewöhnlicher Weiſe ausgeſtaltet worden, ſo daß man ſie zu den „Emanzipirten" zu rechnen pflegte. Lebhaften Geiſtes, mit bedeutenden Kenntniſſen ausgerüſtet, brachte ſie allen Erſcheinungen in Kunſt und Wiſſenſchaft, im öffentlichen Leben überhaupt regſte Theilnahme entgegen, während ſie Dingen, die ſonſt dem Gedanken- und Gefühlskreiſe des Weibes näher liegen, fremd, ja feindſelig gegenüberſtand.

Ein bedeutendes Vermögen, das ihr von einer Verwandten der Mutter zugefallen war — der Bruder war leer ausgegangen und blieb auf ſein Gehalt angewieſen —

Digitized by Google

gestattete ihr, sich das Leben ganz nach Gefallen einzurichten, und sie that es auch. Fräulein Alexandra liebte das Reisen und hatte auch nicht versäumt, sich die Welt zu besehen; sie verkehrte auch in allerlei Kreisen, in denen man mit ernsteren Dingen sich beschäftigte, ob diese nun Kunst, Gelehrsamkeit oder Politik betrafen. Für Zwecke, welche ihre Theilnahme gefunden hatten, kargte sie auch nicht mit ihren Mitteln; es war ihr ziemlich gleichgiltig, ob ihre Kleidung der neuesten Mode entsprach oder nicht; aber dafür gab sie beträchtliche Summen, wenn es galt, bei einer Wahl einen Vertreter ihrer Anschauung durchzusetzen, oder eine wissenschaftliche Reise eines jungen Gelehrten zu ermöglichen.

Herr v. Kaineck hatte diesen Neigungen niemals Widerstand geleistet; er war ja auch gewohnt, die Schwester nicht wie ein der Vormundschaft bedürftiges Weib, sondern wie einen männlichen Kameraden zu behandeln; er kümmerte sich nicht einmal um ihre Vermögensverwaltung, welche sie selbst besorgte. Der Landesgerichtsrath war gewohnt, mit ihr über Dinge zu sprechen, wie solche in Kreisen von Freunden den Stoff der Unterhaltung bieten, und gar mancher schwierige Rechtsfall hatte die beiden Geschwister Stunden lang beschäftigt.

Daß aber dieser „Emanzipirten" frauenhafte Empfindung nicht fremd war, das hatte sie bewiesen, als — es war nicht ganz vor einem Jahre — der Bruder ihr den Vorschlag gemacht hatte, aus „Menschenfreundlichkeit", wie er sagte, eine junge Dame in das Haus zu nehmen.

Es war ein eigenthümlicher Fall, welcher den Rath

hierzu veranlaßt hatte. Er führte damals die Unterſuchung gegen einen Mann, welcher ſeine hohe Vertrauensſtellung in einem Bankhauſe mißbraucht hatte. Der Schuldige hatte das Verbrechen aus Schwäche begangen, er beſaß eine Frau, die, von maßloſer Genußſucht beherrſcht, nur dem einen Gedanken Raum gab, in der Welt zu glänzen. Um die Launen dieſer Frau zu befriedigen, vergaß der Unglückliche Ehre und Pflicht. Als dann die Kataſtrophe eingetreten war, hatte die Frau ſich vergiftet, und das Kind der Unglücklichen, eine Tochter von ſiebenzehn Jahren, ſtand nun allein da. Die verblendete Mutter hatte deren Erziehung ſtark vernachläſſigt; nur nach einer Richtung war ſie „ausgebildet" worden, weil die Mutter beſondere Talente entdeckt zu haben glaubte — für die Kunſt des Scheines.

Leonie, ſo hieß das junge Mädchen, beſaß eine leidliche Stimme und eine gewiſſe natürliche Beweglichkeit, die für ſchauſpieleriſche Begabung gehalten wurde. Das glänzende Loos einer gefeierten Primadonna, die man mit Huldigungen und Gold überſchüttet, ſtand jener thörichten Frau unabläſſig vor Augen, und dieſes Loos ſollte ihrer Tochter zu Theil werden. Die geringe Aufmerkſamkeit, welche ſie Leonie widmete, war daher nur auf dieſen Punkt gerichtet: ſie ſollte ſingen und mimen lernen. Um Anderes kümmerte ſich die Frau nicht, und der Vater fand keine Zeit, die Verſäumniſſe der Mutter wett zu machen. Die wenigen Stunden, welche ihm ſein Beruf freiließ, wurden ausgefüllt mit lärmenden Vergnügungen, an denen er um der Gattin willen theilnehmen mußte, oder mit ſorgen-

Digitized by Google

vollen Betrachtungen über das — unvermeidliche schreckliche Ende.

Nun dieses eingetreten war, hatte der Mann auch seiner Schuld gegen das einzige Kind gedacht, und dem Untersuchungsrichter gegenüber sein Herz geoffenbart, das die Reue über die Vernachlässigung seiner Pflichten folterte. Herr v. Kaineck hatte Mitleid gefühlt, und dieses gab ihm den Gedanken ein, das verlassene, jeden Haltes beraubte Wesen zu retten, das, wie er sich sagen mußte, unter den obwaltenden Umständen dem Verderben geweiht war, wenn Niemand sich seiner annahm.

Einige Freunde, mit welchen er über die Sache gesprochen hatte, riethen entschieden ab; Leonie sei verschroben und verzogen, habe bei den Verhältnissen ihres elterlichen Hauses zweifellos schon moralischen Schaden erlitten, sie sei an Leichtlebigkeit, die nur zu gerne in Leichtfertigkeit ausarte, gewöhnt worden und man wisse ja, welche bedenkliche Eigenschaften eine — Theaterelevin zu besitzen pflege. Derlei wurde angeführt, als Hauptgrund aber mußte gelten: daß Fräulein Alexandra mit einem Mädchen, welches mit ihrem ganzen Wesen just das Gegentheil von ihr selber darstelle, sich unmöglich werde vertragen können.

Dieser Grund erwies sich freilich als hinfällig, denn Fräulein Alexandra hatte, als nach längerem Schwanken Herr v. Kaineck ihr endlich seine Absicht mitgetheilt hatte, ganz gelassen erwiedert: „Ich will Leonie gerne in meine Obhut nehmen und versuchen, ob ich Talent zur Erzieherin habe. Ueber die traurigen Verhältnisse in dieser Familie

bin ich zufällig unterrichtet und ich bin gefaßt darauf, daß das Mädchen nicht unbeeinflußt geblieben iſt. Leonie iſt aber noch jung und kann umgewandelt werden; vielleicht gelingt es mir, aus ihr das zu machen, was Du wünſcheſt — eine Braut für Dich."

„Was Dir nicht einfällt! Daran iſt nicht zu denken!" hatte halb ärgerlich, halb lächelnd der Rath entgegnet; indeſſen konnte Fräulein Alexandra bald mit Genugthuung feſtſtellen, daß ſie richtig geurtheilt habe. Die „Menſchenliebe" wandelte ſich allmählig in „Liebe" um; was jene veranlaßt hatte, wurde ſelbſt wieder Veranlaſſung zu dieſer.

Leonie erwies ſich nicht nur dankbar für das ihr gebotene Aſyl, ſie zeigte ſich deſſelben auch würdig. Die Geſchwiſter wenigſtens waren bald in der Anſicht einig, daß das Mädchen einen feſten ſittlichen Charakter beſitze, daß es, nicht wie man befürchtet hatte, verdorben worden ſei, ſondern viel mehr Anlage zu einem echten, von der Würde des Frauenberufes durchdrungenen Weibe beſitze, als zu einer Heldin der Bühne, welche dem Ruhm den Ruf, der Ehrung die Ehre, dem Flitterglanze die eigene Würde zu opfern bereit iſt. Ihr Benehmen in dem gaſtfreundlichen Hauſe ließ wahrlich nicht errathen, auf welche Wege man ſie ſeit der Kindheit gedrängt hatte; beſcheiden, ſchlicht, einfach, erſchien ſie nichts weniger als ein für das rauſchende Welttreiben erzogenes Geſchöpf. Hatte ſie damit nun dem Rathe eine ſicherlich angenehme Ueberraſchung bereitet, die ihr deſſen Theilnahme ſichern mußte, ſo trug auch ihre Erſcheinung dazu bei, dieſe Theilnahme zu erhöhen.

Digitized by Google

Herr v. Kaineck war zwar kein besonderer Kenner von Frauenschönheit, aber doch auch nicht unempfänglich für dieselbe. War nun auch Leonie noch nicht voll entwickelt — das Leben im elterlichen Hause hatte vielmehr eine etwas krankhafte Wirkung zur Folge gehabt — so zeigte sie doch eine reizvolle Anmuth, die sich nunmehr unter den geregelten Verhältnissen immer mehr entfaltete. Besonders günstigen Einfluß in dieser Hinsicht hatte die letzte Reise geübt, welche sie als Gesellschaftsdame Alexandra's — das war der Welt gegenüber ihre Stellung im Hause — mit letzterer ausgeführt hatte.

Sie schien körperlich und seelisch gesundet, als sie zurückkehrte, und darum auch schöner, wie sich Herr v. Kaineck eingestand. Die frühere krankhafte Bläße des Gesichtes war verschwunden, die Züge waren voller und ebenmäßiger geworden und zeigten einen lieblichen Ausdruck; etwas kindlich Sanftes, wie ein Widerschein eines seligen Traumes verklärte sie; die dunklen Linien unter den Augen waren auch nicht mehr zu bemerken, und desto reiner und leuchtender glänzten die blauen Sterne; die verkünstelte absonderliche Anordnung des Haares, welche das Mädchen früher entstellt hatte, war durch eine einfache, aber geschmackvolle ersetzt worden, und diese brachte die Fülle der blonden Flechten, die sich wellig um die Stirne legten, zur vollen Geltung.

Wenn die kleine Familie — so durfte man die drei Menschen wohl nennen — Abends beim Thee saß, und im Halbschatten der Lampe das Antlitz Leonie's die Farbe einer halb erschlossenen Rosenknospe, und das Haar den

Digitized by Google

Ton glatter Bronze annahm, da ſtellte der Rath oft Vergleiche zwiſchen ſeinem Schützlinge und ſeiner Schweſter an, die immer mehr zu Gunſten des Erſteren ausfielen.

Und doch war Fräulein Alexandra, ſo ähnlich ſie ihrem Geiſte und ihrer Bildung nach dem Bruder ſein mochte, darin grundverſchieden von dieſem, daß ſie deſſen Häßlichkeit nicht theilte. Stattlich, von kräftiger Fülle, mit zwar ſtrengen, aber regelmäßigen Zügen, welche an den Schnitt antiker Kameen erinnerten, das blauſchwarze Haar in einen neſtförmigen Knoten geſchlungen — erſchien ſie allerdings mehr wie eine gereifte Frau, die, ihrer eigenen Kraft bewußt, ſicher durch das Leben ſchreitet, aber auch als eine Frau, die noch nicht auf den natürlichen Ehrgeiz des Weibes verzichten mußte: zu gefallen.

Aus dem ſtillen Behagen, mit welchem Herr v. Kaineck ſich über das Gelingen ſeiner menſchenfreundlichen Handlung freuen durfte, wuchs bald das Wohlgefallen an der Schutzbefohlenen hervor und aus dieſem das Begehren. Männer, welche einen Charakter von Eiſen und ein erzgepanzertes Herz beſitzen, verlieren nicht leicht im Anblicke eines ſchönen Frauenbildes ihre Ruhe; ſetzt aber einmal die Flamme eines echten Gefühles dieſes Eiſen, dieſes Erz in Gluth, dann iſt dieſe auch von gewaltiger Kraft, und in ſolchen Gemüthern brodelt dann die leidenſchaftliche Empfindung wie der feurige Fluß im tiefen Grunde eines Vulkans. Zu dieſen Männern zählte Herr v. Kaineck.

„Du liebſt Leonie," hatte Fräulein Alexandra eines Tages, als ſie zufällig mit dem Bruder allein war, zu

dieſem geſagt und er hatte mit einem offenen „Ja" geantwortet.

„Ich denke, auch Leonie muß es merken, obwohl Du Dir Mühe gibſt, zurückhaltend zu erſcheinen, was ich übrigens vollkommen billige. Man muß ihr Zeit gönnen, über ſich ſelbſt klar zu werden, und ſich in den Gedanken hineinzuleben, Dir das zu werden, was Du hoffſt."

„Und glaubſt Du," hatte der Rath hierauf etwas zögernd gefragt, „daß ſie ſich mit dieſem Gedanken befreunden wird?"

„Sie ſprach mit mir hierüber noch nicht, und ich will ſie nicht fragen; das Vertrauen wird kommen mit dem Bedürfniſſe, das volle Herz zu offenbaren. Wenn mich aber mein Gefühl nicht trügt, dann darf ich wohl ſagen: hoffe."

Einige Wochen ſpäter konnte Fräulein Alexandra ihrem Bruder ſagen: „Sie hat geſprochen, nun ſprich Du."

Es geſchah, und ſeit jenem Tage galt Leonie als die Braut des Rathes, deſſen vertraute Freunde davon inſofern überraſcht wurden, als ſie — wie ſie unter ſich und auch offen ihm gegenüber ſagten — den Rath für „geſcheidter" gehalten hätten. Es fehlte nicht an Stimmen, welche behaupteten, die einſtige Theaterelevin ſei eine vollendete Schauſpielerin geworden, welche den naiven Mann zu berücken verſtanden habe. Herr v. Kaineck gab auf das Gerede nichts, er wußte ja, daß in der Welt nichts häufiger ſei als Mißgunſt.

Die verſtändige Schweſter hatte eine Probezeit für nöthig erklärt; Leonie ſei noch jung und bedürfe auch

einer erziehlichen Vorbereitung; die Vermählung ſolle nicht übereilt werden, es läge dies im Vortheile Beider. Die Verlobten hatten ſich gefügt, um Fräulein Alexandra nicht zu kränken, der Jedes für ſeinen Theil zu Dank ſich verpflichtet glaubte.

Und nun? Hatten jene Freunde, die er mißgünſtig geſcholten, nicht doch Recht behalten? Sollte Herr v. Kaineck es heute doppelt der Schweſter danken, daß die Verzögerung eingetreten war und nur den Verlobten, nicht den — Gemahl die Enttäuſchung traf; oder ſollte er ihr zürnen, weil ohne jene Verzögerung es nicht ſo gekommen wäre, wie es jetzt gekommen war.

Wer mochte dieſe Frage entſcheiden? Wozu auch das Grübeln über Möglichkeiten, wo die Thatſache genug Anlaß gab, den Verſtand zu verlieren! Es war nun einmal geſchehen, Jenes und Dieſes, und daran ließ ſich nichts ändern; ob das Eine die Folge des Anderen war oder nicht, war ſchließlich von wenig Belang.

Die „Thatſache" ſelbſt war für den Rath klar genug; die wenigen Zeilen ließen keine Mißdeutung zu: Leonie war geflohen. Aus welchem Grunde? Sie ſagte es nicht, aber er hatte ſeine Vermuthungen. Die Ereigniſſe der letzten Stunden hatten ihn ja genügend vorbereiten können. Merkwürdiger Weiſe dachte Herr v. Kaineck nicht weiter über einen auffallenden Umſtand nach, daß nämlich auch Alexandra verſchwunden war. War die Freundſchaft der Schweſter zu der Undankbaren ſo groß, daß ſie ſich ſelbſt zur Halb-Mitſchuldigen machte, indem ſie Jene auf der Flucht begleitete, oder hatte Alexandra die Sache entdeckt

und aus Liebe zum Bruder mit ihrer bekannten Entschlossenheit sofort sich aufgemacht, die Flüchtige zu suchen?

Das Eine wie das Andere war möglich, dem Rath schien es aber offenbar ganz gleichgiltig, welche dieser Möglichkeiten thatsächlich eingetreten war. Leonie war fort, ob begleitet oder verfolgt, kam nicht in Betracht.

Halb unbewußt, mehr der eingewurzelten Gewohnheit des Richters gehorchend, Thatsachen festzustellen, hatte Herr v. Kaineck den Leuchter aufgenommen und war hinüber nach den Zimmern gegangen, welche die Damen bewohnten.

Er mußte hierbei an der Küche vorüber gehen, und dies benutzte die Jungfer, um ihrer Entrüstung nochmals Ausdruck zu geben.

„Der gnädige Herr kann sich die Augen ausschauen, die Fräuleins sind noch immer nicht da."

Sie waren wirklich nicht da, der „Augenschein" lehrte es ihm. Die Gemächer der Damen zeigten übrigens keine Spuren von Unordnung; der Rath sah auch auf dem kleinen Schreibtische Alexandra's nach, ob nicht etwa noch ein Billet seiner harre; es war nichts zu bemerken. Eben wollte er wieder das Zimmer verlassen, da fesselte seinen Blick ein winziges weißes Fleckchen auf dem dunklen Teppich. Er hob ein Papierschnitzelchen auf, nicht größer als ein Daumennagel; auf den ersten Blick mußte man erkennen, daß man es mit einem Stück eines zerrissenen Briefes zu thun habe.

Herr v. Kaineck betrachtete es genau, es war aber nichts weiter darauf zu sehen, als eine eigenthümlich gezogene Linie, wie der Theil eines Schnörkels, der an

Digitized by Google

einem Namenszuge angebracht wird. Der Rath beſah ſcharf dieſes Bruchſtück, der Schnörkel war abſonderlich genug, um nicht verkannt zu werden, wenn man ihn einmal geſehen hatte.

Und Herr v. Kaineck hatte ihn geſehen — es waren erſt wenige Stunden ſeither vergangen. Wenn noch ein Reſt von Zweifel, noch ein Schatten von Hoffnung vorhanden geweſen wäre: das kleine Stück Papier bot volle Gewißheit.

— — — — — — — — — — — —

Der Landesgerichtsrath war in ſein Zimmer zurückgekehrt und öffnete nun das zweite Schreiben in dem dienſtlichen Umſchlag. Warum man es ihm wohl in's Haus geſendet habe, fragte er ſich unwillkürlich, als er den Umſchlag aufſchnitt.

Er las die Zuſchrift; es war eine Verfügung des Gerichtspräſidenten, welche ihm die Unterſuchung in der Angelegenheit Romano abnahm und dieſelbe einem anderen Rathe überwies.

Herr v. Kaineck kannte dieſen Nachfolger, dem er morgen die Akten übergeben ſollte, es war ein junger Mann, der ungemein raſch befördert worden war und, wie man zu ſagen pflegte, noch weiter ſein Glück zu machen verſtand.

Der Rath ſchien nicht im Geringſten überraſcht zu ſein; war er auch darauf gefaßt geweſen?

Seine Gedanken beſchäftigte viel mehr die doch nebenſächliche Frage, warum ihm die Zuſchrift in's Haus geſchickt worden ſei, während er doch im Bureau ſich befand.

Digitized by Google

Da fiel ihm ein, daß er ja sich eingeschlossen hatte; offenbar hatte man vermuthet, daß er heimgegangen sei, und da der Präsident zweifellos besonderes Gewicht darauf legte, daß die Verfügung rechtzeitig in seine Hände gelange, hatte der Diener das Schriftstück in die Wohnung getragen.

So war es also beschlossen, daß der Mann, welcher auch in Kaineck's Leben eingegriffen hatte, den Händen der Gerechtigkeit entzogen werden solle! Die Freunde dieses Vicomte de Romano hatten also doch Macht genug, ihrem Schützling die Freiheit zu verschaffen, ohne Rücksicht auf das Recht! Kein Zweifel, morgen wird der neue Untersuchungsrichter den Vicomte in Freiheit setzen.

Morgen? Warum kann es nicht heute schon geschehen! Wie, wenn er — Kaineck — nicht nach Hause gekommen wäre, und im Bureau mittlerweile selbst den Entschluß gefaßt hätte, dem Angeklagten die Gunst zu bewilligen, unbeschadet der Untersuchung, auf freien Fuß gesetzt zu werden? Das durfte er thun, das war sein Recht als Untersuchungsrichter; für heute war er ja wirklich noch der Richter, ausdrücklich stand es in der Verfügung, daß erst am nächsten Morgen die Akten dem Anderen übergeben werden sollten. Heute durfte er handeln, wie es ihm beliebte, natürlich unter seiner Verantwortung. — Pah! Die Verantwortung! In diesem Falle! Unter diesen Umständen! Dank würde man ihm wissen!

Er stützte seinen heißen Kopf mit der einen Hand und kaute an dem Nagel seines kleinen Fingers. Es war klar, der Vicomte sollte auf jeden Fall den Nachforschungen

des Gerichtes entzogen werden; ſo wollten es — mächtige Leute. Warum? Was kümmerte das ihn, es war nun einmal ſo. Iſt der Angeklagte in Freiheit geſetzt, dann hat der Landesgerichtsrath Kaineck mit dieſem nichts mehr zu thun; aber der betrogene Mann kann von dem Mann Rechenſchaft fordern, der gleich einem Räuber in den ſtillen Frieden ſeines Hauſes einbrach.

So ſtark iſt kein Geiſt, daß nicht in einem Augenblicke der Erregung die Empfindungen ihm den Blick trüben könnten. Dann ſiegen die Vorurtheile über das Urtheil, der Inſtinkt über die Grundſätze. Die Gedanken Kaineck's begannen, ſich auf einem beſtimmten Punkt zu vereinigen. Ein Menſch hatte ihm das Glück mit frevelnder Hand geraubt, das forderte Sühne. Sollte er der thörichten Mode folgen, dieſem Menſchen die Chancen einzuräumen, im Duell ihn ſelbſt niederzuſchießen? Nein; die Rache muß den Frevler ſicher treffen, nicht von einem Zufall abhängig gemacht werden. Dieſer Menſch iſt jetzt noch in ſeiner Hand; er iſt Richter, jener Angeklagter. Der Richter muß aber unparteiiſch ſein, er darf keine Neigung für, keinen Haß gegen den Wehrloſen hegen. Sonne und Wind müſſen getheilt ſein, ſo lauten die Regeln des Zweikampfes. Der Mann muß alſo frei ſein, den er als Mann zur Rechenſchaft ziehen will, und er ſelbſt muß ihn frei geben, nicht ein Anderer. Dann aber wird nicht der Richter, ſondern der Mann, der beleidigte, gekränkte Mann, unerbittlich ſein Recht fordern, nach dem uralten Geſetze: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Klar und deutlich ſtand es vor dem geiſtigen Auge

Kaineck's, was er zu thun habe. Er selbst mußte dem Vicomte die Freiheit gewähren, damit er das volle Recht erwerbe, diesen Menschen zu vernichten. — Ja, vernichten! Ist der Tod schon Vernichtung? Nein! Es gibt Schlimmeres als der Tod, und dieses Schlimmere soll den Schuldigen treffen und damit zugleich als Strafe — die Mitschuldige. —

Herr v. Kaineck sah nach der Uhr. Noch war es Zeit, um das auszuführen, was in seinem Geiste zum Entschlusse gereift war. Er nahm den Hut und verließ das Haus, auf der Straße hielt er den nächsten Wagen an und ließ sich in das Gerichtsgebäude führen. Niemand konnte es auffallend finden, daß er so spät noch im Bureau erschien; es war ja nichts Seltenes, daß die Richter oft bis in die Nacht hinein arbeiteten, ja noch Verhöre vornahmen. Herr v. Kaineck schrieb hastig einen kurzen Bericht nieder, fertigte einen Befehl aus und ließ dann durch einen Aufseher den Vicomte aus der Untersuchungszelle holen.

„Ich habe mich entschlossen," sprach Herr v. Kaineck den Angeklagten an, als dieser vorgeführt worden war, „Sie auf freien Fuß zu setzen; Sie haben nur das Gelöbniß abzugeben, jederzeit der Aufforderung des Gerichtes, wenn dasselbe Ihr Erscheinen verlangt, Folge zu leisten. Hier ist der Revers, unterschreiben Sie."

Der Vicomte unterzeichnete mit einer gewissen nervösen Hast. „Ich danke Ihnen, Herr Rath, daß Sie —"

„Sie haben mir nichts zu danken," unterbrach ihn Herr v. Kaineck mit scharfer Betonung; „was ich thue, geschieht nicht Ihnen oder irgend Jemand zu Liebe. Und

wenn Sie jetzt auch dieſes Haus verlaſſen dürfen, ſo iſt damit noch nicht erklärt, daß Sie für das, was Sie gethan haben, nicht noch zur Verantwortung gezogen werden. Daß Sie dieſer Verantwortung nicht entgehen werden, dafür werde ich ſorgen."

Der Vicomte de Romano verbeugte ſich, ohne eine Miene zu verändern.

„Wacek, führen Sie den Herrn zum Hausverwalter, damit ihm dort der Hut und was ihm ſonſt abgenommen wurde, ausgefolgt werde, und geleiten ſie ihn dann bis zum Thore."

Der Aufſeher ſagte: „Zu Befehl!" und entfernte ſich mit dem Vicomte, der über die ſo unerwartete Sinnesänderung des Richters gar nicht erſtaunt ſchien.

5.

Herr v. Kaineck hatte in einem Speiſehauſe zu Abend gegeſſen — es war auch zugleich ſein Mittagsmahl geweſen — und ſchritt nun, mit der Virginiacigarre im Munde, langſam die Hauptſtraße der Reſidenz hinab. Er hatte ja keine Urſache, nach Hauſe zu eilen, und die Nachtluft, die Dunkelheit auf der um dieſe Zeit wenig belebten Straße thaten ihm wohl. Raſchen Schrittes kam ein Mann hinter ihm her, der ihm von der Seite ſcharf in's Geſicht ſah, dann plötzlich höflich den Hut zog und grüßte.

Der Rath mußte erſt genauer zuſehen, ehe er den Mann erkannte. „Ah, Sie ſind es, Herr Blaſchke; nun, wie geht es?"

„Ich danke, Herr Rath, ich bin zufrieden; nächſtens ſoll ich zum Inſpektor befördert werden," erwiederte der Andere.

„Das freut mich; es zeigt, daß Sie brauchbar ſind und etwas leiſten."

„Sie urtheilen zu gütig, Herr Rath; ich gebe mir freilich Mühe, die mir geſtellten Aufgaben zu löſen, habe auch in der letzten Zeit einiges Glück gehabt, ohne welches auch der Schlaueſte es nicht weit bringt. Ich habe jetzt die Fremden in den Hotels zu überwachen, inſoweit dieſe eben für unſer Bureau ein Intereſſe haben, da meine Sprachkenntniſſe und meine frühere Stellung mich dazu geeignet machen."

„Sie haben es alſo mit der internationalen Gaunerſchaft zu thun."

„Mit der und dann auch mit gewiſſen Elementen, die eigentlich nicht viel beſſer ſind, als die Strolche und Induſtrieritter, welche man aber bei uns laufen läßt, weil ſie — Ahnen haben, denen ſie freilich Schande genug machen. Der Titel iſt für dieſe Schurken ein Freibrief, das iſt auch nur bei uns möglich."

„Noch immer der alte Krittler!"

„Es denken gar Viele wie ich und — wie Sie, Herr Rath. Ich weiß ja, daß unſere Zuſtände Ihnen auch nicht gefallen."

„Denken mögen wir, was wir wollen, nur ſollen wir es nicht ſagen."

Der Andere zuckte mit den Schultern. „Vertraulich darf man ja darüber reden; Anderen gegenüber heißt es

allerdings: schweigen, wenn Einem auch die Galle bis zum Munde steigt."

„Sie haben schon erfahren, daß es übel ausschlägt, wenn man seinem Aerger Luft macht, seien Sie also vorsichtig."

Die Mahnung war wohl begründet. Blaschke war Offizier gewesen, dem talentvollen, mit mehr als gewöhnlichen Kenntnissen ausgerüsteten Manne schien eine schöne Zukunft zu winken, aber er besaß den Fehler, seine Ansichten auch dann zum Ausdruck zu bringen, wenn diese mit jenen der Höheren im Widerspruch standen. Freimüthige Aeußerungen hatten ihm zunächst allerlei Nörgeleien Seitens der Vorgesetzten eingetragen, die ihn wieder reizten, da er, seiner Fähigkeiten sich bewußt, auch selbstbewußt auftrat, und als er sich nun verleiten ließ, in einer Schrift allerlei Mißstände einer scharfen Beurtheilung zu unterziehen, wurde er kurzweg zum Austritt aus der Armee gezwungen.

Herr v. Kaineck, der den jungen Mann in einem befreundeten Hause kennen gelernt hatte, verwendete sich für ihn und es gelang ihm, demselben eine Stellung als Agent bei einem Informationsbureau zu verschaffen, welches in London seinen Hauptsitz und in allen größeren Städten Zweigniederlassungen hatte. Das Bureau besorgte Auskünfte über die Geschäftswelt; seine Agenten hatten vor Allem die Aufgabe, die Verhältnisse der verschiedenen Firmen zu erforschen, um deren Kreditwürdigkeit beurtheilen zu können. Die Verluste, welche die Geschäftswelt in der neueren Zeit durch allerlei Schwindler

Digitized by Google

erlitten hatte, gaben Veranlassung, daß das Bureau nun auch seine Aufmerksamkeit auf jene Leute richtete, welche von der Ausbeutung der Leichtgläubigkeit der Menschen leben, um seine Kunden vor solchen warnen zu können.

Der Leiter der Niederlassung in L., den der Rath kannte, hatte zu diesem nun einmal geäußert, daß er einen gebildeten verläßlichen Mann, welcher der Weltsprachen mächtig sei, verwenden könne, und Herr v. Kaineck hatte hierauf Blaschke als einen solchen Mann empfohlen.

Wohl hätte er ihn gerne auf einem anderen Posten gesehen, aber die großen Anstalten trugen Bedenken, den „Kompromittirten" aufzunehmen, und dann waren die Verhältnisse überhaupt ungünstig; für eine jede Stelle waren zehn und zwanzig Bewerber vorgemerkt. Herr v. Kaineck war schon darauf gefaßt, daß Blaschke diese Stelle ablehnen würde. Wider Erwarten nahm jedoch Jener den Vorschlag an, ja es schien, als ob er dies mit einer gewissen Freude thue. In der That sagte der Beruf dem Manne zu, der von Natur aus ein Feind alles Schlechten, dazu sich noch als ein Opfer der gesellschaftlichen Verderbniß fühlend, in dem neuen Wirkungskreise die willkommene Gelegenheit fand, den Kampf gegen die Niederträchtigkeit führen zu dürfen.

Die Beiden waren eine Weile schweigend neben einander hergegangen und Blaschke wollte sich eben verabschieden, um allein rascher seinen Weg fortsetzen zu können, als plötzlich der Rath bemerkte: „Herr Blaschke, Sie könnten mir einen Dienst erweisen —"

Digitized by Google

„Mit tausend Freuden, Herr Rath, verfügen Sie über mich.“

„Es handelt sich — ich will nicht sagen um ein Geheimniß, auch nicht Verbrechen — kurz um eine dunkle Angelegenheit, in der ich klar sehen möchte.“

„Wenn Sie die Güte haben wollten, mir das Nähere mitzutheilen — auf meine Verschwiegenheit dürfen Sie rechnen.“

„Das weiß ich und vertraue Ihnen vollkommen, indessen würde ich wünschen, selbst der Sache nachgehen zu können, und möchte daher mehr nur Ihre Mithilfe in Anspruch nehmen.“

„Wie es beliebt; ich bitte mir nur zu sagen, in welcher Hinsicht ich Ihnen nützlich sein kann.“

Die Beiden standen eben vor einem Kaffeehause, dessen hell erleuchtete Fenster auch die Straße mit Licht versahen. „Wollen wir nicht hier eintreten?“ meinte der Rath.

Blaschke stimmte zu und die Herren betraten den Raum, in dem zur Zeit nur wenige Gäste sich befanden. Sie wählten eine Nische, wo sie sicher waren, ungestört zu bleiben; und nachdem man ihnen den Kaffee gebracht hatte, begann Herr v. Kaineck mit seinen Mittheilungen.

„Vor Allem wäre es mir lieb, zu erfahren, wohin sich am heutigen Tage zwei Damen begeben haben, deren genaue Personalbeschreibung ich Ihnen geben kann. Allem Anscheine nach haben sie unsere Stadt verlassen — möglich wäre es freilich, daß sie hier sich verborgen halten wollen — und ich wünsche zu wissen, wohin sie sich gewendet haben.“

Digitized by Google

„Wenn die Damen die Residenz mit einem Bahnzuge verlassen haben, dann darf ich mich fast verbürgen, vorausgesetzt, daß die Beschreibung zuverlässig ist, Ihnen die verlangte Auskunft verschaffen zu können. Schwieriger wäre freilich die Sache, wenn die Gesuchten sich noch hier befinden oder nur in die nächste Umgebung sich begaben."

„Gut, das wäre das Eine. Zum Zweiten möchte ich Sie fragen, ob Sie mir behilflich sein können, in jenen Kreisen Zutritt zu erlangen, in welchen die — sagen wir Abenteurer verkehren."

Blaschke warf einen raschen Blick auf den Rath. „Sie meinen Leute, wie, um ein Beispiel zu nennen, Vicomte de Romano?"

„Ja."

„Ihre Nachforschungen sollen wohl diesem selbst gelten?"

„Ich will es nicht leugnen."

„Sie dürfen in dieser Sache unbedingt auf mich zählen," erwiederte hastig der Agent. „Ich selbst habe den Mann bereits auf's Korn genommen. Er hat Schulden gemacht, die ihn verdächtig genug erscheinen lassen, um nachzuforschen, woher er kam und wohin der nächste — Raubzug geht. — Wie ich in den Zeitungen las, führen Sie die Untersuchung wider ihn."

Ehe der Rath noch antworten konnte, lenkte der geräuschvolle Eintritt mehrerer Herren unwillkürlich die Aufmerksamkeit der Beiden auf sich; die Ankömmlinge benahmen sich mit jener gewissen Unverschämtheit, welche von rücksichtsloser Anmaßung eines besonderen Vorrechtes vor allen anderen Menschen zeugt.

Digitized by Google

„Der Zufall iſt uns günſtig," flüſterte raſch Blaſchke dem Rathe zu. „Sie können heute noch einige auserwählte Häuptlinge jener Welt kennen lernen, welche mit Anſtand eine unanſtändige Exiſtenz zu friſten verſteht. Ich muß Sie jedoch bitten, Herr Rath, zu beachten — auch für die Zukunft — daß ich in dieſen Kreiſen Viktor Blasqué, Oberlieutenant a. D., Kommandeur des ſerbiſchen Takovo-Ordens und Ritter des italieniſchen Kronenordens heiße. Ich erlaube mir, Ihnen meine Karte zu geben, damit Sie dies nicht vergeſſen. Die Orden ſind eine Erinnerung an jene Zeit, als ich noch zu außerordentlichen Miſſionen verwendet und fürſtlichen Gäſten des Hofes als Adjutant zugetheilt wurde. Die Verunſtaltung meines ehrlichen Namens iſt eben auch ein Mittel zum Zweck und wahrt zum Theil auch mein Inkognito."

Die Herren hatten inzwiſchen das junge Mädchen an der Kaſſe mit allerlei Redensarten, halb Schmeicheleien, halb Unverſchämtheiten beläſtigt, jetzt ſahen ſie ſich in dem Saale um, nach einem Platze, der ihnen behagen mochte, und da entdeckte endlich einer den Agenten.

„Zum Teufel, dort ſitzt ja Viktor!" rief er laut.

Blaſchke erhob ſich lächelnd und trat zu der Gruppe. „Welcher Zufall führt euch hierher?" war ſeine Frage.

Herr v. Kaineck hatte jetzt Gelegenheit, den Mann genauer zu betrachten und mußte ſich ſagen, daß Blaſchke in ſeiner tadellos nach neueſtem Schnitt gefertigten Kleidung mit den Roſetten der Ordensbänder im Knopfloch, in Haltung und Bewegung die müde Gleichgiltigkeit des

Gecken mit der vornehmen Geschmeidigkeit des Kavaliers verbindend, in der That vortrefflich für die Rolle eines Salonfreibeuters geschaffen war.

„Weißt Du das Neueste, Viktor?" Drei stellten zugleich diese Frage.

„Nun, und das wäre?"

„Der Vicomte ist freigelassen worden."

„Romano? Nicht möglich!" Unwillkürlich wandte er sich nach Herrn v. Kaineck um mit einem erstaunten Blicke, den Jener mit einem leichten Nicken erwiederte.

„Wenn ich es sage, so ist's wahr," bemerkte Einer, „ich habe den Vicomte selbst gesprochen, als er gerade zur Gräfin Lorrain fuhr. Er hat mir aus dem Fiaker heraus die Hand gereicht."

„Ich zweifle ja nicht daran. So hat sich also seine Schuldlosigkeit herausgestellt!"

„Na, für den Skandal wird man hoffentlich diese Kerle von der Polizei zur Verantwortung ziehen," fiel jetzt ein Anderer ein, „damit sie sich merken, daß um Leute von Stande sie sich nicht zu kümmern haben."

„Der Vicomte muß Genugthuung fordern," meinte ein Dritter, „das ist er sich schuldig."

„Und vor Allem euch auch," bemerkte mit ironischem Lächeln Blaschke.

„Was meinst Du?"

„Daß wir Alle Beifall klatschen würden, wenn das Polizeipräsidium in die Luft gesprengt würde."

„He, he! Verstehe! Guter Witz," näselte Einer, der die Anspielung wohl verstanden hatte.

Digitized by Google

„Setze Dich zu uns, Viktor, wie trinken eine Bowle."

„Wenn es euch recht ist, möchte ich euch meinen Freund vorstellen." Er winkte mit den Augen zur Nische hinüber, in der Kaineck saß.

„Ist wohl Gentleman, mit dem man sich zeigen kann?" fragte der mit der näselnden Stimme und klemmte sein Einglas in das Auge.

„Tadellos!" beruhigte ihn Blaschke, „auch vollkommen rangirt und besitzt Kredit."

Blaschke holte den Rath herbei und stellte ihn den Herren vor: „Herr v. Kaineck, mein Freund — Herr v. Lubomir, Husarenrittmeister a. D. — Excellenz Graf Beauregard" (das war der mit der näselnden Stimme) — „Graf Fronti — Herr Nicoler — Baron Leiter."

Die Genannten nickten, der Rittmeister a. D. erhob sich sogar zu einer halben Verbeugung, und die Excellenz ließ sich in ihrer Leutseligkeit herbei, dem Neulinge in der Gesellschaft zwei Fingerspitzen entgegenzustrecken und „Sehr angenehm!" zu sagen.

Die Namen waren Herrn v. Kaineck nicht fremd, zum Theil kannte er auch von Ansehen die Persönlichkeiten selbst; waren dieselben ja durchwegs „vielgenannte" Berühmtheiten der Großstadt, mit denen sich auch die Presse öfter zu befassen Gelegenheit hatte. Berühmt waren sie allerdings nicht durch Leistungen geworden, für welche die Menschheit ihnen dankbar sein mußte, und ihre Namen wurden meist nur im Zusammenhange mit „Affairen" genannt, wie man anrüchige Vorkommnisse höflich zu bezeichnen pflegt.

Digitized by Google

Excellenz Graf Beauregard hatte in der That einst eine hohe Vertrauensstellung bekleidet, bis schmutzige Schulden und noch Schlimmeres ihn zwangen, aus den Kreisen der wirklich „guten Gesellschaft“ als ein Verfehmter zu scheiden.

Graf Fronti war der Sprößling eines Geschlechtes, das längst nichts mehr besaß, als den Titel. Der Vater war ehrlich gewesen und hatte sich in einer niederen Beamtenstellung seinen Unterhalt erworben; der Sohn, talentlos, faul und mit allen schlimmen Neigungen ausgestattet, zog es vor, von seinem „Namen“ zu leben.

Baron Leiter war aus der Armee gestoßen worden, weil er dienstliche Geheimnisse preisgegeben hatte, er nannte sich jetzt Militärschriftsteller und schrieb für Tagesblätter; in diesem Sinne war gewissermaßen Herr Nicoler sein Kollege, der „Sportsman“ von Beruf war und in den Clubs der Ruderer, Radfahrer, Schlittschuhläufer und so weiter eine Rolle spielte, ja selbst mit den sonst so zurückhaltenden Kreisen des Jockeyclubs „Fühlung“ hatte. Er versah die Zeitungen mit Berichten aus diesen Clubs und galt als „Autorität“.

Sportsman war auch Herr v. Lubomir, ein vorzüglicher Reiter und Pferdekenner, und deshalb als erfahrener Rathgeber bei Wettrennen und Pferdekäufen gesucht, was ihm ein leidliches Einkommen an Vermittlergebühren und Wettgewinnsten abwarf. Immerhin war dieser Erwerb anständiger, als jener der beiden Grafen, die Helfershelfer von Wucherern waren und mit allerlei zweideutigen Wechselgeschäften zu thun hatten.

Digitized by Google

Herr v. Kaineck mußte ſich ſagen, daß Blaſchke Recht hatte, als er dieſe Geſellſchaft als „Auserwählte" unter den catilinariſchen Exiſtenzen bezeichnete.

Wenn nun auch Blaſchke es unterlaſſen hatte, Rang und Beruf ſeines Freundes zu nennen, ſo war doch der Name Kaineck faſt Allen bekannt, und es erſchien daher begreiflich, daß die Herren mit etwas Mißtrauen und Unbehagen den Eingeführten betrachteten. Sie fragten ſich mit Recht, was dieſer Landesgerichtsrath in ihrer Geſellſchaft wolle.

Die Excellenz entſchloß ſich kurzweg, hierüber Klarheit ſich zu verſchaffen.

„Auf ein Wort im Vertrauen, lieber Blasqué," ſagte er und erhob ſich, um mit dem Agenten ſeitwärts ein leiſes Geſpräch zu führen. „Was will denn eigentlich dieſer Herr v. Kaineck, der, ſoviel ich weiß, Landesgerichtsrath iſt?"

„Leben!" antwortete Blaſchke.

„Ich muß Sie bitten, etwas deutlicher ſich auszudrücken."

„Excellenz, ſehen Sie ſich einmal den Mann an; welchen Eindruck muß er nach Ihrer Anſicht auf eine junge Dame machen?"

Graf Beauregard verzog den Mund. „Brr! Die müßte ſtarke Nerven haben, welche den Mann küſſen wollte."

„Nun, dieſer Mann hat auch das Bedürfniß, das Leben zu genießen."

„Hm, ich verſtehe. Hat ſo, was man ſagt, Pech in der Liebe gehabt, und will nun vom Lethe trinken."

Digitized by Google

„Excellenz haben es errathen."

„Ist mir lieb, daß die Sache sich so verhält. Dachte schon, der Mensch wolle herumspioniren. — Es darf uns ja nur angenehm sein, wenn wir einen Freund gewinnen, der Kreisen angehört, mit denen wir sonst nichts zu thun haben — wollen. Man kann nie genug Beziehungen haben."

„Sie meinen, es sei gut, auch mit dem ‚grauen Hause'" — so bezeichnete man in jenen Kreisen das Gerichtsgebäude — „Verbindungen zu pflegen?"

Der Graf kniff das eine Auge etwas zusammen und lächelte. „Will's glauben, daß der Herr Rath unsertwegen sich nicht bemühen würde. Und was er sonst will, oder Sie mit ihm, kümmert mich nicht. Der Eine verkauft sein Wissen an die Zeitungen, der Andere an — jemand Anderen. Nicht wahr?"

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Excellenz."

Der Graf schob seinen Arm vertraulich unter den des Agenten und kehrte zu dem Tisch zurück, flüsterte diesem aber noch rasch zu: „Selbstverständlich bin ich diskret; die Anderen brauchen nichts zu wissen, und gibt es einmal etwas Besonderes, dann — Halbpart."

Es war ganz unmöglich, daß der Rath auch nur eine Silbe jenes Gespräches hätte vernehmen können, und doch wußte er, daß und inwiefern die Rede von ihm gewesen sei. Mit einer gewissen Absicht warf er daher, als der Graf wieder seinen Sitz eingenommen hatte, die Bemerkung hin, daß er einen längeren Urlaub zu nehmen beabsichtige, um für einige Zeit „Mensch" sein zu können.

Digitized by Google

„Wenn Ihnen die Freiheit dann zu ſehr behagt, wird es Ihnen ſchwer werden, wieder das frühere Alltagsleben aufzunehmen," erwiederte Blaſchke, da die Anderen ſchwiegen.

„Es zwingt mich ja nichts dazu."

„So iſt es recht, Herr v. Kaineck," fiel jetzt Graf Beauregard ein, „ein Narr, welcher dient, wenn er ſein eigener Herr ſein darf! Auch ich bin, freilich etwas ſpät, zu dieſer Erkenntniß gelangt."

„Durch eigenes Nachdenken oder durch die Macht der Verhältniſſe?" fragte Nicoler, was die Excellenz jedoch kluger Weiſe überhörte, und um das Geſpräch abzulenken, ließ der Graf eine Bemerkung fallen, welche das Intereſſe des Raths lebhaft erregte.

„Die Lorrain iſt doch immer und überall die Erſte. Natürlich mußte Romano ſofort zu ihr fahren, um ihr ſeine Erlebniſſe unter unſeren Bleidächern zu ſchildern, damit ſie bei ihrem morgigen Jour-fixe den Gäſten eine pikante Neuigkeit bieten kann."

„Die Frühmorgens ſchon alle Welt in den Blättern geleſen haben wird," meinte Herr Nicoler.

„Das bezweifle ich," warf der Rath ein; „die Entlaſſung Romano's erfolgte in ſo ſpäter Stunde, daß kaum eine Zeitung davon Kenntniß erhalten haben dürfte; es müßte denn ſein, daß der Vicomte ſelbſt die Nachricht mitzutheilen für gut befunden hätte."

„So!" Herr Nicoler ſah auf die Uhr und erhob ſich raſch. „Ich bin müde und fahre nach Hauſe," ſagte er, winkte mit der Hand und verließ haſtig den Saal.

„Er fährt zur Redaktion der ‚Freien Stimme'," ſagte

der Graf halblaut zu Herrn v. Kaineck, „und verdirbt wirklich der Lorrain die Freude.“

„Besuchen Excellenz den Salon der Gräfin?“ Diese harmlose Frage des Raths schien den Grafen etwas zu verstimmen. Herr v. Kaineck hatte in dem Augenblicke nicht bedacht, daß auch eine Gräfin Lorrain ihren Salon diesem Mann nicht an ihren Empfangstagen öffnen würde.

„An den Jours-fixes pflege ich selten“ (in Wahrheit nie) „zu erscheinen, für die Intimen gibt es ja besondere Stunden,“ erwiederte der Graf.

„Man sagt ja, die Lorrain habe jetzt einen allmächtigen Einfluß auf das Ministerium des Innern,“ warf Baron Leiter ein.

„Und der Vicomte de Romano im Innern des Ministeriums,“ trumpfte Graf Fronti darauf, ein Witz, welcher mit allgemeinem Gelächter aufgenommen wurde. Man erzählte sich nämlich — auch Herr v. Kaineck wußte davon — daß der Vicomte auffallend von der Gemahlin des Ministers protegirt werde, weil er es verstehe, der ebenso wenig schönen, als beschränkten Dame in besonderer Weise zu huldigen.

„Ich habe gehört, daß er sich um die Konzession zu einem großartigen Unternehmen, einer Bank, welche das Monopol elektrischer Anlagen erhalten soll, bewerbe.“

„Da mag er zusehen, daß er die Konzession bald erhält, ehe noch seine Gönnerinnen eifersüchtig werden.“

„Wie meinst Du das, Lubomir?“ fragte der gesammte [illegible]prus.

Rittmeister sah lächelnd die Kameraden an. „Das

möchtet Ihr wohl gerne wissen! — Hm, vergeßt nicht, daß ein Freund die Geheimnisse des Freundes nicht verrathen darf."

„Er weiß selbst nichts," brummte ärgerlich Graf Fronti, „und will nur prahlen."

„Ist es eine Dame aus der Gesellschaft?" forschte Graf Beauregard.

„Die Diskretion gebietet mir Schweigen," war die Antwort.

„Ich muß dies vollkommen billigen," fiel jetzt Herr v. Kaineck ein, und der scharfe Ton, in dem er dies sagte, fiel Allen auf; „es gereicht dem Rufe einer Dame nicht zur Ehre, wenn ihr Name mit dem des Vicomte de Romano zusammen genannt wird, und die Unglückliche verdient so viel mitleidige Schonung, daß man über sie schweige."

Verdutzt sahen die Herren einander an, sie wußten sich diesen Spruch nicht recht zu deuten; immerhin fanden sie etwas von einer Sittenpredigt darin, die ihnen nicht behagte.

„Ein unangenehmer Mensch," sagte leise Graf Fronti zu seinem Nachbar, der mit einer gewissen Absichtlichkeit gähnte und dann nachlässig sagte: „Gehen wir; der heutige Tag war bis zu Ende langweilig, es wäre schade, ihn verlängern zu wollen."

Der Vorschlag wurde angenommen, man erhob sich und ging.

Auf der Straße schloß sich Herr v. Lubomir dem Rathe und Blaschke an, da er, wie er sagte, denselben Weg zu gehen habe. Nach allerlei gleichgiltigen Bemer-

Digitized by Google

kungen, die von Kaineck's Seite nur kurze Antworten fanden, rückte der Rittmeister plötzlich mit der Frage hervor: „Sie kennen die Dame, von welcher vorhin gesprochen wurde?"

„Kennen Sie dieselbe?"

„Aufrichtig gestanden," erwiederte Jener lachend, „nein! Der Vicomte ist verschwiegen und läßt sich nicht leicht in seine Karten blicken."

„So war also Ihre Andeutung blos —"

„Eine Kombination," fiel rasch der Rittmeister ein, „zu der mich einige Beobachtungen veranlaßten. Sie scheinen jedoch mehr zu wissen, Herr v. Kaineck."

„Wenn ich auch etwas wüßte, die Diskretion gebietet mir Schweigen," war die Antwort, „so sagten Sie ja selbst."

„Pardon, es lag mir ferne, eine Indiskretion herbeiführen zu wollen."

Herr v. Lubomir konnte jedoch trotz der verbindlichen Form, in welcher er dies sagte, seine Verstimmung nicht ganz verbergen; er schwieg jetzt und bei der nächsten Ecke nahm er Abschied.

„Sie haben gehört," wandte sich der Rath an seinen Begleiter, als Lubomir außer Hörweite war, „dieser Mensch sprach von ‚Beobachtungen', die er gemacht haben will. Wenn Sie erfahren können, worin diese Beobachtungen bestehen, würde ich Ihnen sehr zu Dank verpflichtet sein. Und nun leben Sie wohl, wenn es Ihre Zeit gestattet, besuchen Sie mich morgen Nachmittag in meinem Hause. Wir können dann Weiteres besprechen, für heute ist es zu spät. Gute Nacht!"

6.

In einer breiten Straße der Residenz steht zwischen vielstöckigen Zinshäusern eingeklemmt ein Haus, dessen Aeußeres durch seinen barocken Prunk auffällt. Der Zierrath an den Gesimsen, die krausen Schnörkel über dem Portal, welche einen Wappenschild mit phantastischen Emblemen umrahmen, der röthliche Firnißanstrich der Wände gefallen den Leuten, die in der Straße wohnen, kommt aber Einer vorüber, der Geschmack hat, so ärgert er sich über die Ungeheuerlichkeit dieser Architektur, welche das protzige Wesen eines reichen Barbaren aller Welt kundbar macht.

Dieses barocke Haus ist das Palais des Herrn Isidor Steiner des Aelteren, der jener Hochachtung sich erfreut, welche die Welt „einigen Millionen" zu zollen gewohnt ist. Innen herrschten natürlich auch eitel Pracht und Glanz, welche die Armen blendet, die Verständigen aber bedauern lassen, daß Unverständige reiche Mittel so sinnlos verschwenden dürfen.

In dem „Boudoir" — so nennt Herr Isidor Steiner der Aeltere seine Schreibstube — sitzt eine Dame in dem Schaukelstuhl dem Millionär gegenüber.

„Sie glauben also nicht, daß die Affaire uns sonderlich schaden wird?" fragte die Dame.

„Was soll sie uns schaden? Nichts wird sie uns schaden, wenn Sie, verehrte Gräfin, Ihre Schuldigkeit thun. Wir werden das Geschäft machen, wenn die Excellenz fest bleibt."

Digitized by Google

„Wenn das Eine nicht gelingt, so vielleicht doch das Andere."

„Warum das Eine oder das Andere, warum nicht beides? Ist die Stadtbahn ein faules Projekt? Nein! Alle Welt will sie, nur gönnt Keiner dem Anderen, daß er bei dem Projekte etwas verdiene. Der Minister kann gegen unsere Vorschläge nichts sagen, sie sind nicht schlechter, als die der Anderen; für ihn kann es sich nur darum handeln, ob er sie besser — für sich finden will. Das ist nun Ihre Sache, liebe Gräfin, daß er dies findet."

„Keine Sorge, lieber Steiner, ich halte ihn fest!"

„Und die Bank für Verwerthung der Elektrizität! Ist sie nicht zeitgemäß, nützlich, nothwendig? Alle Welt sagt: ja."

„Frau v. Krajoſewska ist begeistert für diese Idee," bemerkte die Dame. „Wäre es nicht angezeigt, diese Begeisterung noch etwas zu nähren? Sie wissen ja, der Schmuck —"

Isidor Steiner winkte lebhaft mit beiden Händen. „Nicht einen Groschen geb' ich voraus! Nicht einen Groschen! Kriegen wir die Konzession, kriegt sie den Schmuck."

„Es ist doch schade, daß der Vicomte uns fehlt; Frau v. Krajoſewska hegt sehr viel — Sympathien für ihn."

„Um so besser! Mag sie dazu sehen, daß er wieder loskommt."

„Sie wollen also auch jetzt noch mit ihm weiter operiren?"

„Warum soll ich nicht? Ist er nicht ein geschеidter und dabei ein ehrlicher Mann?"

Die Dame lachte hell auf. Erst sah Isidor Steiner sie verwundert an, dann lächelte auch er.

Digitized by Google

„Nun ja, ich will ſagen, ehrlich gegen uns. Sie können mir es glauben, ich kenne ihn lange genug.“

„Ei, was Sie ſagen? Sie kennen ihn von früher her, ſeine Vergangenheit! Erzählen Sie doch.“

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Soll er Ihnen ſelbſt erzählen, wenn er will. Ich ſage nur, er hat ehrlich gegen mich gehandelt. Ich habe ihn zu etwas gemacht, und er iſt dankbar geweſen; nun werde auch ich dankbar gegen ihn ſein.“

„Wenn es Ihnen Gewinn bringt! Nicht wahr?“

„Nun ja; ein geſcheidter Mann bringt immer Gewinn in's Haus. Ich hab' ihm geholfen, er hat mir geholfen, und ſo werden wir es auch weiter halten.“

Ein Diener trat ein und bot auf einer rieſigen ſilbernen Platte dem Herrn eine Karte dar.

„Wiſſen Sie, liebe Gräfin, wer heute noch von mir empfangen zu werden wünſcht?“

„Wer iſt's?“

„Der Herr Vicomte!“

„Er! Nicht möglich!“

„Ich laſſe den Herrn Vicomte in mein Boudoir bitten,“ ſagte Iſidor Steiner mit voller Würde dem Diener.

Der Vicomte de Romano erſchien. „Hier bin ich wieder!“ ſagte er und küßte vorerſt der Gräfin galant die Hand, dann reichte er dem Millionär zwei Fingerſpitzen. „Ich fuhr geradewegs zu Ihnen, Frau Gräfin, dort ſagte man mir, daß Sie einen Beſuch gemacht hätten. Einen Beſuch zu ſo ſpäter Stunde kann aber — ſo dachte ich — eine Gräfin Lorrain nur unſerem Freunde Steiner abſtatten, und ſiehe da, ich hatte richtig gerathen.“

Digitized by Google

„Wir sprachen gerade von Ihnen," bemerkte Steiner.

„Ei wirklich?" Der Vicomte machte eine spöttische Miene, was der Alte bei dem unsicheren Schein der Lampen nicht bemerkte.

„Wie kamen Sie denn los? Ich hatte wahrhaftig heute noch wenig Hoffnung, Sie wieder frei zu sehen," fragte die Gräfin.

„Ich dachte wahrlich auch nicht, daß es so schnell gehen würde. Ich danke es wohl Ihrem Einflusse, Frau Gräfin; gestatten Sie, daß ich die Hand, die meinen Kerker öffnete, küsse." Er neigte sich vor und flüsterte rasch ihr zu: „Sie haben also meinen Rath befolgt?"

Die Gräfin zuckte nur mit den Schultern, da Steiner sich vorbeugte, um zu hören, was da leise besprochen werden sollte.

„Wir sprachen soeben von Geschäften," sagte laut die Gräfin. „Unser Freund da meint, es stünde Alles gut. Ich hatte befürchtet, daß Ihre Affaire, lieber Vicomte, unsere Pläne ein wenig stören würde."

„Weshalb? Meine Person tritt ja bei diesen Geschäften nicht in den Vordergrund; es wissen nur Wenige, daß die Idee zu diesen Unternehmungen von mir stammt, daß ich sie anregte und die ersten Entwürfe machte. Ich bescheide mich ja mit der Aufgabe, sozusagen hinter den Coulissen diese Ideen weiter auszugestalten und ihre Durchführung zu fördern; an die Spitze solcher Unternehmungen müssen andere Leute treten."

„Sagt' ich's nicht, er ist ein geschеidter Mann?" murmelte Isidor Steiner.

Digitized by Google

Wieder erſchien der Diener unter der Thüre und gab ſeinem Herrn ein Zeichen. Steiner ſtand auf, ſprach leiſe mit dem Diener und wendete ſich dann an die Beſucher.

„Die Herrſchaften müſſen mich entſchuldigen, meine Frau wünſcht eine Audienz von mir.“ Er ging und die Beiden lächelten einander zu über das komiſche Wort.

Nun ſind die Zwei allein.

„Was meinten Sie mit Ihrer Bemerkung, ob ich Ihren Rath befolgt hätte?“ fragte die Gräfin.

„Erinnern Sie ſich nicht, daß ich Sie bat, Herrn v. Kaineck — jenen Landesgerichtsrath, der die Unterſuchung gegen mich führte — an Ihren Siegeswagen zu feſſeln?“

„Ach ja, Sie legten es mir damals dringend an's Herz, dieſen Mann — wie iſt er häßlich! — um jeden Preis zu gewinnen. Wußten Sie denn voraus, was kommen würde?“

„Vielleicht!“ erwiederte der Vicomte.

„Das glaube ich nicht!“ entgegnete ſie beſtimmt. „Sie mochten vielleicht gewärtig ſein, daß man Sie verhafte, Sie konnten aber nicht wiſſen, daß gerade jener Rath Ihr Richter ſein würde. Sie müſſen alſo andere Gründe gehabt haben.“

Der Vicomte zögerte etwas, dann ſagte er langſam: „Vielleicht.“

„Sie machen mich nervös mit Ihrem ‚Vielleicht‘. Was haben Sie mit dieſem Herrn v. Kaineck vor? Weshalb ſoll ich dieſes Ungeheuer, das furchtbar ungalant iſt, umſchmeicheln?“

„Sie haben ihn alſo doch ſchon geſehen?“

Digitized by Google

„Nun ja, heute! Ich war bei ihm, um für Ihre Freilaſſung zu ſprechen.“

„Wie benahm er ſich gegen Sie?“

„Abſcheulich! — Jetzt möchte ich aber meine Frage beantwortet wiſſen.“

„Sie werden ſich vielleicht doch entſchließen, an dieſes abſcheuliche Ungeheuer Ihre Liebenswürdigkeit zu verſchwenden, wenn ich Ihnen ſage, daß dies ein beſſeres — Geſchäft iſt, als Bank und Stadtbahn zuſammen, bei denen wir doch nur ein paar Prozente von dem gewinnen könnten, was unſer Freund Steiner dabei verdienen wird. Ich ſollte eigentlich ſagen: ‚verdienen will‘, denn die ganze Sache iſt immerhin unſicher genug, es ſind mächtige Leute, die uns entgegenarbeiten.“

„Laſſen wir alſo Bank und Bahn bei Seite. Was iſt es mit Herrn v. Kaineck. Ich wüßte nicht, daß er reich ſei —“

„Er weiß es auch nicht!“

„Sie gefallen ſich darin, mir Räthſel aufzugeben. Ich bin nicht in der Laune, ſie zu löſen.“

„Warum wollen Sie mir nicht vertrauen, Frau Gräfin? Wenn ich ſage, es iſt gut für Sie —“

„Oder noch mehr für Sie,“ warf ſie ein.

„Alſo für uns Beide, dieſen Mann für uns zu kaufen um jeden Preis, ſei er noch ſo hoch, ſo dürfen Sie glauben, daß es auch wirklich ſo iſt. Die Zukunft wird es Ihnen lehren.“

„Ich liebe es, in allen Dingen klar zu ſehen, und Wechſel, auf die Zukunft ausgeſtellt, haben in meinen Augen wenig Werth. Sie fordern von mir blindes Ver-

Digitized by Google

trauen, verweigern aber mir das Ihre. Warum wollen Sie mir nicht sagen, welche Pläne Sie verfolgen? Ich habe ein Recht darauf, zu wissen, warum ich diesen Mann, wie Sie zu sagen belieben, kaufen soll. Zu einem willenlosen Werkzeuge gebe ich mich nicht her."

Der Vicomte strich sich den Bart. „Sie sollen es erfahren," antwortete er nach kurzem Bedenken.

Herr Steiner betrat wieder das Gemach. „Morgen werde ich Sie besuchen, Frau Gräfin," sagte leise noch der Vicomte, und wandte sich dann zu dem Millionär. „Jetzt müssen Sie mir berichten, was während meiner ‚Zurückgezogenheit' vorgegangen ist. Ich werde in den nächsten Tagen verreisen und möchte gerne unsere weiteren Dispositionen vorher besprechen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Einmal glücklich.

Novelle

von

E. Merk.

---

1. (Nachdruck verboten.)

Es war ein Sonntag im Winter. Die Mittagsglocken läuteten und auf dem Schloßplatz spielte die Militärmusik. Der hartgefrorene Boden knirschte unter jedem Tritt, aber die Sonne und der scharfblaue Himmel übten doch ihre erfreuende Wirkung auf die Gemüther; die Menschen gingen lebhaft, vergnügt an einander vorüber und schienen mit den Feiertagskleidern auch eine Feiertagslaune angezogen zu haben.

Den allerfröhlichsten Eindruck machte ein Ehepaar, das mit einem etwa fünfjährigen Knaben an der Seite, Arm in Arm zwischen den reifglitzernden Bäumen des Hofgartens dahinschritt. Die junge Frau trug ein graues Pelzmützchen auf dem braunen Haar, in dessen krausen Stirnlocken, wie Silberpuder, einige Schneeflocken schimmerten. Das Gesicht mit den runden Wangen und dem energisch gewölbten Kinn hatte die Kälte mit rosigem Hauch überzogen. Die lebhaften braunen Augen blickten

voll Liebe bald auf den ſtattlichen Mann an ihrer Seite, der plaudernd zu ihr herabſah, bald auf den hübſchen blonden Knaben, der an ihrer Hand nach dem Takt der Muſik hüpfte.

Sie waren keine reichen Leute; dafür waren ſie aber ſo wenig blaſirt und anſpruchsvoll, daß ihnen der Gipfel ihrer Wünſche erreicht ſchien, ſeitdem der junge Mann vor etlichen Monaten als zweiter Staatsanwalt in die Hauptſtadt verſetzt worden war. Sie mußten ſich auch während der Woche redlich plagen, er, um den Pflichten ſeines Berufes zu genügen, ſie, um ihr kleines neues Heim immer behaglicher herzurichten und den Kleinen und ſich ſelbſt ſo zierlich herauszuputzen, wie ihr Gatte es gerne ſah.

Dafür genoſſen ſie aber ihre Sonntage mit einem wahren Kindervergnügen. Er freute ſich noch wie in den Bräutigamstagen, wenn ein bewundernder Blick die ſchlanke Geſtalt an ſeinem Arme ſtreifte. „Meine Julie iſt doch die luſtigſte, tüchtigſte und hübſcheſte aller Frauen," dachte er und es überkam ihn in dem hellen, winterlichen Lichte, bei den heiteren Muſikklängen, in dem Menſchentreiben ein wahrer Rauſch des Glücks und der Lebensfreude. Julie theilte dieſe ſelige Stimmung. Sie war ſo froh, daß ſie nicht mehr in dem kleinen Städtchen, an dem Dutzend allzu bekannter Geſichter vorüber, über den langweiligen Kirchplatz gehen mußte; ſo froh, daß ihr Gatte nun mitten in dem breiteren, modernen Leben ſeinen Platz gefunden hatte.

Wie Niobe hätte ſie die Arme zum Himmel heben und den Göttern zurufen mögen: „Seht! Ich bin ein glückliches Weib!" —

Digitized by Google

„Ach Mama, bitte, noch nicht nach Hause!“ schmeichelte der kleine Albert. „Die Musik spielt so schön; ich will tanzen!“

„Magst Du noch ein wenig auf und ab gehen, Wilhelm?“ frug die junge Frau.

„Gerne, Schatz,“ sagte er.

Ein Schicksal hängt zuweilen an der Laune eines Augenblicks, an der flüchtigen Fügung des Zufalls.

Sie waren noch nicht lange hinter dem drollig hüpfenden Knaben hergewandelt, als ein Bekannter des Staatsanwalts ihnen entgegenkam. Ein sehr großer junger Mann mit einer Athletengestalt, die eine gerade, freie Haltung noch mehr zur Geltung brachte, mit einem hübschen, blonden Kopf und kecken blauen Augen. Wilhelm kannte ihn von der Schule, in welcher sie neben einander gesessen und sich geprügelt und geliebt hatten. Sie waren später noch öfters zusammen getroffen, nannten sich „Du“ und verkehrten auf kameradschaftlichem Fuße mit einander, obwohl ihre Wege weit getrennt lagen.

Während Wilhelm als pflichttreuer Beamter und braver Ehemann sein Glück gefunden hatte, lebte sein ehemaliger Schulgenosse das flotte, abenteuerliche Dasein eines reichen Nichtsthuers. Man erzählte sich die merkwürdigsten Geschichten über seinen Leichtsinn, sein tolles Gebahren, vor Allem über sein vielseitiges Glück bei den Frauen. Er sollte sogar vor den Augen einer Prinzessin Gnade gefunden haben. Eine Zeit lang war er Lieutenant bei den Kürassieren gewesen, hatte jedoch durch einen Sturz vom Pferde, bei einem Offiziersrennen, eine Steifheit des

linken Armes davongetragen, die kaum bemerkbar war, ihm aber den tauglichſten Vorwand gab, mit der Uniform den letzten Zwang abzuwerfen und voll und ganz die Freiheit zu genießen, die ihm ſeine Mittel geſtatteten.

Wilhelm wollte mit einem: „Grüß Gott, wie geht's?" an ihm vorüber. Lieutenant Rueda aber ſtreckte ihm die Hand entgegen und rief: „Nein, Felſen, diesmal entgehſt Du mir nicht! Diesmal will ich endlich das Vergnügen haben, Deiner Frau vorgeſtellt zu werden."

Julie war als gute und glückliche Ehegattin ſchon grundſätzlich eine Gegnerin des leichtſinnigen Lebemannes, den ſie bisher nur dem Namen nach kannte, und hatte ſich ſtets mit Entrüſtung über deſſen flottes Leben geäußert. Doch als ſie nun zum erſten Male dieſen übermüthigen, lachenden Männeraugen gegenüberſtand, da freute ſie ſich doch, daß dieſelben deutlich genug Ueberraſchung und Bewunderung ausdrückten. Der Frauenliebling war ja auch ein Frauenkenner, und es ſchmeichelte ihr, daß ſeine Blicke und ſeine Worte ihr Anerkennung zollten. Im Herzen war ſie ja von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er trotz ſeines Reichthums alle Urſache habe, ihren Wilhelm zu beneiden.

„Da fällt mir eben ein," rief Lieutenant Rueda, als man ſich nach kurzer Vorſtellung anſchickte, wieder auseinander zu gehen, „ich wollte Dir für heute ſchon ſchreiben, Felſen! Aber Du weißt, daß ich ſchon in der Schule nie dazu kam, das zu thun, was ich eigentlich wollte. Ich gebe nämlich dieſen Nachmittag und Abend

ein kleines Fest auf meiner Villa am Tegernsee: Schlittenfahrt, Eisschießen, Schlittschuhlaufen, Musik, Beleuchtung — Alles nach Lust und Laune. Bitte, gnädige Frau, reden Sie doch Ihrem Manne zu, daß er mir den Rest des Tages schenkt," wendete er sich an Julie. „Es ist natürlich nur unter uns Herren!" fügte er mit einem Aufblitzen der Augen hinzu.

„O, und wenn auch Damen kämen, ich bin nicht eifersüchtig!" protestirte die junge Frau eifrig. „Wilhelm hat nichts vor für heute, so viel ich weiß."

Sie sprach vollständig gegen ihre Empfindung; wäre sie ehrlich gewesen, sie hätte ausgerufen: „Mein Herr! die Sonntage meines Wilhelm gehören mir, mir ganz allein!" Aber sie wollte gerade diesem Manne um keinen Preis Gelegenheit zu einem Witz über das „Pantoffelthum" der Ehe geben.

„Ich dachte eigentlich heute Nachmittag im Bureau nachzusehen," sagte Wilhelm, schwankend, ob er die Einladung annehmen oder ablehnen sollte. Es war ihm im Grunde gar nicht um das Fest zu thun; aber auch er hatte eine gewisse Scheu vor Rueda und wollte sich nicht gern von ihm „Philister" nennen hören.

„Ach was, Bureau!" rief dieser. „Deine Sonntage hast Du dem Staat nicht verkauft. Dagegen erhebe ich schon aus Grundsatz Einspruch, um der freien Menschenrechte willen! Morgen kannst Du mit dem ersten Zug heimfahren und bist dann frühzeitig genug wieder in der Stadt. Deine liebenswürdige Frau Gemahlin gibt Dir Urlaub! Es ist also abgemacht! Ich erwarte Dich um

Digitized by Google

halb zwei Uhr am Bahnhof! Es wird Dich gewiß nicht gereuen! Solch' ein Wintertag iſt entzückend draußen! Und nun adieu! Guten Morgen, gnädige Frau!"

Die Städter, welche ſich die Dörfchen draußen in den Bergen in tiefen Winterſchlaf verſunken vorgeſtellt hatten, waren erſtaunt, hier faſt mehr reges, lebendiges Treiben als im Sommer anzutreffen. Schlitten ſausten ſchellenklingelnd an ihnen vorüber; auf der hartgefrorenen Seefläche war bunte Bewegung ſpielender Kinder, ſchlittſchuhlaufender Jugend; Gruppen von Zuſchauern hatten ſich an den Ufern verſammelt, und lautes Lachen, Rufen, Jodeln klang hinaus in die weite, weiße Landſchaft. Erſt hinter dem grünen Kirchthurm, der aus den Schneefeldern aufragte, hinter den kleinen Häuſern, aus denen der Rauch kerzengerade in die blaue Luft wirbelte, begann das feierliche, ernſte, ſchweigſame Reich des Winters.

Die Villa „Waldluſt" umfing die Gäſte mit dem Behagen wohlerwärmter Räume; es war für Alles geſorgt, was die gute Laune fördert, und bald durchwehte das Haus jene übermüthige Stimmung, die ſich nur entwickelt, wenn die Herren ganz unter ſich ſind und nicht die Nähe weiblicher Weſen ihnen Schranken auferlegt.

Man fuhr im Schlitten nach einem einſam im todtenſtillen Wald gelegenen Förſterhaus, und ſaß zuſammen um den Kachelofen. Anekdoten wurden erzählt. Wenn das Lachen verſtummte, hörte man draußen den Schrei eines Wildes oder das düſtere Rauſchen des Bergwindes in den ſchneebeladenen Tannen.

Das Sonnenlicht war erloschen, als man zurückfuhr; düster und ernst lag nun die Landschaft; der Witz erfror in der eisigen Luft, die prickelnd um Ohren und Wangen wehte. Um so erheiternder wirkten die hellbeleuchteten Zimmer der Villa, die festlich gedeckten Tische im Speisezimmer, und immer geläufiger wurden die Zungen, immer schärfer gewürzt die Erzählungen und Bonmots, als der Champagner in den Gläsern und den Köpfen sprühte.

Allmählig ward es so heiß in dem Gemach, daß der Hausherr die Balkonthür aufstieß. Am Himmel draußen blitzten und funkelten die Sterne.

„Eine Idee!“ rief er. „Wir wollen noch eine Stunde schlittschuhlaufen! Jetzt muß es herrlich sein auf dem See!“

„Bravo, bravo! Eminenter Einfall!“ klang's ihm von einem Tisch her entgegen, und die Jüngeren der Gesellschaft erhoben sich.

„Es ist ja stockfinster draußen!“ brummten Andere, die sich nicht gerne von ihrem Weinglase trennten.

„Wir nehmen Fackeln mit! — Fritz!“ wendete Erwin Rueda sich an seinen Diener. „Man soll einige Bauernburschen aus dem nächsten Gasthause holen, damit sie mit uns gehen und leuchten! Auch die Musik kommt mit an's Seeufer! Wer Luft hat, sucht nach Schlittschuhen! Die Anderen aber sollen sich im Kneipen nicht irre machen lassen! — Felsen, Du stimmst für meinen Plan? Das ist hübsch von Dir!“

Felsen, den am nächsten Morgen wieder die Arbeit rief, liebte es nicht, sich durch langes Sitzen im Tabaks-

qualm einen ſchweren Kopf zu holen; er folgte daher nicht ungern dem Rufe des Freundes.

Sobald er aber draußen war, die Schlittſchuhe an den Füßen fühlte, packte ihn der volle Zauber der Winternacht. Der Städter ſteht ſo ſelten der großen, gewaltigen Einſamkeit der Natur gegenüber. Wie kleinlich erſchienen die Lichtchen in den Häuſern, erſchien der röthliche Schimmer, den die Fackeln auf den Schnee warfen, gegen den hohen, leuchtenden Himmel, gegen die Rieſenſchatten, die ſich geheimnißvoll um die Fläche lagerten. Wilhelm war's, als habe er ſich ſtatt der Stahlſchienen Flügel an die Füße geſchnallt; mit einer Begeiſterung, die er lange nicht mehr empfunden, ſauste er fort von dem Ufer, den Anderen voraus, in das Dunkel hinein, in das düſtere Schweigen. Der See dröhnte und ſtöhnte; wie ferner Lawinendonner grollte es in den Tiefen; denn das gefangene Waſſer kämpft und ringt wider die Laſt, die das Eis ihm aufbürdet. Aber gerade das Grauen, das den ſchwarzen See umfing, übte einen dämoniſchen Reiz auf den jungen Mann. Es lockte ihn fort von den Muſikklängen, immer weiter hinaus auf die blanke Fläche, in der ſich die Sterne ſpiegelten, ſo gleißend, ſo märchenhaft, als könne man ſie hier einmal in der Nähe ſchauen, als erzählten ſie ihr ewiges Räthſel den feſtgebannten Waſſern.

Er hielt inne und lauſchte.

Da ſchauderte ihm vor dieſer Stille, vor dieſer ſtarren, winterlichen Bergwelt, in der ſein eigenes Daſein ſo zuſammengedrückt wurde in ein verſchwindendes Nichts.

Heimweh überkam ihn nach seinem Weib, das nun wohl lange im Schlummer lag, nach seinem Knaben, den er in seinem Bettchen ruhen sah mit trotzigem Mündchen und schlafheißen Wangen, Heimweh nach seinem Glück! Wie klein auch der Mensch erschien inmitten dieser düsteren, großen Natur, sein kleines Herz hat doch Raum für eine Fülle der Seligkeit!

Jubelnde Dankbarkeit für sein Loos erfüllte ihn ganz, wie er nun sich wendete, dem Fackelscheine, den Freunden zu. —

Am Ufer spielte die Musik. Erwin hatte es vielleicht bereut, daß er die Gesellschaft fortgerissen hatte aus dem lustigen Speisezimmer, denn die Gefährten waren schweigsam und nüchtern geworden. So mußte er selbst um so toller sein. Mit seiner mächtigen Stimme sang er den Refrain eines Gassenhauers mit, den die Musikanten spielten und den das Echo der Berge wie höhnend wiederholte.

Dann ward es eine Weile still, und in dieser Stille hörte man plötzlich einen klagenden Ruf. Was war's? Der Schrei eines Raubvogels oder eines hungernden Hirsches? Oder der Hilferuf eines Menschen?

Nun noch einmal, deutlicher!

„Ein Mensch! Ein Mensch in Gefahr!" schrie Erwin. „Mir nach! Dorthin! — Die Musik soll schweigen! — Rasch! Vorwärts!" —

„Was gibt's? Was ist geschehen?" frugen die entfernter Stehenden. Die Bauernburschen schüttelten gleichmüthig die Köpfe. Sie hatten nichts gehört. Erwin aber wendete sich nicht mehr um. In mächtigen Sätzen flog

Digitized by Google

ſeine hohe Geſtalt über das Eis. Wie raſch die Uebrigen ihm auch nacheilten und, von ſeinen erregten Worten beunruhigt, alle Kräfte daran ſetzten, die gleiche Richtung mit ihm einzuſchlagen, er blieb Allen voraus und war bald in dem Nachtdunkel verſchwunden.

„Gnädiger Herr! Halt! Halt!“ klang ihm nun eine entſetzte, mahnende Stimme nach. „Nicht nach rechts! Dort iſt der Bach! Das Eis trägt dort nicht!“

„Von dorther kam der Hilferuf! Wir müſſen in die Nähe und ſchnell!“ ſchrie er zurück. Dann hörten die Freunde nichts mehr, als das Krachen und Klirren der Fläche und das Grollen in der Tiefe. Der Lichtſchein, der auf ihren Weg fiel, machte die Dunkelheit vor ihnen und um ſie herum nur noch tiefer, undurchdringlicher. Die Meiſten waren ſtehen geblieben und lauſchten, von Bangen erfüllt.

„Es ſind Alle da! Wer ſoll fehlen? Es iſt Täuſchung!“ verſicherten die Einen, die zum Rückzug drängten.

„Zurück, Rueda!“ ſchrien ſie. Der finſtere See war ihnen unheimlich geworden.

Erwin antwortete nicht gleich. Sein Fuß war an eine Scholle geſtoßen — eine offene, breite Spalte zog ſich hier durch das Eis; ein Schritt noch, und er war verloren. Mit voller Kraft warf er ſich zurück.

Am Ufer war ein immer lauteres Gemurmel entſtanden. „Einer fehlt! Felſen! Wo iſt Felſen?“

Dazwiſchen klang nun wieder Erwin's erregte Stimme: „Man kann hier nicht hinüber! Weiter nach links! Aber nur vorwärts! Eilt!“

Digitized by Google

Prüfender, vorsichtiger bewegte er sich weiter in dem Dunkel, sich vorwärts beugend, lauschend auf jeden Laut. „Wer rief? Gebt Antwort!“

Es blieb todtenstill.

Der Name des Freundes war nun auch ihm an das Ohr gedrungen. „Felsen! Felsen!“ schreit er aus voller Brust hinaus in die schweigende Nacht.

Nur das Echo antwortet.

Die Fackeln sind nun herangekommen, und auf Rueda's Geheiß fällt ihr Schimmer in weitem Umkreis auf die Fläche. Nichts regt sich im offenen Wasser, keine Stimme antwortet. Kein Seufzen dringt an das Ohr, ringsum tiefes, düsteres Schweigen. Nur die Wellen des Baches, der hier mündet, rauschen schwerfällig an's Ufer. Eine Weile lauscht Alles athemlos, dann reißt Erwin einem der Bauern die Fackel aus der Hand und schleudert sie hinaus in das Dunkel, auf die gefahrvolle Stelle, wo das Eis nicht trägt. Ein Meer von Funken stiebt umher, und dann beleuchtet die Flamme eine öde, leere Fläche, auf der sich deutlich eine Schlittschuhspur hinzieht.

Man sieht's in bangem Schweigen.

„Hier sind schon Dreie ertrunken!“ sagt einer der Bauern. „Der ist verloren.“

Rueda wagt sich noch einmal vor. Er läßt sich den Strick um den Leib binden, nimmt einen der langen Stöcke, die man herbeigeholt, in die Hand und gleitet trotz aller Mahnung der letzten Spur des Versunkenen nach. Aber die Fackel erlischt; stumm und finster gähnt ihm die Nacht entgegen.

Digitized by Google

„Seien Sie vernünftig, Rueda!“ ruft einer der Herren, ein Arzt. „Er war erhitzt, vom Wein, von der Bewegung. Als er in's Waſſer fiel, hat ihn ein Herzſchlag getroffen, ſofort wohl! Wollen Sie Ihr Leben Preis geben für einen Todten!“

— — — — — — — — — — — —

Es war eine düſtere Heimkehr. Keiner ſprach ein Wort. Die Fackeln leuchteten und qualmten ſo düſter, wie bei einem Leichenzug.

Entſetzt ſprangen die Feſtgenoſſen, die noch mit erhitzten Köpfen an der Tafel ſaßen, auf; Ernüchterung kam über ſie, als ſie in das Geſicht ihres Wirthes blickten. Seine Augen glitten über einen zurückgeſchobenen Seſſel, auf dem noch die Serviette lag, über ein halbgeleertes Glas — der vor einer Stunde hier geſeſſen, lachte nun niemals wieder; die eiſigen Waſſer flutheten über ſein junges Haupt. Es blieb ſtill in dem Saal; man erzählte nur flüſternd, was geſchehen. Der Hauch des Todes wehte durch den Raum.

„Im Grunde iſt es ein beneidenswerthes Ende,“ ſagte endlich einer der intimſten Freunde Erwin's. „Mitten im Vergnügen, raſch, ohne Krankheit.“

„Für Unſereinen, ja!“ gab Erwin zurück. „Da könnte man wohl ſagen: das Luſtſpiel iſt aus! Aber der arme Kerl hatte Weib und Kind! So beginnt erſt die Tragödie!“

„Die Unglückliche! Wie ſoll ſie es erfahren? Wollen Sie telegraphiren, Rueda?“ frug der Arzt.

„Nein! Gönnen wir ihr noch dieſe eine Nacht! Morgen — dann ſage ich es ihr ſelbſt!“

Digitized by Google

2.

Erwin hatte im französischen Feldzuge, den er als einer der jüngsten Lieutenants mitgemacht, einmal Quartier bei einer Wittwe bekommen, der drei Söhne im Kriege gefallen waren. An die Augen dieser Frau mußte er denken, als er am frühen Morgen die Treppe zu Felsen's Wohnung emporstieg. Das erste Mal kam er in das Heim des Freundes — mit dieser Nachricht auf der Seele.

Wahrlich, leichteren Herzens hatte er das Haus jener haßerfüllten Französin betreten. Heute war es ihm, als müsse er eine Selbstanklage sprechen vor der Frau, die seit Stunden Wittwe war, ohne es zu ahnen.

Wie sieghaft ihn diese schönen braunen Augen gestern nach angefunkelt hatten, denen er nun Thränen brachte — unversiegbare Thränen!

Er zögerte, ehe er klingelte.

„Geh'," rief er sich selbst zu in seinem gewohnten, kühlen Egoismus. „Sei ein Mann. Es genügt nicht, vor der Gefahr nicht zu zittern, auch moralischen Muth muß der Mensch besitzen! — Vorwärts!"

Er schüttelte die Beklommenheit ab und zog die Glocke.

Eine kleine Weile mußte er warten in dem noch ungeheizten, ganz neu möblirten Besuchszimmer. Dann kam Julie herein, im Morgenanzug und grüßte ihn, ein wenig überrascht, mit zurückhaltender Höflichkeit.

„Sie haben mir wohl etwas auszurichten von mei—"

Nun erſt blickte ſie auf, ſah in ſein Geſicht und brach erſchreckt ab. „Was iſt mit Wilhelm?“ ſchrie ſie auf. „Warum ſtarren Sie mich ſo an? Es iſt etwas geſchehen!“

Er nickte. Er hatte ſich die Worte zurechtgelegt gehabt, aber er fand ſie nicht mehr, wie nun dieſe angſtvollen Augen auf ſeinen Mund blickten.

„Um Gottes willen, was — was iſt ihm? Er iſt krank? — So reden Sie doch! Nein! Sagen Sie es mir nicht, wenn es etwas Schlimmes iſt! Ich kann es nicht hören! — O Gott, warum ging er fort von mir? — Sie ſchweigen! Es iſt alſo ſo furchtbar, daß Sie es nicht ſagen können!“

Er ſuchte ihre Hände zu faſſen und ſie ſanft auf einen Stuhl zu ziehen.

„Sehen Sie mich nicht ſo mitleidig an! Dieſes Mitleid von Ihnen — es ſagt ja das Schrecklichſte, das Unausdenkbare! — Aber nein, nein! Das kann nicht ſein! Nein, das iſt nicht möglich! Nicht wahr, todt iſt Wilhelm nicht? Alles, nur nicht todt — nicht todt!“

Er nickte nicht; er ſagte nichts. Er ſah ſtarr und blaß vor ſich nieder. Aber ſie las die Wahrheit von ſeinem Geſichte.

Ein markerſchütternder Schrei klang durch das Gemach.

Eine im Hauſe anweſende Couſine der jungen Frau kam beſtürzt herein, nach ihr das Kind, die Magd.

„Mama, was haſt Du denn? Will der fremde Mann Dir etwas thun?“ frug der kleine Albert.

Den flotten, frivolen Erwin packte die Rührung, wie

er das Kind nun bei der Hand faßte und ihm zuflüsterte, hinauszugehen und ganz, ganz still zu bleiben — die Mama sei krank.

Das Kind gehorchte und schlich fort, aber Erwin konnte noch immer nicht sprechen, der Hals war ihm wie zugeschnürt. Er zog die Cousine, ein blasses, schüchternes Mädchen, in das Nebenzimmer und berichtete flüsternd, was geschehen sei, wie er sich selbst verwünschen möchte über die Laune einer nächtlichen Seefahrt, bei welcher sein Freund sich allerdings so weit von den Uebrigen entfernt habe, daß alle Rettungsversuche zu spät gekommen waren.

„Am frühen Morgen haben wir seine Leiche gefunden. Ich habe sie hierher bringen lassen nach der Stadt!" fügte er leise hinzu. „Ueberlassen Sie mir alle traurigen Besorgungen und Gänge, die dieser Fall erheischt — aber bitte, theilen Sie an meiner Stelle der armen Frau die furchtbare Wahrheit mit — ich kann vor ihren Augen kein Wort über die Lippen bringen."

Er stand unbeweglich, in die Fensternische gedrückt, während das Mädchen schluchzend hinausging; er hörte nebenan ein von Thränen unterbrochenes Flüstern, ein Stöhnen und Aufschreien und dann eine herzergreifende, immer wiederholte Klage: „Todt! Todt! Todt!"

Er hätte fliehen mögen bis an das Ende der Welt vor dieser Jammerscene, die so wenig in sein lachendes Leben stimmte; es schauderte ihm bei dem Gedanken, vor der unglückseligen Frau ein paar schale Trostesworte stammeln zu müssen, und doch hatte ihn all' seine sonstige

Digitized by Google

Gewandtheit, sich peinlichen Lagen zu entziehen, verlassen vor diesem tragischen Schmerz: er fühlte sich wie festgebannt an die Stelle.

Eine geraume Weile blieb er so stummer Zeuge, wie dicht in seiner Nähe ein junges Geschöpf das schlimmste Weh erlitt, welches ein Frauenherz zermartern kann. Er mußte sich erst besinnen, daß er Pflichten zu erfüllen habe für den todten Freund, daß es Zeit für ihn sei, zu gehen.

Mit leisen Schritten wollte er an Julie vorüber; er schämte sich seiner Gegenwart. Sie war allein, lag auf einem Stuhl, vornüber gebeugt, die Arme krampfhaft an sich gedrückt, und starrte mit großen, heißen, thränenlosen Augen vor sich hin. Das Morgenhäubchen war ihr zu Boden geglitten und das braune Haar floß ihr verwirrt um das blasse Gesicht, über die Schultern. Wider seinen Willen schoß ihm der Gedanke heiß durch den Kopf, wie schön die Frau seines Freundes sei.

Plötzlich sah sie auf zu ihm. Nun konnte er sich nicht mehr stumm entfernen.

Er trat auf sie zu und sagte sanft und leise: „O meine liebe, arme, gnädige Frau. Wenn ich nur Worte fände, um Ihnen meine Theilnahme, meine Ergriffenheit, meine Freundschaft auszudrücken."

Er wollte ihre Hand fassen; aber sie entzog sie ihm heftig.

„Freundschaft von Ihnen!" schrie sie auf, indem sie die Haare zurückschüttelte und ihn mit irren Augen anfunkelte. „Haben Sie sich nicht auch seinen Freund genannt? Ihm zum Fluche! Mir zum Fluche! —

Ja, Sie! — Sie haben ihn mir genommen!“ fuhr sie fort mit leidenschaftlich zitternden Lippen. „Warum kreuzten Sie unsere Wege? Warum rissen Sie meinen Wilhelm von mir fort! Er war ein guter Mensch — was sollte er bei Ihnen? Er bedurfte Ihrer Feste nicht, glauben Sie es mir! Er hatte mehr als Feste — er hatte Glück! — Aber das wußten Sie nicht, das können Sie nicht verstehen! Aus Uebermuth, aus Hohn auf sein Eheglück haben Sie ihn um Mitternacht fortgelockt auf den See! Er hätte an Weib und Kind gedacht! Er durfte nicht tollkühn und verwegen sein; er wußte, daß um ihn ein Herz brechen würde. Aber den flotten Freunden, die kein Weib besitzen und kein Glück zu verlieren haben, ist das Leben freilich nur ein frivoler Witz! Sie werden nicht geliebt! Kein Auge weinte um Sie eine Thräne! Und Sie höhnten und spotteten wohl über Wilhelm's Last von Liebe und Treue so lange, bis er Ihnen folgte! Der Unselige! Ueber ihrem Lachen haben diese guten Freunde seinen letzten Schrei nicht gehört! Haben ihn allein, hilflos verderben lassen! Ah!“

Mit einem schrillen, erstickenden Ton brach sie ab und preßte die Hände vor das Gesicht, während ihre Gestalt zuckte und bebte und die gelösten Haare über ihrem Nacken erzitterten. Der wilde Rueda, der sonst den Kopf so stolz zu tragen pflegte, er stand stumm und demüthig vor diesem Frauenzorn und ließ sich die bitteren Vorwürfe in's Gesicht schleudern, ohne Erwiederung.

„Wenn Sie einmal ruhiger geworden, gnädige Frau,“ sagte er endlich sanft und leise, „dann werden Sie viel-

Digitized by Google

leicht einsehen, daß nicht alle Ihre Anklagen gerecht und verdient waren. Unter dem unseligen Verhängniß, das mich in Ihr Leben geführt hat wie einen Zerstörer, leide ich tiefer, schwerer, als ich zu sagen vermag!"

Sie regte sich nicht und er verließ das Gemach.

Wie er nun durch die alten Straßen schritt, die Menschen ihn grüßten, die Bekannten ihm zulachten wie sonst, da mußte er sich erst besinnen, daß ein einziger Tag vergangen war, seit er so vergnügt dem Sonntagstreiben zugesehen hatte.

Er dachte nach, um Menschen zu finden, die er in seiner jetzigen Stimmung hätte aufsuchen mögen; seinen ganzen Bekanntenkreis ließ er an sich vorüber ziehen und fand keine Seele, zu der es ihn heute hinzog. Doch ja, ein junges, ernstes Mädchengesicht tauchte vor ihm auf, das einzige unschuldige weibliche Wesen, das er kannte. Sie würde ihm theilnahmsvoll zuhören, auch wenn er traurig und verstimmt war. Aber wenn sich das vornehme, stille Heim, dem sie angehörte, wie durch ein Wunder für den wilden Sünder nicht ganz verschlossen hatte, so blieb es ihm doch nur in der hergebrachten Besuchszeit zugänglich.

So irrte er, nachdem die Beerdigungsangelegenheiten geordnet waren, einsam durch die stillsten Gassen; er mochte keinem der Freunde begegnen; es graute ihm auch vor seiner Wohnung. Der Winterwind klang ihm melancholisch und schaurig.

Der Schmerzensschrei aus einem Frauenmunde hatte ihn so tief verwandelt. —

Digitized by Google

Aber auch der unabhängigste Mann ist nicht völlig frei; für ihn wird die Gesellschaft, in der er lebt, zum Zwang, und die Gesellschaft verfährt nach der Schablone. Hätte Erwin für irgend einen gleichgiltigen Verwandten den Flor am Hute getragen, man würde wohl seine Trauer geehrt und ihn eine Weile allein gelassen haben. Nach dem Freund, den er verloren, nach seiner Stimmung frugen weder seine lustigen Männer-Bekannten, noch die schönen Frauen, die ihn zu ihren Festen einluden, und er hätte leichter gegen einen Strom schwimmen, als sich von dem Vergnügungstaumel frei machen können, der in den Karnevalswochen durch die Stadt wogte.

Er fand keine Frohlaune mehr, wie sonst; aber er brauchte und suchte Betäubung für die Oede, die ihn mit einem Male aus seinem Leben anfröstelte.

So kam's, daß Julie, die in der frühsten Morgenstunde, während der Knabe noch schlief, ihren Jammer hinausgetragen hatte auf den Friedhof, einmal bei der Heimkehr Erwin Rueda mit überwachtem Gesicht aus einem hellerleuchteten Kaffeehause treten sah. Er führte zwei maskirte Damen am Arm, die lebhaft in ihn hineinschwätzten und ihre bunten Seidenschleppen über die morgenfeuchten Wegsteine schleiften. Sie sahen abstoßend aus in dem fahlen Morgengrau, und Julie stieg ein unsäglicher Ekel im Herzen auf. Sie wußte nicht, in welch' bitterer Ernüchterung Erwin die lachenden Mädchen, die sich ihm an den Arm gehängt hatten, nach dem nächsten Wagen führte; sie fühlte nur den schneidenden Gegensatz zwischen diesem frivolen Bilde und dem ernsten Grabhügel,

Digitized by Google

von dem sie kam, und der Haß, die Verachtung für Rueda erschienen ihr mehr als je wie eine Pflicht gegen ihren todten Gatten.

Nur der Gedanke an Erwin konnte sie aus der Gleichgiltigkeit emporreißen, in die sie versunken war, nur jenes zürnende Gefühl das Leben in ihr wecken, das ganz in ihr erstorben schien. Gleichgiltig hatte sie es mit angehört, als der Onkel ihres Gatten, den sie gebeten, die Vormundschaft über ihren Knaben zu übernehmen, ihr die mißliche Lage schilderte, in welcher sie zurückblieb, ohne Vermögen, durch die kleine Pension, die sie beanspruchen durfte, kaum vor dem Verhungern geschützt. Gleichgiltig hörte sie seine Versicherungen mit an, wie gerne er für sie sorgen würde, wenn er nicht selbst durch eine zahlreiche Familie schwer belastet wäre; gehorsam fügte sie sich in die Einschränkungen, die er auferlegte; nur wenn er ihr zögernd von der Nothwendigkeit eines Erwerbes sprach, sah sie ihn mit starren Augen an; sie begriff es noch nicht, daß sie sich nun mühen sollte um ein Leben, das ihr nicht mehr des lebens werth schien.

Eines Tages aber kam der Onkel mit ganz erregter Miene in das traurige Heim.

Nun sei sie wenigstens der Sorge für ihr Kind enthoben, sagte er. Lieutenant Rueda habe ihm einen Besuch gemacht und ihm versichert, es sei seine Pflicht, für das Kind des Freundes zu sorgen, welcher als sein Gast zu Grunde gegangen sei. Er wolle das dem Anscheine nach in der vornehmsten Weise thun.

Der Vormund berichtete die neue Wendung der Dinge

Digitized by Google

mit sichtlicher Befreiung von schwerer Sorge und erschrak, mit welcher Heftigkeit die sonst so gelassene junge Wittwe auffuhr.

„Onkel, Onkel! Und Du hast ihm sein Almosen nicht vor die Füße geworfen?“ rief sie mit glühenden Augen. „Er für mein Kind sorgen! Nimmermehr! Lieber will ich mir die Hände blutig arbeiten, als diese Schmach erdulden! Ich sehe ja ein, daß ich nicht mehr vor mich hinbrüten und die Arme in den Schoß legen darf. — Verschaffe mir einen Verdienst, eine Stellung — Alles, Alles will ich thun, nur nicht diesem Menschen danken müssen!“

Sie war so außer sich, daß der mitleidsvolle Mann sie nicht durch einen Widerspruch oder eine Vertheidigung Rueda's noch mehr erregen wollte, sondern es für klüger fand, zu schweigen und nach seiner ruhigeren Einsicht zu handeln. Er versprach, sich nach besten Kräften für sie umzuthun, und es waren auch nur wenige Wochen vergangen, als er ihr mittheilen konnte, seine Erkundigungen seien von dem besten Erfolg gelohnt worden. Er wisse eine Stellung für sie in einer vornehmen, adeligen Familie, die aus Vater, Tochter und einem Söhnchen bestehe, in welcher sie an Stelle der vor etlichen Jahren verstorbenen Herrin die Oberaufsicht über das Hauswesen zu übernehmen und zugleich dem erwachsenen jungen Mädchen Gesellschafterin und Begleiterin zu werden hätte.

Julie hörte mit dem ergebenen hoffnungslosen Ausdrucke, der nun stets auf ihren Zügen lag, die Nachricht an.

Digitized by Google

„Und mein Kind muß ich fremden Händen überlaſſen?“ frug ſie dumpf.

„Nein, nicht doch!“ entgegnete raſch der Vormund. „Darin liegt ja eben die günſtige Wendung. Der kleine Baron ſoll im Haus unterrichtet werden; um ſeinen Ehrgeiz zu ſpornen, wünſcht man ihm aber einen Lerngenoſſen zu geben; es trifft ſich alſo vorzüglich. Du kannſt den kleinen Albert mit Dir nehmen, ihn immer um Dich ſehen.“

Julie ſchüttelte ungläubig den Kopf.

„Die Sache wird irgend einen dunklen Punkt haben,“ ſagte ſie mit der Bitterkeit, die ſchwer geprüften Menſchen eigen iſt, „und Du verſchweigſt mir etwas, Onkel. Es klingt unwahrſcheinlich, daß vornehme Leute ſich ein fremdes Kind in das Haus nehmen. Doch ich werde um die Stellung nachſuchen, gewiß! Ich habe ja keine Wahl!

Es war ihr zu Muthe, als ſei dieſe Geſtalt in den ſchlichten Trauerkleidern, die ſo ſcheu durch die Straßen ging, die nun, halb bittend, an fremder Thüre klopfte, nur der Schatten ihres einſtigen, frohen, eitlen Selbſt. Aber all' die Beklemmung und Niedergeſchlagenheit, mit welcher ſie das adelige Haus betreten hatte und die kühle, ſtille Steintreppe emporgeſtiegen war, wichen vor dem ſüßen Geſicht und der holden Stimme, die ſie gleich in dem Vorzimmer begrüßten.

Eine zarte Blondine von hoher, biegſamer, faſt allzu ſchlanker Geſtalt, mit feinen, etwas farbloſen Zügen und tiefen, ſchwärmeriſchen Augen, um welche leichte Schatten lagen, trat ihr entgegen.

„Ich habe Sie erwartet und so, gerade so hatte ich mir Ihr Gesicht vorgestellt," sagte sie, die junge Frau neben sich auf das Sopha ziehend. „Ich habe ja so viel über Sie und über Ihr Schicksal gehört, von — von Ihrem Onkel." Ein leises Roth stieg ihr bei den letzten Worten in die Wangen; dann fügte sie mit dem gewinnendsten Lächeln hinzu: „Ich möchte so gerne, daß Sie sich bei uns wohl fühlen würden. Nicht wahr, ich darf Sie gleich Frau Julie nennen, und ich heiße für Sie Mathilde, nicht Fräulein v. Laurenberg; das klingt so förmlich, und wir wollen uns ja doch recht rasch befreunden. Sie sollen mir ja auch solche Last abnehmen, liebe Frau Julie, wenn Sie künftig die Schlüssel führen, und ich nicht mehr mit den Dienstboten zanken muß, die mich doch niemals fürchten wollen, wie mein Vater behauptet. Ich versichere Ihnen, ich habe mich gerade so ungeduldig auf Sie gefreut, wie mein kleiner Bruder auf seinen Spielgenossen."

Stumm und verwirrt sah Julie auf das liebe, ernste Gesicht, das so viel Wärme und Güte für sie ausdrückte, als wäre sie nicht eine Fremde, welche die Noth hierher geführt, sondern eine lang erwartete Schwester und Freundin.

Je länger sie aber in dem Hause weilte, je mehr sie empfand, daß diese Schonung und Herzlichkeit sich nicht blos auf Worte beschränkte, sondern daß das junge Mädchen Alles that, um ihr die Abhängigkeit und Dienstbarkeit zu erleichtern, desto räthselhafter wurde es ihr, durch welchen Zauber sich ihr dieses schöne Heim und diese schöne Seele erschlossen hatte. Daß sie ihre Stellung

Digitized by Google

Mathilden verdankte, das allein war ihr klar geworden. Der Vater des Mädchens, Reichsrath Baron v. Laurenberg, war ein ſtiller, ernſter Mann; er galt für einen ſtarren Ariſtokraten; aber es wollte Julien ſcheinen, als beruhe der hochmüthige Eindruck, den er machte, mehr auf ſeiner äußeren Erſcheinung, auf der ſtrammen Haltung des ſchlanken Kopfes, auf den gemeſſenen, feierlichen Bewegungen der hohen Geſtalt, als auf inneren Gründen ſeines Weſens. Jedenfalls war er gegen ſie von taktvollſter Höflichkeit, für ſeine Kinder ein zärtlicher Vater, der allezeit den Wünſchen ſeiner Tochter nachgab.

Julie dankte es ihrem Geſchick, daß ſie wie durch ein Wunder dieſen jungen Schutzengel gefunden hatte, um ihres Knaben willen, der in dem fremden Hauſe ſo weich gebettet war und gar nicht ahnte, wie früh ihn das Unglück getroffen hatte.

Sie war mehrere Wochen in der Familie, und ſchon machte der Einfluß des ſanften, liebevollen Mädchencharakters ſich auch in ihrem Weſen geltend. Eines Tages aber ſaßen die beiden Damen mit ihren Handarbeiten in dem ſtillen, behaglichen Wohngemach, als ein Diener eintrat und meldete, Herr Erwin Rueda laſſe fragen, ob er am Nachmittag ſeinen Beſuch machen dürfe.

Mathilde erröthete ein wenig und warf einen raſchen Blick auf ihre Geſellſchafterin. Dann erwiederte ſie ruhig, ſie bitte um den Beſuch. Julie ſtarrte ſie mit Entſetzen an. Der wahnſinnige Schmerz, welchen die Erinnerung an dieſen Mann ihr ſtets wachrief, hämmerte ihr durch die Schläfen und raubte ihr alle Beſinnung.

Digitized by Google

„Diesen Menschen kennen Sie, empfangen Sie in Ihrem Hause?“ rief sie heftig. „Ich aber sage Ihnen, daß ich ihn hasse, verabscheue, daß ich mit ihm nicht in einem Zimmer bleiben werde.“

Mathildens blaue Augen blickten sonst sanft und milde, wie die einer Madonna; nun waren sie mit einem Male stolz, dunkel und kalt geworden. Sie stand auf; auf ihren Lippen schwebte ein hartes Wort, das erste Wort der Herrin an die Untergebene. Aber sie bezwang sich und sagte nur sehr bestimmt: „Dieser Mann ist mein Freund — seit manchem Jahre. Ich bitte daher, daß Sie nie wieder in solcher Weise von ihm sprechen.“

„Ihr Freund!“ wiederholte Julie tonlos.

Eine Weile starrte sie das Mädchen fassungslos an und dann verließ sie stumm das Gemach. Nun war ja das Wunder erklärt, die Lösung des Räthsels gefunden! Erwin dankte sie ihre Anwesenheit in diesem Hause, er hatte seine Freundin bestimmt, die Beiden, die durch seine Schuld Wittwe und Waise geworden, zu sich zu nehmen, um sich sein Gewissen frei zu machen. Ihm also sollte sie verpflichtet bleiben! Schwer, wie Ketten, legte sich ihr der Gedanke auf die Seele. Nein, sie wollte diese Dankbarkeit nicht tragen! Lieber hungern, lieber betteln!

Sie fing an ihre Sachen einzupacken; mit fliegender Feder schrieb sie ein Gesuch um eine andere Stellung, das sie sofort in die Zeitung tragen wollte.

Da kam der kleine Albert in das Zimmer gesprungen mit rosigem Gesicht und Augen, aus welchen das Vergnügen blitzte.

„Mama, wir ſind ſehr luſtig! Du mußt unſere Feſtung anſchauen und die vielen, vielen Soldaten!“ rief er. „Warum weinſt Du denn, Mama? Gefällt es Dir nicht hier? Ich bin ſehr froh, daß ich immer bei Bruno bleiben darf. Ich hab' ihn lieb, und er hat ſo ſchöne Spielſachen.“

„Albert, haſt Du denn gar keine Sehnſucht nach Deinem alten Zimmerchen und nach dem lieben, guten Papa?“

Das Bübchen ward nachdenklich. „Freilich, freilich,“ ſagte er dann. „Aber der Papa kommt ja doch nicht wieder und er iſt ja im Himmel. Da geht es ihm auch gut, noch beſſer als mir, nicht wahr, Mama? Weine doch nicht, Mutter!“

Julie preßte das Kind an ſich und drückte die heißen, naſſen Augen auf das blonde Haar. Durfte ſie den Knaben fortreißen aus dem ſchönen Heim, in dem er ſich wohl fühlte, um ihn dem Mangel preisgeben zu müſſen, ihn am Ende verwahrloſen zu ſehen, während ſie ſich um den Unterhalt mühte? Sollte das Kind dafür büßen, daß ſeine Mutter zu ſtolz war, danken zu wollen? Würde Wilhelm dieſen Haß billigen, der ſeinen Knaben traf?

Es war ein harter, heißer Kampf mit dem Trotz in ihrer Natur; aber die Mutterliebe gewann den Sieg.

Noch bevor die Mittagsſtunde die Familie vereinte, trat ſie in Mathildens Zimmer.

„Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich heute über meinen perſönlichen Gefühlen die Pflichten meiner Stellung ver-

Digitized by Google

gaß. Ich muß es erſt lernen, meinen Willen einem anderen unterzuordnen; Sie müſſen Geduld mit mir haben."

Mathildens warmes Herz hatte längſt die zornige Regung bereut; ſie ſtreckte nun der bleichen Frau mit den ernſten Augen die Hand entgegen.

„So war es nicht gemeint, liebe Frau Julie," rief ſie herzlich. „Ich begreife ja, daß der Name Erwin Rueda Sie immer furchtbar ſchmerzlich berühren muß. Doch wenn Sie wüßten, mit welcher Theilnahme und Trauer er von Ihnen ſpricht, wie tief auch ihn das Geſchehene ergriffen hat —" Sie ſah ein ungläubiges, faſt verächtliches Zucken auf den Lippen der Wittwe und brach ab. „Es mag ja ſein, daß Sie Manches über dieſen Mann wiſſen," fuhr ſie nach einer Weile in zögerndem Tone fort, „Manches, was auch mir an ihm mißfallen würde. Aber ich bitte Sie inſtändig, ſagen Sie es mir nicht!"

Flehend waren die ſchönen Augen zu Julie emporgerichtet, wie in heißer Herzensangſt.

„Ich weiß nicht mehr von ihm, als alle Welt," erwiederte Julie ernſt. „Daß mich aber die Freundſchaft zwiſchen ihm und Ihnen befremdet, das kann ich Ihnen nicht verhehlen."

„Ich will Ihnen erzählen, wie ich ihn kennen lernte," ſagte Mathilde. „Vielleicht werden Sie dann dieſe wunderliche Freundſchaft leichter begreifen können. Es war bald nach dem Tode meiner Mutter; ich kam eben als Siebenzehnjährige aus dem Kloſter, in dem ich er-

Digitized by Google

zogen worden war. Ich habe in den fünf Jahren, die seitdem vergangen sind, eine selbstständige Denkweise gewonnen; damals stand ich ganz eingewurzelt in Kloster-anschauungen und meinte, die dort angenommenen Gewohnheiten auch im Vaterhause mit aller Strenge weiterführen zu müssen. Mein Vater gestattete mir meiner Gesundheit halber nicht, am frühen Morgen, in Nebel und Winterkälte, in die Kirche zu gehen; aber statt ihm zu folgen, fand ich es verdienstvoll, mich heimlich, ohne eine Dienerin zu wecken, fortzuschleichen, um die feierliche Andacht, die während des Advents um fünf Uhr stattfand, nicht zu versäumen. Die Kirche war von unserer Wohnung nicht weit entfernt; bis zur Frühstücksstunde war ich stets wieder zurück. Einmal nun erwachte ich aus festem Schlaf. Ich meinte deutlich Glockenklang gehört zu haben. ‚Es war der Ruf zum Engelamt,‘ dachte ich, energisch meine Müdigkeit bekämpfend. Ob ich in meiner Schlaftrunkenheit die Uhr nicht richtig sah, ob sie auf fünf Uhr stehen geblieben war, ich weiß es nicht mehr. Es schien mir noch stiller als sonst, als ich vor das Haus trat; die Sterne blitzten sehr hell; nirgendwo brannte noch ein Licht, Niemand kam des Weges. Es war mir unheimlich; ich lief ordentlich bis an die Kircheuthür. Doch zu meiner Bestürzung war sie verschlossen. Eben hub die Thurmuhr zu schlagen an; es hallte laut rasselnd in die Nacht hinaus: eins, zwei! — Dann blieb es still. Zwei Uhr! Und ich allein auf der Straße. Mein erster Gedanke war, mich hinter die Säulen des Kreuzgangs zu bergen und auf den Morgen zu warten.

Digitized by Google

Doch als ich eben die Stufen herabgestiegen war und nun im vollen Licht der Gaslampe stand, erklang hinter mir ein rascher Schritt, der Rauch einer Cigarre wehte mir entgegen, und ehe ich den Schleier vorzuziehen vermocht hatte, kam Lieutenant Rueda an mir vorüber. Er sah sich um, blickte mir in's Gesicht, zog erstaunt den Hut vom Kopfe und nannte grüßend, in befremdetem Tone, meinen Namen. Wir kannten uns lange vom Sehen, denn wir wohnten in der Stadt in derselben Straße, und auch unsere Villen am Tegernsee sind nachbarlich gelegen."

Julie zuckte zusammen bei der Erwähnung jenes See's, der ihr Glück verschlungen hatte. Mathilde drückte ihr mit einem mitleidsvollen Blick die Hand; dann fuhr sie fort: „Wenn im Kloster von einem argen Weltkind und Sünder die Rede gewesen war, hatte ich immer an Rueda denken müssen, wie er auf hohem Wagen mit übermüthigem Gesicht an unserem Landhause vorübersauste, und ich glaube, wenn wir für die armen Heiden beteten, dann hatte ich ihn mit eingeschlossen. Wie erschrak ich nun, als dieser Heide und Sünder mich mit überraschten, spottlustigen Augen ansah! Ich mußte sprechen, mußte ihm den Grund meines Hierseins erklären. Er lächelte über meine Worte, warf die Cigarre weg und sagte: „Sie erlauben doch, daß ich Sie nach Hause führe, Baronesse?"

„Nein, nein! Um Gottes willen nicht nach Hause!" rief ich. „Ich habe keinen Schlüssel zu dem Thor, das hinter mir in's Schloß gefallen ist und erst um sechs

Uhr geöffnet wird; die Hausglocke aber würde meinen Vater wecken, der nicht wissen darf, daß ich gegen sein Verbot in die Frühmesse wollte. Ich werde hier bleiben!"

„Das können Sie nicht," versicherte er mir. „Ein vorübergehender Polizist würde Sie ansprechen."

„Aber was dann?" frug ich in angstvoller Bestürzung. „Kann ich denn nirgendwo ein paar Stunden warten? Vielleicht bei Ihnen, mein Herr, dort in Ihrem Hause, in Ihrem Gartenpavillon. Wollen Sie mir das vielleicht erlauben?"

Ich fühlte sofort, daß ich etwas sehr Thörichtes gesagt haben mußte, denn er sah mich zu seltsam an; so, als wolle er sich überzeugen, daß es wirklich solch' weltfremdes, unerfahrenes Geschöpf geben könne. Heute begreife ich freilich, wie naiv mein Ansinnen war, und sehen Sie, wäre Rueda der schlechte Mensch, für den Sie und so Viele ihn halten, er würde sich einen Spaß daraus gemacht haben, das ungeschickte kleine Mädchen in sein Haus zu führen, gleichviel, ob dessen Ruf darunter gelitten hätte. Er aber sagte fast streng:

„Verehrtes Fräulein, in dieser Stunde gibt es keinen anderen Platz für Sie, als das Heim Ihres Vaters, und ich bitte Sie dringend, verlassen Sie dasselbe nie wieder, auch nicht in späterer Morgenstunde, ohne Schutz und Begleitung. Und nun ziehen Sie den Schleier fest über Ihr Gesicht — und kommen Sie!"

Es war zu wunderlich, wie scheu und demüthig ich nun neben diesem Manne herging, über welchen ich mich in meinem klösterlichen Eigendünkel so erhaben gefühlt hatte.

Digitized by Google

Nur eine kurze Wegstrecke ist's gewesen, aber ich habe diese Minuten nie vergessen. Es war ja mein erstes Erlebniß und es klang so ehrlich von seinen Lippen, als er mir beim Abschiede sagte:

„Ich darf Ihnen nicht erklären, wie fremd und seltsam mich diese Begegnung mit Ihnen berührt hat. Aber glauben Sie mir, ich habe lange nicht mehr in ein so junges, unschuldvolles Gesicht geschaut, lange nicht mehr den Schauder der Ehrfurcht verspürt, wie vor Ihnen — ich danke Ihnen für diesen Hauch aus einer besseren Welt!" —

Im Sommer darauf hat er sich meinem Vater vorstellen lassen und uns auf dem Landhause besucht. Wir fanden bald einen eigenartigen, vertraulichen Ton der Unterhaltung. Ich bin wohl eine seltene Erscheinung in seinem Leben geblieben; er kommt zu mir, wenn er traurig und ernst ist, wenn das Treiben in seiner lauten, lustigen Welt ihn anekelt; er nennt unser stilles Wohngemach sein Asyl und mich seine ‚heilige Freundin'. Und ich bin stolz darauf, stolz, ihm einen Dienst zu erweisen, so oft ich kann, ihn zu vertheidigen, wenn man über ihn schmäht. Denn wie auch sonst sein Leben sein mag, gegen mich war er stets ein Beschützer, ein Freund, ein Bruder, und nie hat er ein Wort gesprochen, das mich verletzt haben würde!"

Die Augen des Mädchens glänzten, ihr sonst schweigsamer Mund war mit einem Male so beredt geworden. Sie schien das Geheimniß ihres Herzens kaum verbergen zu wollen. Julie schaute entsetzt auf diese reinen, sanften

Digitized by Google

Züge, die von Liebe glühten für einen Mann, der ihr wie ein böser Dämon erschien.

„Und Ihr Vater billigt diesen Verkehr?“ rief sie.

„Mein Vater hat es nicht erfahren, daß seine böse Tochter einmal um zwei Uhr Nachts auf der Straße war; nur eine alte Dienerin ist damals die Vertraute meines Abenteuers geworden, weil sie allein mich klingeln hörte. Mein Vater weiß also nicht, wie ich Rueda kennen lernte; aber er hält ihn für einen Kavalier und hat nichts gegen seine Besuche einzuwenden. Nur soll ich ihn nicht allein empfangen —“

Sie hielt zögernd inne, als sie Juliens düstere Augen und festgeschlossene Lippen sah.

„Ich weiß, wie schwer es Ihnen fällt, seine Nähe zu ertragen,“ fuhr sie dann bittend fort. „Aber bringen Sie mir manchmal das Opfer. Sie werden sich überzeugen, daß er trotz Allem gut ist und edel und groß!“

„Mathilde!“ rief Julie und faßte wie beschwörend die Hand des Mädchens. „Sie nennen ihn edel und gut und groß, und dabei zittert Ihre Stimme und jeder Ton verräth, daß Sie ihn lieben! Und er kann ein Mädchen wie Sie Jahre lang kennen, Jahre lang neben Ihnen hingehen und Ihnen nichts bieten als Entgelt für Ihr schönes Herz, als eine karge Freundschaft, während er vielleicht seine Liebe Anderen vor die Füße wirft, die nicht werth sind, daß nur Ihr Kleid an ihnen vorüberstreift! Sehen Sie denn nicht ein, wie verächtlich dies ist? Fühlen Sie denn nicht das grausame Unrecht, das er auch an Ihnen begeht?“

Digitized by Google

Das Mädchen hob die Augen, offen und klar, ohne nur einen Verſuch zu machen, ihr Gefühl zu verleugnen.

„Nein, er iſt nicht grauſam gegen mich!“ ſagte ſie mit einem ernſten Lächeln. „Er hat ja keine Ahnung, daß ich ihn lieb habe. Wenn ich eine Nonne wäre, ich könnte ſeinen Liebeswünſchen nicht ferner und unerreichbarer ſcheinen. Wie ſoll er ein Unrecht an meinem Herzen begehen, wenn er nicht weiß, daß es ihm gehört! Vielleicht iſt es auch eine ſeltſame Liebe, die ich für ihn habe, da ich es ganz zufrieden bin, immer nur ſeine Freundin zu bleiben, bis wir Beide graue Haare haben und er dann als alter Mann noch zu mir kommt, wenn all' die lachenden Geſtalten, die ihn jetzt umflattern, aus ſeinem Leben geſchwunden ſind. Dann ſagt er vielleicht einmal: ‚Mathilde, Sie waren doch die treueſte Seele, die ich fand!‘ Ich aber werde ihm vor dem Sterben bekennen: ‚Die treueſte, weil meine Liebe die größte war!‘ — In dieſem Gedanken finde ich mein Glück, meinen Frieden! O bitte, rauben Sie mir ihn nicht und laſſen Sie mir meinen Glauben an ihn!“

Julie ſchwieg. Ihr Herz hatte bis zu dem Unglückstage des Verluſtes nur eine ſonnige, erwiederte Neigung gekannt. Sie konnte dieſe Mädchenliebe nicht verſtehen; aber es war etwas ſo Rührendes in dieſem Gemiſch von Ergebung und Schwärmerei, daß ihr jedes ernüchternde Wort auf den Lippen erſtickte. Ja, die junge Wittwe, die bisher nur ihr eigenes Schickſal betrachtet und der grauſamen Härte geziehen hatte, hörte aus dieſem ernſten Bekenntniß die große, allgemeine Sehnſucht nach Glück

Digitized by Google

hervorklingen, die von einem Erdtheil zum anderen durch die Menschheit zittert, und der viel tausendmal die dumpfe Antwort wird: Verzichte und entsage!

Ein beruhigender Hauch zog über ihre grollende Seele. Sie fühlte bessere Empfindungen in sich erwachen: Mitleid, Interesse für Andere. Sie wollte die Augen offen halten, daß die junge Träumerin an ihrer Seite nicht zu bitterlich enttäuscht werde, und Erwin sollte fühlen, daß dem Mädchen eine treue, scharfblickende Warnerin zur Seite stand. In dem Gedanken, daß sie hier eine ernste Aufgabe zu erfüllen habe, wollte sie es ertragen, daß ihr Verhängniß sie mit diesem Manne zusammenführte. Ihr eigenes Leben schien ihr so völlig abgeschlossen, und ihr Herz und ihre Wünsche glaubte sie todt.

3.

Mehrere Jahre waren dahin gegangen; nach außen hin hatte sich im Hause Laurenberg nichts verändert; aber die Zeit vollzieht nach ihrem ewigen Gesetze an dem Gemüthe der Einzelnen unmerklich und allmählig ihre leisen Wandlungen. Die Charaktere der beiden innig zusammenlebenden Damen hatten eine Wechselwirkung auf einander geübt. Julie hatte nicht vergessen, aber ertragen gelernt. Mit einem Schauder sah sie allsommerlich, wenn sie mit der Familie auf der Villa weilte, jene Stelle am Bergsee wieder, die ihr das Liebste verschlungen; hier wiegten sich die Schmetterlinge, glitzerten die Wellen, tanzten die Sonnenlichter — und sie dachte an ihr verlorenes Glück, für das es keine Rückkehr mehr gab.

Digitized by Google

Stunden lang ſtand ſie oft vor dem Bilde ihres Gatten, welches Rueda von einem bedeutenden Künſtler nach einer Photographie hatte malen laſſen, um es ihr zu ſchenken; dann war es ihr zuweilen, als würden die Lippen lebendig, als fühle ſie ihren Hauch auf ihrem Munde — und ſie erſtickte, aus ihrem Traum erwachend, mühſam einen heißen Aufſchrei der Sehnſucht.

Aber ſie hatte verlernt, in wilder Auflehnung wider ihr Schickſal zu knirſchen. Die vielſeitige Thätigkeit, die ſie im Hauſe fand, füllte ihr die Tage, denn ſie war in allen geſchäftlichen und wirthſchaftlichen Angelegenheiten die Rathgeberin des Barons geworden, auf deren klugen Blick er ſich immer mehr verließ.

Im gleichen Maße, als Julie ſtiller und ergebener, war jedoch Mathilde ruheloſer und leidenſchaftlicher geworden. Sie lächelte Erwin zwar freundlich an, wenn er zum Beſuch kam, plauderte mit ihm in der alten unbefangenen Weiſe, die keinen Zeugen zu ſcheuen hatte, aber Julie hörte ſie ein paar Male tief aufſeufzen, nachdem er ſie wieder verlaſſen hatte, und ſah es wohl, mit welch' verzweifelten, heißen Augen ſie ihm nachblickte. Bei jedem Wort, das die junge Frau ihr zuweilen warnend zuwarf, fuhr ſie aber heftig auf; und ſie, die über ſein wildes, abenteuerliches Leben nie hatte reden hören wollen, wußte nun trefflich Beſcheid, daß eine Wandlung mit ihm vorgegangen ſei, daß die Schaar leichtſinniger Freunde, mit denen er ſonſt ſeine Tage und Abende verlacht, ſich um ihn gelichtet habe, daß eine ſchöne Frau, vor deren Augen er Gnade gefunden, umſonſt alle Künſte der Ko-

Digitized by Google

ketterie aufgeboten, um ihn zu ihren Füßen zu sehen, während er einsam auf seinem Landhause blieb, viele Sommerwochen lang. Und Julie fehlte der Muth zu einer Erwiederung; sie hätte eine Beobachtung aussprechen müssen, die sie selbst mit Grauen erfüllte; sie hätte sagen müssen: „Siehst Du denn nicht, armes Mädchen, daß seine Augen an — meinem Gesichte hängen, daß er um meinetwillen kommt?“ —

Mit all' der ihm zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit hatte Erwin sich bemüht, die Wittwe seines Kameraden milder und versöhnlicher zu stimmen. Bescheiden und ernst war immer sein Ton zu ihr gewesen; er hätte gegen eine Fürstin nicht höflicher sein können, als gegen die mittellose, einsame Frau, die auf seine Fürbitte hin fremdes Brod genoß; er überhäufte ihren Knaben mit Aufmerksamkeiten und Geschenken, die sie nicht zurückweisen konnte, da Mathilde ihrem Brüderchen niemals wehrte, von Rueda kleine Gaben entgegenzunehmen. Albert's Herz hatte er sich rasch erobert; die Mutter beharrte auf ihrem feindseligen Trotz. Ihr unversöhnliches Wesen kränkte und beleidigte ihn, aber es reizte ihn, sie zu besiegen. Er hatte nie erfahren, daß eine Frau, um deren freundlichen Blick er bettelte, ihm denselben auf die Dauer verweigern könne. Die bitteren Worte, die sie ihm einst gesagt, waren ihm ätzend in's Herz gegraben; und es war nicht Liebe, was ihn zu ihr hinzog; es war ein Kampf, welches von ihnen Beiden das stärkere sei, das ihrer Nähe ein prickelndes Interesse für ihn verlieh.

Sie war nicht so unempfindlich für sein unermüdliches

Werben um ihre Gunſt, als ſie ſich den Anſchein gab. Noch erblickte ſie zwiſchen ihm und ſich den Sarg, in dem ihr todter Gatte lag; aber ſie fühlte wohl, daß ſie dieſen Schauder nicht verlieren durfte, daß es um ihre Treue und ihre Ruhe geſchehen ſei, wenn ſie aufhörte, in Erwin Rueda einen Feind zu ſehen.

Auch mit Baron Laurenberg war im Verlauf der letzten Jahre eine Veränderung vorgegangen; er zog ſich nicht mehr ſtill und wortkarg wie ehedem in ſeine Zimmer zurück, ſondern er nahm an den Vorgängen im Hauſe Antheil, ſprach mit den Damen über die Bücher, die ihn intereſſirten, ließ ſich von Julie ſogar einen Widerſpruch in politiſchen Fragen gefallen und gab ſich Mühe, ihre, von ihrem Gatten ihr eingeflößten Anſichten zu bekämpfen, ohne ſich's ſelbſt einzugeſtehen, daß die freiere, moderne Weltanſchauung der jungen Hausgenoſſin einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte. Er liebte es, gegen alle früheren Gewohnheiten, im Sommer mit den Damen weite Ausflüge in's Gebirge zu machen, er ſuchte Geſelligkeit, betheiligte ſich an Jagdparthien und Wagenfahrten, ſetzte ſich ſogar unter die Bauersleute und ſchien es nicht ungern zu hören, wenn ihm reſpektvoll verſichert wurde: „Der gnädige Herr ſähe ſo gut aus, als würde er mit jedem Jahr jünger."

Gerade weil der Baron in der letzten Zeit frohlauniger und mittheilſamer als je geweſen, geſchah es für Mathilde völlig unerwartet, daß er eines Tages als befehlender und tyranniſcher Vater auftrat.

Man hatte ſeit Kurzem das Landhaus wieder bezogen

und ſaß auf der Veranda, die nach der Straße zu lag, beim Frühſtück. Da kam Erwin, der auch bereits auf ſeiner Villa weilte, zu Pferde vorüber, zog lebhaft grüßend den Hut, warf den Damen einen lachenden Blick zu und plauderte ein paar Worte mit dem kleinen Albert, der aus dem Garten auf ihn zugeſprungen war. Julie hatte ſich über die Brüſtung gelehnt und ihren Knaben beobachtet. Als ſie ſich umwendete, ſah ſie zu ihrer Ueberraſchung, daß der Baron aufgeſprungen war und ſeine Taſſe in ſichtlichem Unwillen zurückgeſchoben hatte.

„Mir gefällt die Vertraulichkeit dieſes Herrn Rueda nicht," ſagte er ungewöhnlich laut und raſch. „Ich will nicht, daß er in unſerem Hauſe ſo intim verkehrt. Du wirſt ihn einige Male abweiſen laſſen, Mathilde, das macht ſeinen Beſuchen am ſicherſten ein Ende."

Das Mädchen war blaß geworden bis in die Lippen, dann glühte ein heftiger Trotz in ihren Augen auf, und ſie frug haſtig, gereizt: „Warum, Vater? Warum ſoll ich einen Mann beleidigen, der mir nie etwas zu leide that? Warum willſt Du dieſen Verkehr, den Du ſo lange Jahre gebilligt haſt, plötzlich nicht länger dulden?"

„Ich habe meine Gründe," unterbrach der Baron ſie ſehr beſtimmt, „und ich denke, ich bin noch der Herr im Hauſe und habe die Geſellſchaft zu wählen, die hier ein- und ausgeht."

Er verließ mit erregter Miene die Veranda und zog ſich in ſein Zimmer zurück.

Mathilde blickte ihm mit einem Geſichtsausdruck nach, den Julie nie vorher an ihr geſehen hatte. Sie war

Digitized by Google

nicht mehr bleich, ihre Wangen brannten, eine tiefe Falte grub sich in ihre sonst so mädchenhaft glatte Stirne und aus ihren Augen sprühte Zorn und Auflehnung.

„Das ist Ihr Thun, Julie!“ sagte sie mit bebender Stimme. „O, das ist abscheulich von Ihnen! Sie wußten, daß es meine einzige bescheidene Freude war, ihn manchmal sehen zu dürfen —“

„Ich versichere Ihnen, daß ich niemals mit Ihrem Vater über Ihren — Freund gesprochen habe, daß mir der Grund seiner plötzlichen Abneigung räthselhaft ist, wie Ihnen,“ betheuerte Julie.

Sie hätte noch mehr gestehen können. Sie hätte beichten können, daß bei den Worten des Barons ihr erster, unwillkürlicher Gedanke gewesen war: „Wie öde wird dieses Haus sein und dieser Sommer, wenn Erwin's Stimme und sein froher Geist nicht Leben und Freude bringen!“ Aber sie hütete sich wohl; sie war erschrocken, bestürzt über diese ihre eigene Regung, die ihr zum ersten Mal ein grelles Licht auf ihr heimliches, uneingestandenes Empfinden warf.

Mathilde sah mit düsteren Augen hinaus auf den blauen Sommerhimmel, nach der Fahne hinüber, die auf der Villa ihres Freundes flatterte.

„Ich werde nicht gehorchen,“ sagte sie nach einem langen Schweigen. „Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, ich brauche mich nicht wie ein Kind einer Laune zu fügen. Und wenn ich Erwin nicht in unserem Hause treffen soll, so werde ich ihm außer demselben zu begegnen wissen.“

Digitized by Google

Julie, die in tiefes Grübeln versunken war, fuhr empor bei diesen Worten. „Ich begreife Sie nicht, liebe Mathilde! Ich kenne Sie nicht wieder! Sie, sonst die Maßvolle, Pflichtgetreue, Sie wollten Ihrem Vater trotzen, Ihren Ruf auf's Spiel setzen für einen Mann, der, wie hoch er Sie auch schätzen mag, doch nicht jenes Interesse für Sie besitzt —"

„Das ein Mann für ein Weib haben müßte," unterbrach sie Mathilde leidenschaftlich. „O, Sie brauchen mir das nicht zu sagen! Ich weiß es lange, habe lange erkannt, wie bettelarm ich bin mit dieser Freundschaft, die mich einst so zufrieden machte! Ich bin eine Andere geworden in diesen drei Jahren und ich kann es wohl begreifen, daß Sie damals über meine farblose, verträumte Liebe den Kopf geschüttelt haben, Julie. Ich bin nicht mehr so wunschlos, nicht mehr so leidenschaftslos! Ich sehne mich nach ihm, und wenn er da ist, zerreißt mir die Ungeduld das Herz, daß wir von gleichgiltigen Dingen reden, und ich vergehe vor Verlangen, mit ihm allein zu sein. Seit heute aber weiß ich auch, daß ich dies nicht weiter tragen kann. Er soll es wissen, daß ich ihn lieb habe. Ich werde es ihm sagen und mein Schicksal aus seinem Munde hören."

„Er wird solche Liebesbekenntnisse wohl schon öfters gehört haben," klang's ihr herb und scharf entgegen, und Juliens Augen blitzten fast feindlich auf. „Vielleicht nicht von so reinen Lippen, wie die Ihren, Mathilde, vielleicht nicht aus so idealem Herzen. Aber davon können Sie überzeugt sein, daß Sie die Erste nicht sind,

Digitized by Google

die ihm ihr Herz vor die Füße wirft. Bedenken Sie nur: ein hübſcher, freier, reicher Mann, er wird aus Berechnung begehrt, auch wenn er nicht geliebt würde. Und Sie ſehen, er iſt trotzdem noch einſam und ſcheint ſeiner Freiheit nicht überdrüſſig. Wenn er nun auch zu Ihnen ſagte: ‚Arme Mathilde, ich verdiene Ihre Neigung nicht! Ich habe keinen Sinn für Herzensliebe und Treue!‘ und wenn trotz ſeiner glatten Worte um ſeinen Mund doch ein leiſes Lächeln geſchmeichelter Eitelkeit huſchte, wie bitterlich würde Ihr Stolz die Stunde bereuen! Ich beſchwöre Sie: vergeben Sie ſich nichts — gerade dieſem Manne gegenüber nicht!“

Julie ſprach aus voller Ueberzeugung, aber nicht mit der vollen Ruhe einer Warnerin, die nur das fremde Intereſſe im Auge hat. Sie betrachtete die Liebe des Mädchens als eine hoffnungsloſe, und es reizte ſie zum Zorn, daß Mathilde ihr nutzloſes Wünſchen nicht begraben wollte. Wie ſie nun aufblickte und das Mädchen vor ſich ſtehen ſah, ſo ſchön in ihrer Erregung, die ihrem feinen Geſichte Farbe, ihrer Geſtalt feuriges Leben verlieh, da frug ſie ſich freilich, ob ein Mann dieſen heißen jungfräulichen Augen gegenüber wohl kühl bleiben würde.

Aber ſie ſchwieg, und Mathilde ſtrich ſich nach einer Weile mit der Hand über die Stirne und ſagte mit einem tiefen Seufzer: „Sie mögen wohl Recht haben, Julie; es iſt beſſer, ich erſpare mir und ihm die Pein einer ſolchen Entſcheidungsſtunde. Ich würde wohl auch vor ſeinen Augen niemals den Muth zum Reden haben, von dem ich nur fable, wenn er fern iſt.“ —

Eine ſchwüle Stimmung herrſchte ſeit dieſem Morgen in der Familie. Mathilde ging mit müdem, freudloſem Geſicht umher, ſaß Stunden lang in der verſteckteſten Laube am Seeufer und ſchaute in düſterem Brüten auf die ſonnig-glitzernden Wellen; ſeltſamer Weiſe ſchien ihr Vater das ſcheue, traurige Weſen ſeiner Tochter kaum zu bemerken. Ueber Rueda ſprach er kein weiteres Wort, und derſelbe hatte auch jeden Verkehr abgebrochen. Mathilde mußte ihn wohl brieflich gebeten haben, ſie nicht mehr zu beſuchen, um ihm ein beleidigendes Abweiſen durch die Dienſtboten zu erſparen. Julie empfand eine wahre Befreiung in der Vermuthung, daß er vielleicht ſeine Villa verlaſſen habe.

Eines Tages jedoch, als ſie mit ihrem Knaben von einem Spaziergange zurückkehrte, kam Erwin ihr auf einem Wieſenwege entgegen geſchritten. Ehe ſie es zu verhindern vermocht, war Albert jubelnd auf den jungen Mann zugeeilt. Sie konnte nun nicht mit ſtummem Gruße vorübergehen und fühlte doch mit Ungeduld, daß die Begegnung ſie befangen und verwirrt machte.

Er aber ging, umkehrend, an ihrer Seite weiter und plauderte luſtig mit dem Kind, das ſich an ſeinen Arm hing. Mit Julie hatte er nur wenige Worte getauſcht; doch als ihr Weg nun durch den Wald führte, zeigte er dem Knaben eine etwas erhöht liegende Lichtung mit dem Bemerken, daß es dort die ſchönſten Erdbeeren gäbe, worauf dieſer ſofort voll Vergnügen hinaufkletterte.

Sobald ſie allein waren, wendete ſich Erwin an Julie in verändertem, ernſtem Tone. „Sie kämpfen nicht mit

edlen Waffen gegen mich, gnädige Frau," sagte er. „Es unterliegt doch keinem Zweifel, daß ich Ihrem unversöhnlichen Haß meine Entfernung aus dem Haus Laurenberg zuzuschreiben habe? Ich möchte gerne wissen, auf welchen Grund hin Ihnen diese plötzliche Verbannung gelungen ist?"

Ein bitteres Lächeln zuckte um Juliens Lippen. Von zwei Menschen ward ihr dieselbe unverdiente Beschuldigung.

„Sie vergessen, Herr Rueda," sagte sie in ihrer frostigen Art ihm gegenüber, „daß man nicht die bezahlte Gesellschafterin um Rath zu fragen pflegt, welche Bekannten man empfangen soll oder nicht. Uebrigens habe ich nicht vergessen, daß ich Ihnen meine Stellung in dem Hause verdanke und habe niemals vor dem Baron ein böses Wort über Sie gesagt."

„Dann begreife ich nicht, was ihn so plötzlich gegen mich eingenommen hat," fuhr Erwin nachdenklich fort. „Gerade jetzt, da ich den Verkehr in seinem Hause wohl besser verdiene als früher, wenn ich ihn auch stets zu schätzen wußte. Aber in meiner übermüthigsten Zeit, da war mir's oft, als wenn die Matronen an den Wänden aus ihren dunklen Rahmen verwundert auf mich blickten und fragen müßten: ‚Was willst Du, toller Geselle, in diesem friedlichen, vornehmen Heim?' Und wenn Mathilde mich mit ihren frommen Kinderaugen ansah, dann schämte ich mich, daß ich in ihre Nähe kam, mit wüsten Erinnerungen und verrückten Abenteuern im Kopf. Aber ich bin der wilde, lustige Gesell nicht mehr; bin ein zahmer, trauriger Einsiedler geworden. Wissen Sie, Julie, seit wann ich es ward?" fuhr er leiser, in tiefem

Digitized by Google

Ernſte fort. „Seit ich geſehen und gehört habe, wie ein guter Menſch beweint wird. Seit Sie ſo höhnend von den ‚armen Freunden ſprachen, die kein Glück zu verlieren haben, um die keine Thräne vergoſſen würde.‘ Da iſt die Ernüchterung über mich gekommen, der frohe Rauſch verflogen, in dem ich bisher durch das Leben gelacht hatte — mein leichtſinniges Glück war mit einem Male ſchal für mich geworden. Seitdem weiß ich, daß ich meinen Weg verfehlt habe, daß es beſſer wäre, Eine recht zu lieben, von Einer recht geliebt zu werden, als armſeligen Dutzendfreuden nachzujagen. Seitdem habe ich Sehnſucht nach einem Herzen, das mir ganz gehört, nach ein paar Augen, die um mich weinen würden, wenn ich ſtürbe. Aber es iſt zu ſpät. So wie ich's möchte, liebt mich Keine mehr, und kein Weib glaubt mehr an meinen Ernſt und meine Treue. So bin ich ein zerfahrener Menſch geworden, der ſeine Vergangenheit wie einen Fluch mit ſich fortſchleppt. — Ich habe Ihnen das ſagen wollen, Frau Julie, damit Sie Ihren Rachedurſt befriedigt ſehen, damit Sie wiſſen, daß mit dem Verzweiflungsſchrei um Ihren Wilhelm, den ich vernommen habe, auch für mich das Ende der lachenden Tage gekommen iſt. — Ich habe ihn oft beneidet, meinen todten Schulkameraden," fügte er nach einer kurzen Pauſe mit einem vollen Blick in ihre Augen hinzu. „Er hatte ein großes Glück, und wenn er demſelben auch entriſſen wurde — todt ſein iſt beſſer, als ein langes Leben, an dem man die Freude verloren hat!"

Sie fühlte, daß es keine Redensarten, ſondern daß es

Digitized by Google

Worte aus seiner tiefsten Seele waren, die er ihr sagte, daß er so wahr vielleicht noch zu keinem Weibe gesprochen hatte. Die Schmeichelei, die in diesem Vertrauen, die in dem Bekenntnisse lag, daß sie einen so gewaltigen Einfluß auf sein Leben ausgeübt, packte sie unwiderstehlich. Einige Sekunden lang blieb sie im Bann seiner Augen, stumm, ohne ein trotziges Wort zu finden; und in diesen Sekunden, während über ihnen leise die Tannenwipfel rauschten und sie sich bewegt anblickten, sah sie das Bild ihres todten Wilhelm nicht mehr zwischen ihnen. Als wäre ein süßes Gift in der Waldluft, die ihr um die Wangen wehte, so klopften ihr mit einem Male die Pulse. Sollte wirklich für sie Alles ein Ende haben? Sollte sie nie wieder Glück empfinden, Glück verschenken dürfen?

Die Stimme ihres Knaben rief sie wieder zu sich, und nun überkam sie das volle Entsetzen über ihre eigenen Wünsche; sie suchte nach Worten, um dem beklemmenden Schweigen zwischen ihnen ein Ende zu machen. Das schöne junge Mädchengesicht stand ihr plötzlich vor der Seele, das ihr vor wenigen Tagen glühende Liebe für diesen Mann bekannt hatte. Er sehnte sich nach einem treuen Herzen und ahnte nicht, welch' einen Schatz an Wärme sein eigen sein könnte. Und ihr kostete es nur ein Wort, um ihn diesen schönen Weg zu weisen, um der jungen Freundin die Erfüllung ihres Traumes zu verschaffen, und zugleich sich selbst aus der Gefahr zu retten, die sie drohend an sich herankommen sah.

Aber sie konnte das Wort nicht sprechen, der Name Mathilde wollte ihr nicht auf die Lippen.

Digitized by Google

Und ſie erwiederte, mit letzter Kraft einen kühlen Ton erzwingend, er theile ja wohl das Schickſal vieler Anderer, daß die Reue zu ſpät käme, und es wäre wohl nur gerecht und billig, daß auch die Männer, ſo bevorzugt ſie im Allgemeinen ſeien, nicht ganz ungeſtraft mit ihrem Glücke ſpielen dürften.

Aber ſie war nicht geſchickt genug in der Verſtellung, um Erwin die Erregung ganz zu verbergen, welche ſie beherrſchte, und er, der eben behauptet hatte, daß ihn nichts in der Welt mehr freue, konnte doch raſch genug die Stimmung wechſeln, um nun mit großem Intereſſe den Widerſtreit ihrer Gefühle zu beobachten. Halb in Siegesfreude, halb in leiſer Enttäuſchung dachte er: „Auch ſie iſt nicht uneinnehmbar!“ während ſie nun mit raſchen Schritten, den Knaben, den ſie heftig herangerufen, nicht von der Hand laſſend, ihren Weg fortſetzte. Er verabſchiedete ſich erſt an dem Gartenthore der Villa von ihr.

Baron Laurenberg hatte, in der Laube ſitzend, Rueda an Juliens Seite die Dorfſtraße herabkommen ſehen und bemerkt, daß ſie flüchtig die Hand berührte, die Erwin ihr entgegengehalten. Nun, da ſie an ihm vorüberkam, entging ihm die Röthe ihrer Wangen, die Gluth ihrer Augen nicht.

„Sie ſcheinen meine Wünſche ſehr gering zu achten, Frau Felſen,“ ſagte er leiſe, aber in einer rauhen Art, die ſie nie von ihm erfahren hatte, „da Sie die Menſchen, welchen ich mein Haus verbiete, auf der Straße aufſuchen.“

Dieſe unerwartete Zurechtweiſung machte Julie in

Digitized by Google

dieſem Augenblicke ſo verblüfft, daß ſie den Baron eine Weile wortlos anſtarrte. „Ich hörte nur, daß Sie Ihrer Tochter den Verkehr mit Herrn Rueda verboten haben, Herr Baron," ſagte ſie dann, „ich wußte nicht, daß dieſer Befehl auch mir galt."

„Warum nicht auch Ihnen? Gerade Ihnen!" rief er, die Worte heftig hervorſtoßend. „Ich will Ihre Stelldichein mit dieſem Herrn wenigſtens nicht in meinem Hauſe dulden."

Seine maßloſe Gereiztheit gab ihr ihre Ruhe wieder. „Dieſe Anklage klingt wirklich wunderlich und unglaublich genug, nachdem mir eben Herr Rueda, dem ich zufällig begegnete, den Vorwurf machte, ich hätte ihn aus dieſem Haus und aus Ihrer Gunſt zu verdrängen geſucht," erwiederte ſie mit ſtolz erhobenem Kopf.

Der Baron wendete ſich raſch ihr zu. „Warum glaubt er das?" frug er erregt.

„Weil ich ihm aus meiner Abneigung niemals ein Hehl gemacht habe," gab ſie zurück.

Er war nahe an ſie herangetreten und die kurzſichtigen Augen zuſammendrückend, ſah er ihr forſchend in das Geſicht. „Dieſe Abneigung beſteht alſo wirklich noch? Ich hatte gedacht —"

Der fragende, durchdringende Blick war ihr läſtig.

„Ich pflege meine Geſinnungen nicht zu ändern," ſagte ſie raſch, ſich abwendend.

„Das freut mich! Ich danke Ihnen für dieſes Wort!" erwiederte er mit aufleuchtendem Geſicht in verändertem Tone.

Digitized by Google

Sie gingen ſchweigend neben einander in das Haus. Juliens Befremden über ſein ſeltſames Weſen wuchs, als er in dem einſamen Vorzimmer plötzlich ihre Hand faßte und faſt ſchüchtern bat: „Verzeihen Sie mir mein unhöfliches Benehmen, liebe Frau Julie. Sie ſollen eine Erklärung dafür haben.“

Im ſelben Augenblicke aber hörte man das Rollen eines Wagens, und ein Diener trat ein mit der Meldung, der Herr Baron würde zur Jagd abgeholt. Es ſei Alles für ihn bereit gelegt.

Der Baron runzelte die Stirne. „Schon ſo bald!“ rief er ungeduldig. „Ich habe nun freilich einmal zugeſagt und darf die Herren nicht warten laſſen. Was ich mit Ihnen zu ſprechen habe, liebe Frau Julie, iſt auch nicht ſo kurz zu faſſen. Morgen, wenn ich zurückgekehrt bin, gönnen Sie mir wohl eine Stunde — einſtweilen zürnen Sie mir nicht.“

Bald darauf rollte der Wagen mit der Jagdgeſellſchaft fort auf der ſonnigen, ſtaubigen Landſtraße, und auf der Villa herrſchte ein tiefes Schweigen. Julie zog ſich in ihr Zimmer zurück; ſie fühlte eine gewiſſe Scheu vor Mathilde, als weckten die traurigen Mädchenaugen ihr ein Bewußtſein der Schuld.

Während der Unterredung mit dem Baron hatte ſie einen Moment die Scene im Walde vergeſſen; nun ſtand Erwin's ſtolzer, blonder Kopf ihr wieder vor der Seele; ſeine Stimme klang ihr im Ohr. Wie nach einem Talisman griff ſie nach der Photographie ihres Gatten, die über ihrem Bette hing, bohrte die heißen Augen auf die

Digitized by Google

geliebten Züge. „Rette mich vor ihm, Wilhelm!“ schrie ihr Herz, und ihre Finger umklammerten krampfhaft die Photographie, auf die einst so manche heiße Thräne herabgefallen war, als müsse sie hier den verlorenen Haß und die verlorene Treue wiederfinden.

Aber der Friede, den sie suchte, wollte nicht über sie kommen. Sie hatte die Herrschaft über ihre Gedanken verloren. Wie im Fieber stiegen Bilder vor ihr auf, die sie nicht zu bannen vermochte, es lag ihr bang und beklemmend auf der Brust; sie lehnte sich zum Fenster hinaus, um sich vor dem Luftzug, der die Bäume rüttelte, die Stirne kühlen zu lassen. Aber der Wind wehte ihr schwül entgegen wie der Hauch heißer Lippen und steigerte noch den Taumel ihrer Sinne.

Sie athmete erst auf, als endlich gegen Abend der erste Blitz durch die Wolken fuhr, die der Föhn zusammengejagt hatte, und ein schwerer Donnerschlag in den Bergen widerhallte. Gewaltig brach das lange drohende Gewitter los, und es goß und stürmte während der ganzen Nacht.

Spät erst hatten sich ihre Augen zu einem unruhigen Schlummer geschlossen und neue quälende Gedanken bewegten ihr Herz am anderen Morgen, dann aber mußten alle persönlichen Wünsche und Schmerzen vor der plötzlich hereinbrechenden Sorge um ein theures Leben verstummen. Der Baron war todkrank von der Jagd heimgekehrt, er lag bewußtlos, im Fieber.

Die Gefährten berichteten, er sei ungewöhnlich erregt, heiter und wohlaufgelegt gewesen; erst am Morgen nach einer stürmischen Nacht in einer schlechten Sennhütte habe

Digitized by Google

man ihn bleich und fröſtelnd angetroffen. Der Arzt ſprach von heftiger Erkältung, von Entzündung — und zuckte ernſt die Achſeln.

Wochen lang lag über dem Sommerheim jenes bange Schweigen, das eine ſchwere Krankheit um ſich verbreitet. Niemand ſpricht ein lautes Wort; mit ſcheuen Tritten und ernſten Geſichtern ſchleichen die Dienſtboten durch die Zimmer. Die Ankunft des Arztes gibt den Tagen die einzige Unterbrechung, ſein Geſichtsausdruck die leichtere oder ſchwärzere Färbung.

Rueda ließ täglich nachfragen, kam auch ſelbſt, um ſich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, ſeine Dienſte anzubieten. Aber Mathildens Augen hatten nun einen düſteren Blick für ihn. Die große, namenloſe Sehnſucht, die ſie ſeit einigen Wochen nach dieſem Manne im Herzen getragen, erſchien ihr plötzlich in einem ganz veränderten Lichte. Sie ſagte ſich, daß ihre trübſelige Laune den Vater aus dem Hauſe getrieben, daß ſie ihre Kindespflicht, ihm ſein Heim lieb und behaglich zu geſtalten, verſäumt habe.

Sie ließ ſich nur mit Widerſtreben von Julie in der Pflege des Kranken ablöſen; mit einem rührenden Flehen hingen ihre Augen an dem Geſichte des Vaters, und der Arzt verweilte länger, als ſeine Pflicht es erheiſchte, an dem Krankenbette, um den ſchönen bleichen Engel zu betrachten, der unermüdlich an deſſen Seite ſtand. Und endlich, nach Wochen, kam der Tag, an dem das Mädchen ihm mit naſſen Augen die Hand drückte für das langerſehnte Wort: „Die Gefahr iſt vorüber, Ihr Vater wird leben, Fräulein Mathilde!“

Digitized by Google

Erſt allmählig wurde die Geneſungsfreude durch die Erkenntniß getrübt, daß die Krankheit eine ſchwere Folge zurücklaſſen und der Baron an der linken Seite gelähmt bleiben würde. Er ertrug anſcheinend ſein Schickſal mit größter Faſſung und Geduld; doch einmal, als er ſich unbeobachtet glaubte, hörte ihn Mathilde qualvoll aufſtöhnen und ſah, wie er in Verzweiflung die ſchlaff herabhängende linke Hand angriff und an ſich preßte, als müſſe er ihr wieder Leben zuführen können.

Dieſer Einblick in ſeine Seele zerriß ihr vollends das Herz.

„O Vater," rief ſie, ihn umklammernd. „Laß Dich tröſten von der Liebe Deiner Tochter! Ich gelobe Dir's, ich will keinen anderen Gedanken haben, als Dich! Ich will Deine linke Hand ſein und nie von Dir gehen!"

Der Baron ſtreichelte ihr ſanft den blonden Scheitel, befremdet von dieſer Leidenſchaftlichkeit, die er in ſeiner Tochter nie vermuthet hätte.

„Armes Kind!" ſagte er gerührt. „Ich hätte Dir ein ſchöneres Loos gewünſcht! Aber wir wollen tragen, was uns auferlegt worden iſt!"

Mathilde nahm es ernſt mit ihrem Gelöbniß. Sie ſuchte jede Regung in ihrer Seele, die nicht dem Vater galt, zu unterdrücken; ſie vermied es, Rueda zu begegnen, obwohl der Baron demſelben ein paar dankende Zeilen für die ihm bewieſene Theilnahme hatte zukommen laſſen, es auch geſtattete, daß die beiden Knaben zuweilen auf die Villa „Waldluſt" zum Beſuch gingen, überhaupt ſeinen Groll gegen ihren Freund vollſtändig vergeſſen zu haben

Digitized by Google

ſchien. Sie frug nicht nach der Urſache dieſer Wandlung; ſie ſchämte ſich nur ihrer einſtigen trotzigen Auflehnung gegen ihren Vater und verzieh ſich's nicht, daß ſie dieſem ihr Herz und ihre Liebe entzogen hatte, um ſie einem Fremden zuzuwenden, der nicht darnach begehrte.

Eines Tages aber ſaß Julie neben dem Baron auf der Veranda, auf welcher er nun, auf einem Ruhebett liegend, die ſonnigen Tagesſtunden zubrachte und las ihm vor. Sie war ihm eine unentbehrliche Gefährtin bei den naturwiſſenſchaftlichen Studien geworden, die er wieder aufgenommen hatte; er zog ihre klare, gleichmäßige Vortragsweiſe der etwas verſchleierten, ſchwankenden Stimme ſeiner Tochter vor, und wußte auch ſehr wohl, daß Mathilde viel mehr Sinn für Poeſie und ſchöne Literatur, als für exaktes Wiſſen beſaß, während die junge Wittwe nicht blos aus Pflicht, ſondern mit regem Intereſſe an ſeiner Lektüre Theil nahm.

War's das Sonnenlicht über den Bäumen, oder der ſüße Reſedenduft, der noch immer dem Garten entſtrömte, oder Juliens weißes Kleid, das ſie ſeit Langem wieder trug, was den Baron an jenen Morgen gemahnte, da er erregt und lebensfreudig auf die Jagd gefahren war, er unterbrach plötzlich ſeine Vorleſerin.

„Wie wenig ſich in der Landſchaft verändert hat," ſagte er mit einem tiefen Seufzer, „ſeit ich zum letzten Mal als geſunder Menſch durch den Garten ging! Die Bäume haben noch nicht die Blätter verloren — nur mein Leben iſt kahl und winterlich geworden. Damals habe ich Ihnen eine Erklärung für mein ſeltſames Be-

Digitized by Google

nehmen versprochen — bei meiner Rückkehr; seitdem aber bin ich so bitterlich gestraft worden für die leidenschaftliche Heftigkeit, die ich damals an den Tag legte, und die Sie mir wohl verziehen haben, ohne Worte. Aber ich will Ihnen heute wie ein entschwundenes Märchen erzählen, was ich Ihnen damals sagen wollte.

Ich habe kein heiteres, kein vollgenossenes Leben hinter mir, liebe Julie. Was ich vor Anderen vielleicht an äußeren Vortheilen voraus hatte, das ward durch die Vorurtheile meines Standes und meiner Erziehung verkümmert. Ich habe das erst in recht späten Jahren erkennen gelernt. Ich bin auch während meiner Ehe nicht unglücklich gewesen; ich hatte mich, wie das in unseren Familien üblich ist, nach Wunsch und Bestimmung der Eltern und Verwandten verheirathet, und fand es fast selbstverständlich, daß meine gute Frau theilnahmlos und kränklich war, meist auf dem Sopha herumlag und mich allein ließ. Wir haben nie ein böses Wort für einander gehabt, aber wir sind uns immer förmlich, im Innersten fremd gegenüber gestanden. Und erst nach langer Zeit, erst als Sie in unser Haus kamen und trotz Ihrer Trauer und Ihrer tiefen Kümmerniß mit solcher Kraft und Frische bei uns wirkten, da ich zum ersten Male den belebenden Einfluß einer gesunden, energischen Frau auf ein Heimwesen, die anregende Wirkung eines gebildeten, weiblichen Geistes erfuhr, erst da habe ich mir gesagt, daß meine Ehe eine sehr traurige gewesen sei. Und Sie wissen ja, liebe Frau Julie, der Mensch wird nie müde, an das Glück zu glauben. Ich frug mich, ob ich nicht das Recht

hätte, nach all' den Jahren, die ich den Vorurtheilen und Ueberlieferungen geopfert, einmal Mensch zu sein. Ich verhehlte mir nicht, daß meine Jugend dahin, daß ich keinen Anspruch mehr hätte, von einem jungen Weibe geliebt zu werden. Aber in meinen besten Stunden dachte ich, daß eine Frau wie Sie, die so früh den Verzicht hatte kennen lernen müssen, so früh einsam geworden war, vielleicht die treue, fast väterliche Neigung eines Mannes doch zu schätzen wüßte! Eines wußte ich ja, daß auf mein reifes Leben durch eine solche Gefährtin ein rechter Sonnenglanz fallen und es verklären würde zu einer Schönheit, die ihm nie zu Theil geworden! In schlimmen Augenblicken haßte ich freilich in grimmiger Eifersucht den jüngeren, berechtigteren Mann, der in Ihre Nähe kam. Wenn ich denke, mit welchem Jubel ich damals von Ihnen ging, nachdem Sie mir gesagt, daß Ihr Haß gegen Erwin Rueda noch fortbestehe!" fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort.

Die junge Frau, die ihm bisher in ernstem Schweigen zugehört hatte, machte bei diesen Worten eine Bewegung und suchte ihm ihr Gesicht zu entziehen. Sie fühlte, daß ihr das Blut heiß in die Wangen stieg; sie fürchtete, ihre Augen könnten verrathen, wie morsch und hinfällig der alte Haß gegen Rueda geworden war. Um ihre Verwirrung zu verbergen, fing sie zu sprechen an.

„O Herr Baron, ich habe nur ein Gefühl," sagte sie bewegt, „das einer großen Dankbarkeit und —"

Aber er unterbrach sie rasch: „Nein, Julie, erwiedern Sie mir nichts. Das Schicksal hat mir ja bereits die

grauſame Antwort gegeben auf die Frage, die auf meinen Lippen ſchwebte. Es hatte für den Vermeſſenen, der jugendliche Hoffnungen hegte, ſchon den Schlag bereit, der ihn zum ſiechen Greis, zum Krüppel gemacht hat. — Geben Sie mir nur Ihre Hand und verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen vergangene ſchöne Träume erzählt habe — die Träume eines alten Mannes!“

Julie reichte ihm ſtumm die beiden Hände und blickte voll Rührung auf das völlig weiß gewordene Haupt. Wie unnahbar ſtolz war ihr einſt dieſer Mann erſchienen, und mit welch' demüthigem Flehen ſchauten nun ſeine Augen zu ihr auf. Sie las eine tiefe, ernſte Neigung in den Zügen des Kranken, eine Neigung, die Fieber und Schmerz nicht zerſtört, nur entſagungsvoller gemacht hatten; aber dieſe wehmüthige Liebe ſteigerte noch den Sturm, der längſt ihr eigenes Herz erfaßt hatte und machte ſie ruheloſer, friedloſer noch, als ſie geweſen.

Mehrere Wochen gingen dahin. Es wehte kalt und herbſtlich von den Bergen. Der Baron ſaß im gewärmten Wohngemach, und Mathilde ſang, um ihn zu zerſtreuen, alte Volksweiſen, die er liebte. Aber die melancholiſche Stimme, welche dem Kranken Frieden in die Seele zu gießen ſchien, weckte Julie ſolch' unruhiges Sehnen, daß ſie fortlief in die freie Luft. Die Knaben waren auf der Villa „Waldluft“ zum Beſuch; ſie ſchickte eines der Mädchen fort, das ſie zurückbringen ſollte, und ging, auf die Kinder wartend, am Seeufer auf und ab, an das, vom Weſtwind gejagt, die Wellen ſchlugen. Vielleicht hoffte ſie, ohne ſich's einzugeſtehen, auch Erwin zu begegnen.

Digitized by Google

Sie hatte ihn lange nicht geſprochen, und es ging ihr mit ſeiner Nähe wie mit der des Bergſee's, vor dem ſie ſtets ein dunkles Grauen empfand, und an den es ſie doch immer hinlockte mit unwiderſtehlicher Gewalt.

Zu ihrer Ueberraſchung kam das abgeſandte Mädchen allein zurück.

Die Knaben ſeien im Segelboot draußen auf dem See, berichtete ſie.

„Um Gottes willen!“ rief Julie beſtürzt. „Doch nicht allein? Herr Rueda iſt bei ihnen, nicht wahr?“

Herr Rueda ſei im Wagen fortgefahren, lautete die Antwort, und in ſeiner Abweſenheit habe ſein zu Gaſte auf der Villa weilender junger Vetter Luſt zum Segeln verſpürt. Der Diener habe abgerathen, da der fremde Herr den See noch nicht kenne; aber auf ihn ſei nicht geachtet worden.

Julie hörte kaum mehr, was das Mädchen ſprach; ſie war die kleine Anhöhe hinaufgeeilt, von welcher man den See überblicken konnte, und hier ſah ſie wirklich in geraumer Entfernung die „Sturmſchwalbe“, Rueda's helles Segelboot mit dem rothen Wimpel, über die Wellen ſtreichen.

Da draußen auf dem erregten Waſſer war ihr Kind, das Einzige, was ſie in der Welt ihr eigen nennen konnte, dem Leichtſinn eines Fremden preisgegeben. Das Rauſchen des Windes, das Rollen der Wellen, dem ſie eben noch mit Freude gelauſcht hatte, klang ihr nun ſchauerlich, feindlich, verderbendrohend. Sie löste das Tuch, das ſie um die Schultern geſchlungen hatte, und ließ es, heftig winkend, als Fahne flattern; aber die Knaben

Digitized by Google

ſchienen das Signal, mit welchem ſie dieſelben zurückrufen wollte, nicht zu ſehen, oder der waghalſige junge Steuermann mochte auf das Mahnzeichen nicht achten, das Boot entfernte ſich immer weiter, ward immer kühner dem Wind preisgegeben.

Julie eilte die Anhöhe wieder herab an das weit vorſpringende Ufer, wo ihre dunkle Geſtalt ſich am ſichtbarſten abheben mußte, ſie ſtreckte angſtvoll die Arme aus, ſie winkte, ſie verſuchte zu ſchreien, wie auch ihre Stimme in dem Sauſen und Branden verhallte.

Immer heftiger ſchien die Wucht des Windes anzuwachſen; das war kein harmloſer Weſtwind mehr, das war Sturm. Mit weißen Kronen kamen die Wellen heran und ſchlugen ſo heftig an den Uferwall, daß der Giſcht in die Luft verſprühte in ſchäumenden, breiten Tropfen.

Julie ließ die „Sturmſchwalbe" nicht aus den Augen, die mehrere Male lavirte; dann lief ſie athemlos nach der Bucht, wo die Kähne ſtanden, und rief verzweifelt nach einem Schiffer, der dem Segelboote nachfahren, die Waghalſigen warnen oder noch beſſer zurückbringen ſollte. Aber die Fährleute waren fort, ein Schiffer, den ſie anſchrie, erwiederte, er habe nicht Zeit, ſie müſſe warten, bis ein Anderer komme.

Julie aber wollte, konnte nicht warten; ſie mochte ſich auch nicht vom Seeufer entfernen, als könnten wenigſtens ihre Blicke über dem Fahrzeug wachen, ſo lange es in Geſichtsweite blieb. Endlich ſprang ſie verzweifelt ſelbſt in einen Kahn. Sie hatte die Ruderbewegung oft geübt,

Digitized by Google

die Angſt um ihr Kind lieh ihr verdoppelte Kraft, und ſie arbeitete muthig dem Wind entgegen auf die „Sturmſchwalbe“ zu. Aber dieſe Verfolgung war eine ſehr ſchwierige, denn ſie vermochte die Wendungen des Fahrzeuges nicht zu berechnen, da ſie des Segelns nicht kundig war; ihr ſchien das Boot wie ein tollgeängſtigter Vogel ziellos über die Wellen zu flattern; bald war es ſo nahe, daß ſie es in wenigen Minuten erreichen zu können meinte, dann nahm es plötzlich eine andere Richtung und gewann in dieſer in kurzer Friſt einen erſchreckenden Vorſprung. Ihr aber hämmerten die Schläfen vor Angſt, vor Verzweiflung über ihre nutzloſe Anſtrengung. Sie verlor mit einem Male alle klare Beſinnung. Ihre Hände arbeiteten immer noch vorwärts, aber die Ruder ſchienen keine Gewalt mehr zu haben über die Wellen, die den Kahn umher riſſen und all' ihrer Mühe ſpotteten.

Und dann war es ihr, als ſtiege die Geſtalt ihres todten Gatten aus dem See empor, der ihn verſchlungen hatte. Wie eine Offenbarung kam es jetzt hier an der Stelle, wo er vielleicht einſt zum letzten Male im Leben ihrer gedacht, im Sterben noch ihren Namen geflüſtert hatte, über die junge Wittwe, mit welch' namenloſer Sehnſucht nach ihr ihr Gatte hier dahingegangen war. Das große, ſelige Glück, das ſie ihr eigen genannt, ſtand ihr wieder lebendig vor der Seele, und es erfüllte ſie mit Schmach und Entſetzen, daß ſie dieſer Erinnerung treulos geworden war. Die Wünſche und Gefühle, die ihr in den letzten Wochen das Herz bewegt hatten, ſchienen ihr nun ein Frevel, ihre Gedanken wurden ihr zum Verbrechen.

Digitized by Google

Je mühevoller und nutzloser sie gegen die bewegte Fluth ankämpfte, desto heftiger wuchs ihre innere Erregung. Nicht mehr sehnsüchtig und liebevoll stand das Bild ihres Gatten vor ihr, nein, drohend und finster. Er streckte die Arme aus nach seinem Knaben. Er wollte ihr das Kind entreißen. Sie hatte seiner vergessen; sie hatte den Haß begraben für den Mann, der ihres Gatten Tod verschuldet, hatte diesem Verderber ihr Kind anvertraut. Nun mußte es zu Grunde gehen um ihretwillen, um der Treulosigkeit seiner Mutter willen.

Tanzte das Fahrzeug nicht, wie von bösen Geistern beflügelt, nach der Unglücksstätte hin, immer weiter fort von ihrem warnenden, mahnenden Ruf, immer unerreichbarer?

Sie gab alle Hoffnung auf; sie verlor die Gewalt über ihren Kahn und trieb dahin, wie die Wellen sie jagten, und starrte mit verzweifelten Augen auf das dunkelgrüne, sie umbrausende Wasser und auf das weiße Segel der „Sturmschwalbe". Plötzlich sah sie einen kleinen, rasch fortgleitenden Kahn, der dem Segelboote zuzusteuern schien. Sie preßte die Hände wie in heißem Gebet ineinander, ihre Augen folgten dem tanzenden Schiffchen, als müßten sie es beflügeln. Mit einem Male aber stieß sie einen lauten, gellenden Schreckensschrei aus. Das Segelboot hatte sich jählings zur Seite geneigt, sie hatte deutlich eine kleine Gestalt kopfüber in die Wellen stürzen sehen! Es war ihr Kind — der Instinkt der Mutterliebe sagte es ihr — und es war verloren. Rettung kam zu spät. Der Vater hatte sein Kind geholt. Und nun wollte auch

ſie zu Grunde gehen. Das Waſſer ſollte ſie verſchlingen, wie Alles, was ihr lieb und theuer geweſen.

Das war ihr letzter Gedanke. Dann ſah und dachte ſie nichts mehr. Die Ruder waren ihren Händen entglitten, bewußtlos ſank ſie nieder auf den Boden des Kahns, der ſteuerlos weiter ſchaukelte, im Kreiſe von den Wellen getrieben, die am Rand zerſchellend einen Sprühregen auf die regungsloſe Geſtalt warfen.

Julie hatte ſich nicht getäuſcht. Ein zweites Ruderboot war der „Sturmſchwalbe“ nachgeeilt. Erwin, der auf einer Wagenfahrt um den See begriffen geweſen, hatte plötzlich ſein Segelſchiff draußen ſchwimmen ſehen. Sofort war er umgekehrt, hatte die Pferde zu raſender Eile angetrieben, in der nächſten Minute ſaß er in ſeinem Kahn und durchſchnitt, ſcharf rudernd, die Wellen. Er wußte, daß ſein Vetter wohl öfters am Meer die Kunſt des Segelns geübt hatte, aber er ſchenkte dem achtzehnjährigen Menſchen, der die Gefahren eines Gebirgsſee's und der hier raſch wechſelnden Windſtöße nicht kannte, wenig Vertrauen, und zürnte über deſſen Leichtſinn, bei heftigem Wind die Knaben mitzunehmen. Je näher er an die „Sturmſchwalbe“ herankam, deſto mehr überzeugte er ſich, daß er ſich nicht umſonſt beunruhigt hatte. Der Wind kam immer heftiger, ſtoßweiſe, ſchwankend, und der Vetter ſchien entſchieden den Kopf verloren zu haben und führte manche Bewegung aus, die Erwin einen Ausruf des Zorns und der Ungeduld entlockte.

Und nun hatte er das Fahrzeug faſt erreicht, ſeine zürnende, befehlende Stimme konnte trotz des Sturmes

hinüberdringen. Er sah als erfahrener Segler, der für den Wind gewissermaßen vorausahnende Sinne gewinnt, daß über den nächsten Bergrücken her eine Wolke kam, die einen heftigen Stoß bringen mußte.

„Vorsicht! Stell' das Schiff gegen den Wind, Eugen!" schrie er warnend hinüber.

War der Zuruf falsch verstanden, oder der junge Fährmann durch das Mahnwort gänzlich verwirrt worden, er gab dem Steuer gerade die entgegengesetzte Wendung. In demselben Augenblicke aber sauste schon die Sturmwolke heran, der Wind fiel von rückwärts in das Segel und warf dasselbe herum mit solcher Gewalt, daß die schwere Raa den am Schiffsrande sitzenden kleinen Albert heftig an die Schulter traf und er über Bord fiel.

Erwin sah's, warf sofort den Rock ab und sprang dem Kinde nach. Der Knabe war, durch den Schlag halb betäubt, sogleich hinabgesunken, hatte sich dann in hilflosem Ringen wieder emporgearbeitet und klammerte sich nun so krampfhaft an Erwin, der ihn in diesem Augenblick zu erfassen vermochte, daß er ihn völlig an freier Bewegung hinderte. Rueda aber war ein gewandter Schwimmer und verlor die Geistesgegenwart nicht. Es gelang ihm, die ihm den Athem raubenden Hände des Kindes von seinem Hals zu lösen, und den Knaben mit dem linken Arm festhaltend, ruderte er mit dem rechten kräftig vorwärts, dem Boote zu. Sein eigener leichter Kahn war durch seinen Sprung fortgestoßen worden, und die Wellen hatten ihn erfaßt und trugen ihn weit hinein in den See. Aber auch das Segelschiff war abgetrieben,

Digitized by Google

und in dem erſten Schrecken über den Unfall wußte der junge Menſch, der neben dem laut weinenden kleinen Bruno in demſelben ſaß, nicht, was er beginnen ſolle, um möglichſt raſch ſeinem Vetter zu Hilfe zu kommen.

Direkt gegen den Wind konnte er auf Erwin nicht zufahren; er hätte raſch aufkreuzen müſſen, um in deſſen Nähe zu kommen, er fürchtete aber, damit zu viel Zeit zu verlieren, und machte nun verzweifelte Verſuche, gegen den Wind anzukämpfen, der nun wie toll aus dem Bergwinkel herausblies.

Erwin aber ſah mit Entſetzen das Segelboot immer weiter abtreiben; die Kleider lähmten ſeine Kraft, die Wellen erſchwerten ihm das Vorwärtskommen. Seit Jahren war er nicht mehr an ſeinen einſtigen Sturz vom Pferd und die erlittene Verletzung erinnert worden, nun machte ſich plötzlich an ſeinem linken Arm, der den ſchweren Knaben halten mußte, ein heftiger Schmerz geltend. Es waren verzweifelte Augenblicke, aber er hatte nur den einen klaren Gedanken: daß er Juliens Kind retten oder mit demſelben zu Grunde gehen wolle.

Der Kahn, in welchem Julie auf dem Waſſer herumtrieb, war von einem vorüberfahrenden Schiffer geſehen, für ein vom Wind losgeriſſenes leeres Boot gehalten und in's Schlepptau genommen worden. Erſt nach geraumer Zeit bemerkte er die regungsloſe Geſtalt, die in demſelben lag, und ſchrie ſie an. Da er aber keine Antwort erhielt, zog er ſtillſchweigend die zwei Boote an's Ufer, hob, am Land angekommen, die ohnmächtige Frau heraus und ſetzte ſie auf eine Bank, und lief dann, um Hilfe zu holen.

Digitized by Google

Erſt nach einer Weile kam Julie zur Beſinnung. Sie ſchlug die Augen auf, das Heulen des Windes rief ihr ſofort Alles in's Gedächtniß zurück, was geſchehen war. Sie blickte hinaus auf den See; das Segelboot war verſchwunden, kein Fahrzeug weit und breit, nirgends eine Menſchenſeele an dem einſam gewordenen Ufer, über das ſchon die Dämmerung herabſank. Stumpfſinnig, keines klaren Gedankens mehr fähig, wankte ſie die Dorfſtraße zurück bis an die Villa. Aber hier wich die Betäubung vollends von ihr. Das Herz krampfte ſich ihr zuſammen in der zermalmenden Angſt vor dem, was ſie nun hören ſollte. Es ſchien ungewöhnliche Bewegung im Hauſe, die Thür ſtand offen, Menſchen kamen heraus, in den ſonſt unbewohnten Zimmern ſchimmerte Licht.

Dorthin hatten ſie ihn wohl gebracht, ihren todten kleinen Sohn. Ein Schauder packte ſie; ſie glaubte auf's Neue das Bewußtſein zu verlieren, und mit äußerſter Anſtrengung ſchleppte ſie die Füße über die Schwelle. Im Flur ſtand der kleine Bruno mit verweinten Augen; er lief ſcheu von ihr fort, als er ſie erblickte. Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, nach welcher ihre Augen voll Todesangſt hinblickten; ſie ſah die weißen Kiſſen eines Lagers, ſah Mathilde ſich über daſſelbe herabbeugen und ſtürzte in das Gemach mit wirren Sinnen, mit einem dumpfen, erſtickten Aufſchrei.

Da klang ihr eine helle Stimme entgegen: „Mama, Mama, nicht wahr, Du zankſt mich nicht!“

Und Julie ſtürzte nieder vor dem Bettchen und umklammerte das Kind und drückte ihre heißen Augen auf

ſein kühles Köpfchen. Nichts war in ihr lebendig, als das Jauchzen der Mutterliebe. Sie hielt ihren Knaben wieder in den Armen, die Welt hatte nichts mehr, deſſen ſie begehrte.

Sie ſah und hörte kaum, was um ſie her vorging. Auch als nach einer Weile Erwin in den Kleidern des Barons eintrat, und Mathilde mit begeiſterten Augen erzählte, mit welchem Todesmuth ihr Freund den kleinen Albert gerettet habe, wie ihn ſchon die Kraft zu verlaſſen gedroht, als ihm ſein Vetter mit endlicher Geiſtesgegenwart ein Ruder zugeworfen, an dem er ſich gehalten, bis Hilfe vom Ufer gekommen war, auch nun fand Julie kaum einige verwirrte Worte des Dankes. Ihre Augen hingen an ihrem Kind, und ſie fühlte beſorgt nach den Haaren, die noch feucht an ſeiner Stirn klebten, und küßte und drückte die erkalteten Händchen, um ihnen wieder Wärme einzuflößen.

Erſt am anderen Morgen, als ihre zitternden Nerven ſich wieder beruhigt hatten, ward ſie ſich klar bewußt, welchen Wendepunkt in ihrem Gefühlsleben die qualvolle Stunde auf dem ſturmbewegten See bedeutete.

Erwin kam am Vormittage, um ſich nach dem Befinden ſeines Schützlings zu erkundigen. Sie ging ihm mit ruhigem, freundlichem Geſichte entgegen.

„Er iſt geſund und friſch, Dank Ihnen!“ ſagte ſie, ihm ihre beiden Hände darreichend.

Er hielt die Hände feſt und ſah ihr mit einem liebenswürdigen Lächeln in die Augen. „Iſt das endlich die langerſehnte Verſöhnung?“ frug er.

„Die volle Versöhnung aus dem Grunde des Herzens," versicherte sie.

„Ich danke Ihnen für dieses beglückende Wort!" rief er, ihre Hand an die Lippen ziehend. Aber er vermochte sich nicht wirklich zu freuen. Er hätte das Gemisch von Trotz und Verwirrung, das sonst seine Nähe hervorrief, so gern auf ihren Zügen beobachtet. Heute aber vermieden ihre Augen die seinen nicht. Ruhig und klar schauten sie zu ihm auf. Diese gelassene Freundlichkeit und unbefangene Güte enttäuschten ihn.

Für Julie aber war's eine große Beruhigung, daß auch seine Nähe sie nicht in dem festen Vorsatze wankend machte, ihrer verworrenen Gefühle für diesen Mann Herr zu werden. In der Nacht hatte sie sich auch die Worte zurechtgelegt, die sie ihm sagen wollte; nun, da sie sprechen sollte, dünkte es ihr schwerer, den Anfang zu finden, als sie gedacht hatte. So schritten sie eine Weile im Garten auf und ab, auf dessen Kieswegen schon viele gelbe dürre Blätter lagen, und plauderten von dem gestrigen Unfall, von dem leichtsinnigen Vetter, der denselben herbeigeführt, von dem Schrecken, den auch er ausgestanden haben mochte, als ihn der Wind immer weiter von dem Schwimmenden abtrieb.

„Sie haben feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt, Herr Rueda," sagte Julie lebhaft. „Seit Jahren erfuhren Sie von mir nur Bitterkeit und Kränkung, und nun haben Sie so viel für mich gethan!"

„Ich habe mich allerdings nie um eines Menschen Gunst gemüht, wie um die Ihre, Frau Julie," gab er

Digitized by Google

leiſe zurück und ſah ihr mit dem Aufblitzen ſeiner Augen, das ſo vielen Frauen ſchon gefährlich geworden, in das Geſicht. Sie aber ſchwieg, nachdenklich über die Beete wegblickend, auf welchen nur noch verſpätete Aſtern und ein paar große Sonnenblumen blühten, und mit leiſer Bitterkeit fuhr er fort: „Meine geſtrige That aber wird viel zu hoch geprieſen. Es war ſelbſtverſtändlich, daß ich dem Knaben nachſprang; es war Glück, daß ich ihn retten konnte. Es bedeutet wenig, wenn ich mein Leben auf das Spiel ſetze. Sie wiſſen, wie werthlos es iſt. Es würde kein Auge weinen um mich.“

„Wer weiß,“ ſagte ſie raſch, faſt feierlich, ſo daß er fragend, ſtaunend die Augen auf ſie richtete.

Sollte er doch von dieſen trotzigen Lippen ein Liebesbekenntniß vernehmen? Er ſah ſie verwirrt und mißdeutete ihre plötzliche Befangenheit. Sie aber zögerte zu ſprechen, weil ihr jenes letzte Alleinſein mit ihm im Walde lebhaft vor der Seele ſtand, und weil ſie fühlte, daß ſie für ihre Erregung, für ihr Schweigen in jener Stunde eine Erklärung finden müſſe.

„Wer weiß!“ wiederholte ſie dann. „Vielleicht gibt es doch ein Herz, über welches das Chaos hereingebrochen wäre mit Ihrem Tode.“

Sie ſah, wie ihre Worte ihn erregten, wie ſeine Blicke an ihren Lippen hingen.

„Ich hätte Ihnen das früher ſchon ſagen können, ſchon damals an jenem Sommertage, als Sie mir von Ihrer Sehnſucht nach Herzensliebe erzählt haben. Aber damals“ — ihre Stimme ſchwankte leiſe und ihre Finger

Digitized by Google

zerpflückten ein gelbes Blatt, das sie von einem Strauche gerissen — „damals war der alte Groll gegen Sie noch nicht in mir verstummt. Ich sagte mir, durch diesen Mann ging Dein Glück in Trümmer, sollst Du ihm das seine aufbauen helfen? Darum verschwieg ich den schönen Trost, den ich Ihnen zu geben vermocht hätte."

Die Heuchelei war etwas stockend von ihren Lippen gekommen; nun, da sie über ihre eigenen einstigen Gefühle den Schleier gebreitet hatte, konnte sie offener aufblicken und freier weiter reden. „Heute hat sich mein Groll in Dankbarkeit verwandelt; ich habe Sie als guten, edlen Menschen erkennen gelernt; Ihnen darf ich ein ernstes Geheimniß verrathen. Sie haben kein Recht, Herr Rueda, die Welt liebeleer zu heißen. Es gibt ein Mädchenherz, klar wie Krystall, rein wie Gold, und in diesem Herzen wohnen Sie wie in einem Tempel und es gehört Ihnen in schmerzlicher Treue, aber wie ein Blinder sind Sie seit Jahren an diesem köstlichen Schatze vorübergegangen."

Erwin fühlte bei diesen Worten nur, daß seiner Eitelkeit eine bittere Kränkung angethan wurde. Er war so fest überzeugt gewesen, daß die schöne junge Wittwe mit den heißen, braunen Augen trotz ihres langen Trotzes mit einiger Wärme für ihn empfinde, und sie verwies ihn nun mit gleichgiltigem Lächeln an eine Andere.

„Es ist sehr gütig von Ihnen, gnädige Frau," sagte er ziemlich herbe, „daß Sie mir die Augen für mein Glück öffnen möchten. Ich fürchte nur, Sie irren sich. Es ist ja leicht zu errathen, von wem Sie mit solch' begeistertem Lobe sprechen. Diesem begeisterten Lobe pflichte ich völlig

Digitized by Google

bei: klar wie Kryſtall, rein wie Gold. Nur an die Liebe glaube ich nicht; an die erdenreine Liebe eines Engels, die Jedem helfen, Jeden tröſten möchte, die für jedes Menſchenkind Güte, Wärme, Geduld beſitzt, an dieſe ja. Aber nicht an die Liebe des Weibes, die nur Einen liebt und von dieſem Einen geliebt ſein will, wie andere Frauen auch."

„Darin mögen Sie Recht haben," verſetzte Julie ſcharf, „jenes Mädchen, von dem ich Ihnen ſprach, liebt nicht, will nicht geliebt ſein, wie andere Frauen auch, nicht wie die Frauen zum Mindeſten, die Sie wohl bisher gekannt und — vergeſſen haben. Ihr iſt dieſe Neigung kein Scherz, kein Abenteuer, das kommt und vergeht, an das nach etlichen Jahren nur ein paar welke Blumen noch erinnern, ſie iſt ihr das Schickſal ihres Lebens. Bis jetzt kein ſonniges Schickſal, wie Sie bekennen müſſen."

Erwin war plötzlich nachdenklich, faſt befangen geworden. „Wenn dem ſo iſt," ſagte er leiſe in tiefem Ernſt, „ſo trägt meine ‚heilige Freundin' ein ſelbſtgeſchaffenes Ideal im Herzen, das aus Zufall meine Geſtalt angenommen hat. Der wirkliche, wahre Menſch, wie würde er eine ſolche Liebe ſolch' reiner unberührten Seele verdienen?"

„Verdienen würde er ſie nicht, nein!" erwiederte Julie ehrlich. „Er könnte ſie nur dankbar hinnehmen wie eine Schickſalsgnade. Ich fürchte, die wenigſten Männer gehen edel und herzensfriſch genug aus den Stürmen ihrer Jugend hervor, um der vollen, glühenden Begeiſterung einer Mädchenſeele werth zu ſein. Aber für eine Frau,

Digitized by Google

die wirklich liebt, erlischt der verklärende Schimmer niemals. Auch für Sie gibt es solch' ein süßes Wunder, Herr Rueda, glauben Sie es mir. Ich habe gesprochen."

„Und ich danke Ihnen."

Er verbeugte sich und sie gingen ernst und kühl auseinander. Sie war stolz über den Sieg, den sie über sich selbst errungen, und ein großer Friede war nach der Unruhe der letzten Wochen über sie gekommen.

Ihm hatte die Unterredung vorerst nur einen prickelnden Zorn über Juliens unerwartete Kälte und Gelassenheit geweckt. Doch als er einige Stunden später, von seinem Fenster aus, Mathilde die Marktstraße herabkommen sah, da blickte er doch lange unverwandt auf die vornehme schlanke Gestalt; sie war ihm noch nie so rührend erschienen, wie heute. Durch sein Herz zitterte eine leise wehmüthige Regung, wie er auf die melancholische herbstliche Landschaft hinausschaute, und er saß einsilbig und gelangweilt unter den Gästen, die er für den Abend zu sich gebeten hatte.

Auf den Bergen lag Schnee; es war Zeit zur Heimkehr in die Stadt. Erwin machte in der Villa Laurenberg seinen letzten Besuch. Es sollte ein Abschied sein für lange Zeit, denn der Baron mußte den Winter im Süden zubringen und seine Familie ihn begleiten.

Julie beobachtete mit Theilnahme, inwieweit der Zaubertrank, den sie Erwin gereicht, seine Wirkung gethan. Sie sah es wohl: auch er war nicht unempfindlich für das am süßesten klingende aller Worte: „Du wirst geliebt!" Seine Stimme war weich und herzlich, wenn er mit

Digitized by Google

Mathilde ſprach, er ſchaute ſie ſo ſanft, ſo bewegt, ſo forſchend an. Das Mädchen aber ſchien förmlich Juliens Worte Lügen ſtrafen zu wollen. Sie war wortkarg und zurückhaltend, ihre Blicke blieben geſenkt. Und ſie, die früher, wenn Erwin Miene gemacht hatte, ſich zu entfernen, mit den lebhafteſten Fragen das Geſpräch zu beleben gewußt, um den Abſchied zu verzögern, ſtand heute ſofort auf, als er ſich erhob, und reichte ihm die Hand. „Leben Sie wohl!“ ſagte ſie. „Vergeſſen Sie unſer nicht ganz!“ Aber keine Miene verrieth, daß dieſe Trennung ihr nahe ging.

„Ich darf Ihnen doch ſchreiben und hoffen, ab und zu Nachrichten über Ihr und der Ihren Befinden zu erhalten?“

„Ich weiß nicht, ob meine Pflichten bei dem Vater mich Zeit zu Briefen finden laſſen werden,“ ſagte Mathilde ablehnend.

„Es klingt wie ein Vorwurf gegen mich, wenn Sie ſich ſo überbürdet fühlen, Fräulein!“ warf Julie raſch dazwiſchen.

Mathilde erröthete, ſagte aber nichts weiter, und Erwin verließ das Gemach.

Julie begleitete ihn, um raſch nach ihrem Söhnchen zu ſuchen, der ſeinem Retter noch einmal die Hand geben ſollte, und Erwin flüſterte ihr zu: „Sie ſehen doch nun, daß Sie ſich geirrt haben, Frau Julie. Die große Flamme, von der Sie mir ſprachen, ſcheint gänzlich erloſchen zu ſein.“

„Können Sie ſich wundern, wenn beleidigter Mädchenſtolz ſie zu verbergen ſucht?“

Digitized by Google

Als sie sich umwandte, bemerkte sie, daß Mathilde, an der geöffneten Thüre stehend, das kurze Zwiegespräch beobachtet hatte, und sie fühlte, wie die Augen des Mädchens in unruhigem Glanze auf ihr ruhten, als sie einige Sekunden später in das Gemach trat.

„Die einstige Feindin Erwin Rueda's scheint nun seine Vertraute geworden zu sein," kam's bitter von den zuckenden Lippen.

Sie war todtenbleich; die Selbstbeherrschung der letzten Viertelstunde schien ihr alle Kraft geraubt zu haben.

„Herr Rueda scheint allerdings an Wohlwollen und Freundlichkeit bei Ihnen verloren zu haben, was er bei mir gewann. Warum wollen Sie ihm nicht schreiben? Warum sind Sie so grausam gegen sich selbst?"

„Sie wissen, daß mein Vater den Verkehr nicht liebt, wenn er ihn auch nicht mehr direkt verbietet. Er ist so gütig, so besorgt um uns, der arme Vater; er will, daß wir uns zerstreuen, aber ich sah es wohl an seiner Miene, wie zornig es ihn machte, als vor Kurzem Herr Rueda mit Ihnen im Garten auf und ab ging."

Julie hatte schon den Mund zu einer Erwiederung geöffnet, aber sie besann sich und — schwieg.

Man hörte unten im Garten die Knaben rufen: „Adieu, adieu, Onkel Erwin!"

Seine heitere Antwort klang herauf.

Da war's um Mathildens stolze Fassung geschehen.

„O, Sie haben Recht, Julie, ich war grausam gegen mich selbst. Ich hätte gerne von ihm gehört. Aber ich kenne mich eben. Wenn ich ihm schreibe, denke ich Tage

lang nur an meinen Brief, lege mir die Worte zurecht, die ich ihm ſagen will, und vernachläſſige meinen Vater, und das darf, das will ich nicht mehr thun!"

Sie war an das Fenſter getreten und ſah hinaus auf das Wirbeln der welken Blätter im Herbſtſturm. Plötzlich ſchlug ſie die Hände vor das Geſicht und ſchluchzte: „Das iſt der Abſchied von der Jugend, von meinem alten ſüßen Traum!"

— — — — — — — — — — — —

Acht Tage ſpäter wohnte die Familie in einer reizenden kleinen Villa an der Riviera. Rings um ſie her war wieder ſommerlicher Sonnenſchein; in leuchtendem Glanz ſprach das blaue Meer von der Schönheit der Welt, die unſterblich iſt. Der Baron ſchien neue Lebensfreude in der heiteren ſüdlichen Umgebung zu gewinnen, Julie ward es nicht müde, in die wunderbare Landſchaft hinauszublicken und ſich von ihr die Seele durchſonnen zu laſſen, nur Mathilde ſchien faſt ein Grauen vor dem köſtlichen Blau um ſich her zu empfinden und ſagte traurig: „Es iſt zu ſchön hier, viel zu ſchön für Jemand, der ſich des Träumens entwöhnen will."

Von Rueda war übrigens doch nach kurzer Friſt ein Brief gekommen, und Mathilde ſchien es nicht über's Herz gebracht zu haben, denſelben unbeantwortet zu laſſen, denn Julie ſah ſie häufig gedankenverloren vor der Schreibmappe ſitzen und bemerkte, mit welcher Haſt ſie nach gewiſſen Briefen aus der Heimath griff, auf welche ſichtlich eine Männerhand die Adreſſe geſchrieben hatte. Aber das Mädchen ſchwieg, und ſo wurde der Name Erwin Rueda kaum mehr zwiſchen ihnen genannt.

Digitized by Google

Es vergingen mehrere Wintermonate; der Einfluß des köſtlichen heiteren Klima's machte ſich in allen Gemüthern geltend. Der Baron war noch immer ein lahmer, der Pflege bedürftiger Mann, Julie immer noch eine einſame arme Wittwe, aber jedes trug die ihm auferlegte Bürde leichter als ſonſt, und auch Mathildens Herzenskummer ſchien den düſteren Charakter verloren zu haben.

Nach dieſem friedvollen, ſonnigen Dahingleiten der Tage war Julie dann um ſo mehr überraſcht, als eines Tages Mathilde in ganz faſſungsloſer Erregung in ihr Zimmer ſtürzte, mit brennenden Augen, Spuren von Thränen auf den Wangen.

„O Julie," rief ſie, „ich kann dieſen ſchweren Kampf nicht allein auskämpfen! Ich muß mir Muth und Kraft bei Ihnen holen. Es iſt zu viel, was das Schickſal von mir verlangt. Ich habe Ihnen verhehlt, daß ich trotz meines Vorſatzes mit Erwin Briefe wechſelte. Es war ſo ſchön, einmal allein unter vier Augen mit ihm plaudern zu können, und manche Worte, die ich nie zu ſprechen gewagt hätte, die ſchrieb ich ihm ohne Scheu. Aber ich ſchwöre Ihnen: ich ſuchte ihm mein Herz und meine Liebe zu verbergen, und es iſt nicht meine Schuld, daß ich mich ſo wenig zu verſtellen vermag, und daß er mir doch in der Seele leſen konnte. Und nun, nun ſchickt er mir dieſen Brief!"

Es war der zweite Bogen eines langen Schreibens, den ſie Julie reichte; dieſe las:

„Sie frugen neulich mit leiſem Spott: kann ein Weltkind wie Sie denn Freude haben an den Worten eines

Digitized by Google

weltfremden Mädchens, wie ich? O Mathilde, wissen Sie denn nicht, was Ihre Briefe mir sind? Daß sie der Inhalt meines Lebens geworden? Dank dem Himmel, daß Sie weltfremd geblieben, Mathilde! Ich kenne das, was man so Welt heißt, und mir schaudert davor. Aus Ihren Briefen aber spricht, was ich bisher nicht kannte: eine tiefe, edle, warme, reine Frauenseele. Daß Sie Verehrung verdienten, meine Freundin, das freilich wußte ich lange, und doch verstand ich Sie nicht ganz. Ich kannte Sie seit Jahren, und kannte Sie doch nicht. Sehen Sie, wir Männer sind nun einmal so geartet, daß wir wohl Ehrfurcht, Bewunderung zu empfinden vermögen für ein Weib, das wie eine kühle Heilige unerreichbar auf dem Altare steht über uns; die rechte Wärme aber weckt uns die Heilige doch nur, wenn wir denken, hoffen dürfen, daß auch ihre Wangen sich höher färben, ihr Herz schneller zu schlagen vermag, daß sie bei dem rechten Wort, vom rechten Mann gesprochen, herabsteigen könnte von ihrem Altar — ein lebendiges, fühlendes Weib. Sie waren mir eine kalte, marmorne Heilige, Mathilde. Erst seit ich Ihre Briefe gelesen habe, seit wir uns in dieser Trennung zum ersten Male allein, ohne Zeugen gegenüber gestanden haben, weiß ich, daß warmes Blut in Ihnen pulst, daß das Wort ‚Liebe', von den rechten Lippen gesprochen, ein Echo in Ihnen finden müßte. Und seitdem ich es weiß, denke ich Tag und Nacht an meine holde Freundin mit den süßen, unergründlichen Augen. — Warum hüllen Sie sich so strenge in die grauen Schleier der Pflicht, Mathilde? O, ich verstehe wohl: Sie sind

ſo großmüthig, daß Ihr Leben nur erfüllt ſcheint, wenn Sie es opfern für das Wohl eines Anderen. Aber wäre es nicht eine Miſſion, die Ihrer Jugend, Ihrem Liebreiz beſſer ziemte, als die traurige Entſagung an einem Krankenbette, wenn Sie ſich des verlorenen Weltkindes erbarmen und ſein Herz wieder jung und gut und froh machen würden? Mathilde, ich weiß es, wenn Ihre reinen Lippen meine Stirn berührten, wenn Ihre Hand in der meinen läge, ſo müßten die Erinnerungen der Vergangenheit von mir weichen wie Spukgeſtalten; ich ſähe in Deine guten, lieben Augen und ſähe in ihnen eine neue, beſſere Welt.

Ja, Mathilde, ſüße Heilige, laß Dir das Evangelium der Liebe predigen. Es iſt mächtiger, als die ſtarre Pflicht. Es muß ſiegen über Deine ſtolze Seele. Kennſt Du die ſchönen Verſe Heine's? Sie klingen mir beſtändig im Ohr und im Herzen:

„Ich glaub' am Ende brach' ich eine Lilie,
Die gab ich ihr und ſprach ganz laut dabei:
Heirathe mich und ſei mein Weib, Ottilie,
Damit ich fromm wie Du und glücklich ſei."

Das Gedicht iſt traurig und endet traurig. Ein Kranker hat es geſchrieben und — er träumte ja nur. Ich aber träume nicht. Die holde Geſtalt lebt und ihre Lippen können ſüße Antwort ſagen. Und heiß und dringend, aus vollem, warmem, bittendem Herzen ſage ich ihr: ‚O, ſei mein Weib, Mathilde!'"

Julie ließ das Blatt der Hand entſinken. „So ſind

Digitized by Google

ihm endlich, endlich die Augen aufgegangen!“ rief ſie. Erſt die Miene des Mädchens erinnerte ſie wieder, daß dieſes Geheimniß ihr mit verweinten Augen anvertraut worden. „Und Sie ſind traurig und niedergeſchlagen, während ſich erfüllt hat, was Sie Jahre lang erſehnten als höchſte Erdenſeligkeit? Sie jubeln nicht über Erwin's erſte Liebesworte?“

„O, wenn Sie wüßten, Julie,“ rief das Mädchen leidenſchaftlich, „wie mein Herz hin und her geriſſen iſt zwiſchen Wonne und Weh! Ich bin ja dankbar, unſäglich dankbar, daß Erwin einmal im Leben ſo lieb und warm zu mir geſprochen hat. Aber jetzt, da ich das Glück ſo nahe vor mir ſähe, da mein kühnſter Traum ſich verwirklichen könnte, nun fühle ich erſt, wie zermalmend, wie unmenſchlich die Entſagung iſt.“

„Müſſen Sie entſagen, armes Kind?“ rief Julie ſchmerzlich ergriffen.

„O fragen Sie doch nicht! Sie wiſſen ja, wie meine Antwort lauten, wie traurig dies enden muß. Oder halten Sie mich für eine ſo ſchlechte Tochter, daß ich jetzt vor meinen Vater hintreten und ihm ſagen könnte: ‚Ich weiß, Du biſt elend und einſam, aber ich gehe trotzdem von Dir. Ich habe Dir gelobt, keinen anderen Gedanken zu haben, als Dich, und Deine linke Hand zu ſein, aber ich ſchlage alle meine Verpflichtungen und meine Verſprechungen in den Wind, denn mich ruft das Glück. Einen Anderen habe ich tauſendmal lieber als Dich, einen Mann, dem Du abgeneigt biſt, Vater, deſſen bloßer Name Dich zornig macht.‘ — Julie! Nicht wahr, das Alles iſt unmöglich!

Meinem gesunden, stolzen Vater gegenüber hätte ich wohl den Muth gehabt, meine Liebe zu vertheidigen. Vor einem Jahre noch wäre ich fortgelaufen in die weite Welt, wenn Erwin es gewollt hätte; dem armen, hilflosen, traurigen Mann kann ich nicht von einer Wahl sprechen, die ihn so tief verletzen müßte."

Julie hatte eine Weile nachdenklich vor sich hingeblickt.

„Ihr Vater wäre dieser Wahl nicht so abgeneigt, als Sie denken. Sie haben seinen Groll auf Erwin falsch gedeutet," erwiederte sie leise, in tiefes Sinnen verloren. Dann, mit einem plötzlichen Entschlusse, zog sie Mathilde an sich, legte ihr die Hände auf das blonde Haupt, daß das erregte schöne Gesicht nun dicht zu ihr aufblicken mußte, und sagte sehr warm und feierlich: „Nein, liebes Mädchen, Sie sollen das große Opfer nicht bringen. Sie sollen Ihr Herz und Ihr Glück nicht mit Füßen treten. Bekennen Sie Ihrem Vater, wie lange Sie Erwin lieb hatten! Wie reichlich Sie den endlichen Sonnenschein verdient haben. Und wenn er traurig wird durch Ihre Beichte, so sagen Sie ihm: Julie wird bei Dir bleiben als Deine Tochter, Deine Freundin, Deine treue Pflegerin, als Dein Weib, wenn Du es so haben willst."

Es war ein so tiefer Ernst in den Worten der jungen Frau, daß Mathilde einen Augenblick den Konflikt ihrer Seele vergaß in regem Interesse.

„Mein Vater hat Sie lieb, Julie?" rief sie. „Er hat es Ihnen gesagt?"

Julie nickte. „Bevor ihn das Unglück traf, hat ihm die Frage auf den Lippen geschwebt, ob ich sein werden

wolle," gab sie leise zurück. „Seitdem er mir das gestand, habe ich aus seinen Worten wohl herausgefühlt, daß mit seiner Krankheit dieser Wunsch nicht in ihm erstorben ist, daß er ihn nur nicht mehr auszusprechen wagt — um meinetwillen."

„Ach, Julie! Sie sind auch noch so jung, so schön! Und Sie sollten Ihr blühendes Leben einem siechen, greisen Manne zum Opfer bringen?"

„Mein Glück ist unwiederbringlich dahin," gab die junge Wittwe mit zuckenden Lippen und dunkel vor sich hinträumenden Augen zurück. „Als es mir genommen ward, habe ich freilich in wilder Verzweiflung den Himmel angeklagt über mein ungerechtes Loos. Seitdem aber that ich einen ernsteren Blick in die Welt und lernte einsehen, daß ich immer noch zu den Bevorzugtesten, zu den Begnadetsten gehörte, weil ich einmal ein rechtes Vollglück genießen durfte. Aber erst seit der Stunde, da ich um meinen Knaben bangte, weiß ich, daß es für mich nur den Blick in die Vergangenheit, keinen in die Zukunft geben darf. Ihren Vater würde die Treue für einen Todten nicht kränken und mein Leben wäre nicht arm, es wäre erfüllt von meiner Erinnerung, von der Liebe für mein Kind und von einer edlen Menschenpflicht. Sie aber, Mathilde, sollen die höchste Seligkeit erfahren, welche die Erde zu verschenken hat, vor Ihnen liegt noch das Glück."

Das Mädchen hatte mit großen, ernsten Augen auf Juliens Lippen geblickt, als entströme ihnen eine wundersame Offenbarung. Und dann, als begriffe sie erst, welcher Lichtglanz über ihr eigenes Dasein fiel, rief sie in

Digitized by Google

leidenschaftlichem Jubel: „Julie! Wär's möglich! Soll ich an das Unfaßbare denken dürfen! Ich muß nicht die Hand auf mein Herz drücken und es schweigen heißen! Ich soll frei sein? Soll ihm sagen, was ich eine ganze Jugend lang in mich verschloß, soll ihn mein nennen, wirklich mein, endlich mein? — Julie, Sie sind die Heilige, die Opfermuthige, Pflichtgetreue; ich — ich bin nur ein thörichtes, selbstsüchtiges Mädchen! Aber danken will ich es Ihnen mein Leben lang. Ich hab' ihn ja so unsagbar lieb!"

Und sie warf sich in Juliens Arme und lachte und schluchzte und stammelte Worte des jauchzenden Entzückens, während der jungen Frau heiße Thränen über die Wangen flossen. War's Mitfreude, Rührung, Erinnerung, oder ein letztes banges Weh ihres besiegten Herzens — sie hätte es nicht zu sagen vermocht. —

Und wenige Jahre später ging am Ufer des Meeres, an dem schon erste weiche Frühlingsluft wehte, ein Brautpaar Hand in Hand und schaute, von rosiger Zukunft träumend, in die sinkende Sonne; auf der Veranda saß Julie neben dem Ruhebett des Barons, während im Garten die Knaben jubelten.

„Unsere Söhne," sagte der Baron leise und beugte sein weißes Haupt auf die Hand der jungen Gefährtin in wortloser, scheuer Dankbarkeit. Aber der Blick, mit dem er sie ansah, verrieth es ihr, welch' tiefen, beseligenden Trost sie diesem einsamen, traurigen Herzen gebracht, und sie fühlte, daß auch auf ein zerrissenes Leben noch ein Sonnenglanz fallen kann — im Glücke Anderer.

Digitized by Google

Die Mutter des Königs von Rom.

Ein Lebensbild aus der Geschichte.

Von

Schmidt-Weißenfels.

(Nachdruck verboten.)

Nach dem siegreichen Feldzug von 1809 gegen Oesterreich war es endlich beschlossene Sache bei Napoleon, sich von seiner Frau Josephine zu trennen, um sich mit einer Prinzessin von Geblüt zu verheirathen, die ihm noch eine Nachkommenschaft verspreche. Auf der Höhe seiner Macht und seines Ruhmes kam bestimmend der Ehrgeiz über ihn, nicht blos der Gründer eines großen Reiches, sondern auch der einer Dynastie zu sein.

Am 30. November kündigte er seinen Entschluß der ihn immer noch aufrichtig liebenden Josephine an. Wie immer, wenn er im Innersten bewegt war, nahm er hierbei eine ingrimmige Miene an und stieß es rauh heraus, daß die Zukunft seines Reiches von ihnen Beiden das Opfer verlange, sich zu trennen. Josephine hatte seit Jahren schon diesen Schlag erwartet, aber immer wieder gehofft, daß er ihr erspart bleiben werde. Jetzt, da er sie so plötzlich traf, brach sie unter Krämpfen und Thränen ohnmächtig zusammen.

Digitized by Google

Auch Napoleon konnte seine Bewegung nicht länger verheimlichen, und seine Augen wurden feucht. Er hatte Josephine innig geliebt und ihr eine aufrichtige Neigung bewahrt. Aber der Ehrgeiz überwog. So ließ er sich durch Senatsbeschluß und einen von ihm bewirkten Kommissionsspruch von sieben französischen Bischöfen von Josephine scheiden, indem er ihr Rang und Titel einer Kaiserin beließ, sowie drei Schlösser und dazu drei Millionen Franken jährlicher Einkünfte verschrieb.

Wegen seiner Wiedervermählung hatte er eine russische oder österreichische Prinzessin in's Auge gefaßt. Von seinem „Freunde" Alexander I. ließ er sich zunächst die Hand der Großfürstin Anna erbitten. Aber der Zar machte Ausflüchte; erzürnt darüber brach Napoleon kurzweg die Unterhandlungen ab und ließ um die Erzherzogin Marie Luise werben, durch Metternich im Geheimen versichert, daß er damit nicht abgewiesen werden würde. In der That machte man in Wien keine Bedenken geltend. Es war ein politisches Gebot, dem das Haus Oesterreich durch das Opfer einer seiner Töchter glaubte Rechnung tragen zu müssen. Im Februar 1810 wurde der Ehevertrag abgeschlossen, der genau nach dem zwischen Ludwig XVI. und Marie Antoinette bestandenen abgefaßt war. Die zukünftige Kaiserin der Franzosen, welche in dem Schlosse wohnen sollte, von wo achtzehn Jahre zuvor die Königin Marie Antoinette, ebenfalls eine Oesterreicherin, ihren Weg durch die Kerkerschmach zum Schaffot hatte nehmen müssen, wußte noch nichts von dem ihr bestimmten Schicksal. Als sie es dann erfuhr, ergab sie sich bald darein,

Digitized by Google

die Frau des Schrecklichen zu werden, der ihre Familie mit seiner Kriegsgeißel zweimal aus der Wiener Hofburg vertrieben und gegen den sie bisher nichts als Schmähworte und Verwünschungen im Kreise ihrer Familie vernommen hatte. Prinzessinnen ist es ja bekannt, daß über ihre Hand meist nach den Rücksichten politischer Zweckmäßigkeit verfügt wird, und Marie Luise besaß eine zu unselbstständige Natur, um nicht in kindlichem Gehorsam zu thun, was man von ihr verlangte.

Sie war eine Tochter des regierenden Kaisers Franz aus dessen zweiter Ehe mit einer Prinzessin von Neapel, und als sie Braut des gewaltigen Eroberers wurde, etwas über achtzehn Jahre alt. Sie konnte gut französisch sprechen, sticken, Klavier spielen, malen, besaß ein angenehmes, jugendfrisches, aber nichtssagendes Gesicht, hatte schöne blonde Haare, eine hübsche, rundliche Figur, und in der kindlichen Bescheidenheit ihres Benehmens erschien sie reizvoll.

Am 11. März fand in Wien die Vermählung statt, bei welcher Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, die Stelle des Imperators vertrat, mit dem er dort um den blutigen Lorbeer gerungen. In Compiègne wollte dieser seine junge Gemahlin erwarten. Von Liebessehnsucht für sie erfüllt, schrieb er ihr täglich Briefe, sandte ihr Blumen und eilte ihr sogar bis Soissons entgegen. Drei Tage feierte er dann sein neues Glück mit ihr in Compiègne.

„Mein Gemahl," schrieb Luise, wie sie von ihm und in ihrer Familie genannt wurde, nach Hause, „liebt mich inniglich; ich bin ihm auch sehr erkenntlich, erwiedere

herzlich seine Liebe; ich finde, daß er sehr gewinnt, wenn man ihn näher kennt; er hat etwas Einnehmendes und Zuvorkommendes, dem man unmöglich widerstehen kann. Ich bin überzeugt, daß ich recht zufrieden mit ihm leben werde."

Am 2. April hielt das Paar unter außerordentlicher Pracht in goldstrotzendem Wagen, Napoleon in Purpurmantel und Weiß gekleidet, seinen Einzug in Paris, und glänzende Feste fanden Tag um Tag zu Ehren desselben statt.

„Ich kann Ihnen versichern, liebster Papa," schrieb in diesem Flitterwochenrausch die französische Kaiserin an ihren Vater, „daß Ihre Prophezeiung eingetroffen ist; ich bin so glücklich, als Sie es mir sagten, daß ich es sein würde. Je mehr ich meinem Gemahl Freundschaft, Liebe und unbeschränktes Vertrauen zeige, desto mehr überhäuft er mich mit Aufmerksamkeiten aller Art. Er hat die nämliche Gewohnheit wie Sie, bester Papa, zu fragen, ob man eine Sache begreift, und wenn man Nein erwiedert, Jedermann bei der Nase zu ziehen; die meine ist schon völlig verunstaltet."

Napoleon hatte diese Ehe geschlossen, um einen Sohn zu erhalten. Zuversichtlich seinem Glück vertrauend, sagte er sogar dieses Ereigniß voraus. Und in der That sah er am 20. März 1811 schon seine Hoffnung erfüllt. Er zeigte mit Freudenthränen seinem Hofe den Erben seines Reiches, den zweiten Napoleon, in Purpur geboren, in der Wiege schon König von Rom und Majestät geheißen. Um dieses Sohnes willen liebte er Marie Luise mit einem

Digitized by Google

aus Egoismus, geschmeichelter Eitelkeit, aus Wohlwollen und Zutraulichkeit des gereiften Mannes gemischtem Gefühl. Sie hatte seine Hoffnung erfüllt, die Zukunft seines Geschlechts gesichert zu haben, und dafür war er ihr dankbar. Alle ihre Wünsche suchte er zu befriedigen, und ihr Haushalt war mit mehr als sechs Millionen ausgestattet, ungerechnet der Ausgaben für den kleinen Prinzen.

Aus dieser Dankbarkeit und in dem Vertrauen, welches er zu dem jungen, lenksamen Weibe hatte, setzte Napoleon 1813 Marie Luise während seiner Abwesenheit im Felde zur Reichsregentin ein. Reichsregentin sollte sie auch bleiben im Falle seines Todes bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes. Ihr wurde zwar ein Regentschaftsrath beigegeben, aber nur mit berathender, nicht mit entscheidender Stimme. Feierlich legte sie am 30. März in seine Hände den Eid ab, sich ihres Amtes als Mutter, Gattin und Kaiserin würdig zu zeigen, und so lange er noch in Paris war, ließ er sie an allen Ministersitzungen theilnehmen.

Aber als 1814 die große Prüfung an sie herantrat, zeigte sie sich ihrer Pflicht und Aufgabe keineswegs gewachsen. Freilich, als sie beim Anzug der siegreichen Verbündeten aus Paris entfloh, folgte sie gehorsam nur einem Befehle ihres Herrn und Gemahls; aber wäre ein Zug von einer Herrscherin in ihr gewesen, so hätte sie dadurch nicht die Zügel der Regierung aus den Händen gegeben. Es hatte keinen Werth, daß sie aus Blois, wohin sie sich mit ihrem Sohne und den in Paris anwesenden Mitgliedern der Napoleonischen Familie begeben, eine Proklamation erließ, in der sie die Franzosen zur

Treue gegen den Kaiser aufforderte und nur für ihre Verordnungen Gehorsam heischte. Man ging darüber zur Tagesordnung über und schickte ihr nicht einmal Nachrichten über das, was sich zutrug und ihr Schicksal so nahe mit berührte. Nur Napoleon in Fontainebleau unterhielt durch Kuriere mit ihr noch eine lebhafte Verbindung, die ihre Rathlosigkeit aber nicht heben konnte.

Bei ihrer Flucht aus Paris hatte sie die bedeutendsten Werthsachen des kaiserlichen Hauswesens, das baare Geld in der Privatschatulle und auch alle Krondiamanten mit sich genommen. Da sie eine Plünderung ihrer kostbaren Gepäckwagen durch die streifenden Kosaken befürchtete, so trug sie Tag und Nacht die Krondiamanten an sich und in ihren Kleidertaschen. Der berühmte große Diamant „Regent", allein Millionen an Werth, befand sich am Griff des Reichsschwertes Napoleon's. Sie ließ die Klinge desselben abbrechen, um den Griff mit dem Juwel zu sich stecken zu können. Als nun in Blois mit der Abdankung ihres Gemahls ihre Regentschaftsstellung in Nichts zerfloß, schickte Talleyrand ihr Beamte nach, um ihr die entführten Schätze wieder abzunehmen, ehe sie Frankreich verließ. Diese Abgesandten erreichten sie erst in Orleans, wohin sie sich gewandt hatte, und plünderten sie da so vollständig aus, daß sie nicht einmal mehr Tafelgeschirr behielt und sich daher solches vom Bischof während ihres Aufenthalts in dieser Stadt entlehnen mußte.

Hier in Orleans war der Wendepunkt ihres Lebens. Sie wußte nicht, was thun. Die Brüder Napoleon's, Jerome und Joseph, hatten sie nach Bourges entführen

Digitized by Google

wollen, um ſie dem Kaiſer Franz gegenüber als Geiſel zu verwenden. Aber ſie hatte ſich dagegen gewehrt und auch bei den ruſſiſchen Offizieren, die in Blois ſchon auf höheren Befehl ſich bei ihr eingefunden hatten, um ſie zu überwachen, Schutz gefunden. Infolge deſſen entfernten ſich alle Mitglieder der Napoleoniſchen Familie von ihr, und ihr Hofſtaat löste ſich auch mit ihrem Willen auf. Von ihrem Gemahl blieben die Briefe aus, und ſo dachte ſie daran, ſich zu ihm nach Fontainebleau zu begeben, aber die Ruſſen ihrer Umgebung verhinderten ſie auch daran.

„Wohin ſoll ich mich wenden?“ ſagte ſie in ihrer Verzweiflung zu Savary, Napoleon's Polizeiminiſter, der noch bei ihr war. „Zum Kaiſer? Wird man mich mit meinem Sohn, deſſen einzige Stütze ich bin, zu ihm laſſen? Und verlangt er's ſelber? Oder zu meinem Vater? Was kann er mir ſagen nach der Behandlung, die er mir hat widerfahren laſſen! Warum bin ich in dieſes Land gekommen! Warum bin ich nicht Stiftsdame geworden, wie es mir die Vorſehung einſt eingegeben hatte!“

Inzwiſchen hatte Metternich im Einverſtändniß mit dem Kaiſer Franz und dem Zaren Alexander beſchloſſen, ſich durch Liſt der Kaiſerin und ihres Sohnes zu bemächtigen, und ſie von Napoleon zu trennen. Er wußte, daß er mit einem charakterſchwachen Weibe zu thun hatte, dem er ſogar unter der Behauptung politiſcher Nothwendigkeit zumuthen konnte, ſo leicht ihren Gemahl zu verleugnen, wie ſie ihn genommen. Sie wurde in Orleans deshalb veranlaßt, ſich zu ihrem Vater nach Rambouillet zu be-

Digitized by Google

geben, wo derselbe Quartier genommen. Ihre französische Schutzwache, die noch bei ihr war, wurde unterwegs von einer russischen und dann von einer österreichischen abgelöst. Zur selben Zeit, als sie derart, ohne es noch zu ahnen, für immer von ihrem Gemahl entfernt wurde, schickte dieser den General Cambronne mit zwei Bataillonen französischer Garden nach Orleans, um Weib und Sohn zu ihm zu bringen. Zu spät.

Marie Luise hatte ihre Zusammenkunft mit ihrem Vater am 16. April. Er theilte ihr mit, daß sie jetzt Herzogin von Parma, und aus dem König von Rom, ihrem Sohne, ein kleiner Prinz von Parma geworden sei. Nichts mehr von französischer Kaiserherrlichkeit und Napoleonischer Gemeinschaft. Man würde sie, während Napoleon im Exil auf Elba bliebe, zunächst nach Oesterreich geleiten. Vielleicht sagte man ihr noch nicht Alles, vielleicht ließ man sie in dem Glauben, den Napoleon jetzt in einem Briefe an sie aussprach, daß er sie im Herbst wiedersehen werde, bis wohin sie ihre Gesundheit in Aix kräftigen möge. Aber wahrscheinlich war ihr der Gedanke schon eingegeben, daß die ganze Napoleonische Heirathsgeschichte für sie nichts als ein Abenteuer gewesen sein solle, das sie vergessen möge, und leichtmüthig machte sie sich wohl schon damit vertraut. Denn in einem Briefe des Herrn v. Bausset, vom Gefolge Marie Luisens, aus Rambouillet schon vom 14. April heißt es u. A.: „Diese Unterredung (zwischen Marie Luise und ihrem Vater), so hoffe ich, wird für immer die Kaiserin Luise ihrer Familie zurückgeben und eine ewige Schranke zwischen der Insel Elba

und den Fürstenthümern Parma und Piacenza errichten. Seit einigen Tagen bin ich beschäftigt, diese Hoffnungen in dem Herzen der Kaiserin zu stärken und den Rückfall in eine sentimentale Albernheit zu bekämpfen. Eine Unterhaltung von mehreren Stunden, die ich letzten Montag in Fontainebleau (mit Napoleon) hatte, gab mir starke Waffen, um den Knoten einer Ehe zu lösen, die ich für abgelaufen erachte."

Napoleon, der solche Verschwörung zum Abfall seines Weibes sich nicht träumen ließ, schrieb noch am 20. April, unmittelbar vor seiner Abreise nach Elba, an sie: „Lebe wohl, meine gute Luise, Du kannst unter allen Umständen auf den Muth, die Ruhe und die Freundschaft Deines Gemahls zählen. Einen Kuß für den kleinen König." Sie erhielt diesen Brief indessen nicht mehr. Die geheime Wache um sie war schon da. Ende April reiste sie mit ihrem Sohne durch die Schweiz und Tirol nach Schönbrunn bei Wien, des tragischen Geschickes sich gar nicht bewußt, das sie als Gattin des gestürzten Imperators ereilt hatte, ein Weib, das wirklich schon jetzt vergessen konnte, welche Pflichten es als Gattin und Kaiserin so feierlich auf sich genommen.

Denn in dem großen, verhängnißvollen Moment, in dem sie ihre kaiserliche Vergangenheit ablegte wie ein Kleid, um es mit einem anderen zu vertauschen, trat der Mann in ihren Kreis, der wie mit einem dämonischen Zauber sie und ihre Sinne beherrschte, der an Napoleon's Stelle ihr Gebieter und auch ihr Gatte werden sollte. Die schwache, klägliche Frau wurde durch diesen Mann

eine schuldige; nach ihrem kraftlosen Abfall von ihren Pflichten wurde sie auch noch eine Verrätherin an denselben.

Gelegentlich war ihr schon Graf Adam Neipperg vorgestellt worden, der in Rambouillet ihr als Reisebegleiter beigegeben wurde. Der Graf, kaum vierzig Jahr alt, war ein wilder Haudegen, der alle Feldzüge Oesterreichs seit 1792 gegen Frankreich mitgemacht hatte, mit zahlreichen Narben und dem Verlust eines Auges seine Tapferkeit bezeugte und damit sich beim weiblichen Geschlecht offenbar interessant machte. Wie im Felde, so hatte er sich auch auf diplomatischem Gebiet bewährt. Ein gewandter Kavalier, der unter verbindlichen Formen verwegenen Muth und Schneidigkeit verbarg, war er in der Wahl seiner Mittel, um seinen Zweck zu erreichen, nicht wähleriſch. Er hatte früher, schon auf der Hochzeitsreise in Straßburg, wohl bemerkt, daß Marie Luise eine geheime Abneigung gegen ihn empfand. Nun er sie jetzt als eine junge Frau, der man die Kaiserkrone und ihren Gemahl genommen, wiederfand, erstrebte er desto mehr, daß sie ihn lieben und die Seine werden solle. Und er erreichte diesen Triumph vollauf und schnell. Als Napoleon 1815 noch einmal in kaiserlichem Purpur seinen Thron einnahm, war seine Gemahlin schon die geheime Geliebte ihres Kammerherrn, des Generals Grafen Neipperg. Wie räumlich, so war sie auch in ihrem Herzen und Sinn dem Gatten entfremdet, seiner unwürdig geworden, ohne daß er es wußte oder glauben mochte. Noch immer sprach er von ihr als von seiner „lieben Luise“, und er war doch so schmählich von ihr betrogen!

Digitized by Google

Auf Elba hatte er sie und seinen Sohn erwartet; in dem fleißigen Briefwechsel, der im Anfang seiner Verbannung zwischen den beiden Gatten noch stattfand, hatte er dieser Hoffnung mit aller Bestimmtheit Ausdruck gegeben. Aber selbst wenn Luise hätte zu ihm kommen wollen, würde es Metternich nicht zugelassen haben. Napoleon sollte für sie todt sein, und Neipperg half ihm getreulich in diesem Bestreben, ohne viel Mühe damit zu haben. Ging sie doch bereitwillig darauf ein, die von Napoleon einlaufenden Briefe dem Kaiser Franz einzuhändigen und endlich keinen einzigen mehr zu beantworten. Als Napoleon, noch auf Elba, diese Metternich'sche Anordnung erfuhr, schrieb auch er nicht mehr an seine Frau. Sie rührte sich nicht, als er nach Frankreich zurückgekommen war und seinen Thron wieder aufgerichtet hatte. Sie erfuhr von Waterloo und von der Abführung Napoleon's nach St. Helena, ohne sich tiefer davon bewegt zu fühlen. Neipperg mit seinem Cyklopenauge hielt sie in seinem Bann. Sie widersprach nicht, als man ihrem und Napoleon's Sohn nun auch die Erbfolge für Parma wieder nahm, einen titularen Herzog von Reichstadt aus ihm machte und selbst seinen Namen mit dem gut österreichischen Franz vertauschte. Metternich, der die Napoleonischen Erinnerungen diplomatisch auszutilgen suchte, wollte es so.

Im Jahre 1816 ließ man sie endlich als „Majestät" nach ihren italienischen Herzogthümern gehen, für die Graf Neipperg im Sinne Oesterreichs die Regierung führte. Ihr Sohn blieb unter den Augen des Kaisers Franz in

Wien oder Schönbrunn in Dunkelheit und durfte niemals nach Italien kommen. Sie sah ihn nur bei Gelegenheit der seltenen, immer durch mehrjährige Zwischenräume getrennten Besuche, welche sie dem kaiserlichen Hofe in Wien abstattete. Die Mutterliebe aber für ihn verleugnete sie wenigstens nicht, wie ihre Gattenpflichten gegen Napoleon. Der französische Gesandte berichtet von Parma aus dem Jahre 1816: „Abends nach dem Kartenspiel läßt die Herzogin das Bild ihres Sohnes, den sie zärtlich zu lieben scheint, holen und zeigt es ihren Gästen."

Unbedeutend an Geist, ohne ihn und ihr Gemüth mehr als oberflächlich zu beschäftigen, führte sie an ihrem stillen Hofe von Parma ein träges, bequemes Leben. Man liebte sie nicht und beachtete sie kaum im Lande, dem sie die regierende Fürstin geworden. Neipperg besorgte die Geschäfte für sie und man hatte im Lande darüber nicht besonders zu klagen. Die Herzogin hielt er mit Sorgfalt in einer gewissen Abgeschlossenheit; Besuche von Fremden wurden selten zu ihr gelassen, und gar solche, die Erinnerungen an die Napoleonische Herrlichkeit und an den Verbannten in St. Helena aufrufen konnten, wurden von ihr nicht leicht empfangen. Sie schickte sich in die Rolle, Geschöpf der Metternich'schen Politik zu sein, auch in dieser Beziehung gefügig, und war als solches völlig unzugänglich für die Pläne der bonapartistischen Geheimbündler, sie auf den Thron Frankreichs zurückzuführen.

Als sie 1816 Bologna besuchte, schrie das Volk ihr in ihrem offenen Wagen zu: „Es lebe der große Na-

poleon! Es lebe seine unglückliche Gattin, die Kaiserin, unsere Souveränin!" Worauf die „unglückliche Gattin" eiligst auf und davon fuhr und ärgerlich sich äußerte, daß das „dumme Volk" in Bologna sie verhindert habe, sich die Sehenswürdigkeiten der Stadt anzusehen. Unglücklich fühlte sie sich in keiner Weise.

„Meine Gesundheit ist sehr gut," schrieb sie 1818, „und was noch mehr Werth hat, ich bin vollkommen glücklich und zufrieden mit der Lage, in der ich mich befinde." Gerade so hatte sie als Gemahlin Napoleon's aus den Tuilerien geschrieben.

Nicht das geringste Verlangen bezeigte sie, Nachrichten, auch auf geheimen Wegen, von dem Gefangenen auf St. Helena zu erhalten; niemals ließ sie eine Zeile oder sonst ein Lebenszeichen dahin gelangen. Und er grollte ihr nicht darum, hing noch immer mit blindem Vertrauen an ihr, was bei seinem Charakter höchst merkwürdig war. „Ich glaube," sagte er zu seiner Umgebung, „daß sie in Allem, was ihre Beziehungen zu mir betrifft, so vollständig von anderen Personen abhängig ist, daß sie in diesem Punkte als willenlos gelten muß. Ich habe mich immer des Verhaltens meiner guten Luise zu rühmen gehabt." Einmal, 1819, sagte Napoleon, als er krank lag, zu seinem Arzt: „Doktor, bringen Sie das Bild dort, das schöne Kind an der Seite seiner Mutter. Das ist Marie Luise; sie hat ihren Sohn auf dem Arm. Und das andere Bild, das ist er noch einmal, der kaiserliche Prinz. Sie ahnen nicht, welche schöne Hand ihn gemalt hat. Seiner Mutter zierliche Kunst hat seine Züge ver-

ewigt. Das Bild vor Ihnen ist Marie Luise noch einmal. Die beiden andern stellen Josephine dar: ich habe sie zärtlich geliebt." — So liebevoll dachte er an die zurück, die in Parma seiner längst vergessen hatte. In seinem Testament noch sagte er wie zur feierlichen Beurkundung: „Ich bewahre meiner geliebten Gattin Marie Luise die zärtlichsten Empfindungen bis zum letzten Augenblick. Ich bitte sie, wachsam zu sein, um meinen Sohn vor den Fallstricken zu bewahren, welche seine Jugend umgeben." So starb er im Glauben an sie, betrogen und verrathen von ihr.

Mitte Juli 1821 kam die Nachricht von dem am 5. Mai erfolgten Tode Napoleon's nach Parma. Als Marie Luise aus der Zeitung davon hörte, schrieb sie (19. Juli) an ihre Freundin Coloredo: „Ich gestehe, daß ich dadurch außerordentlich erschüttert wurde, obgleich ich ein lebhaftes Gefühl irgend einer Art niemals empfunden habe. Allein ich kann es nicht vergessen, daß er der Vater meines Sohnes ist." Sie hätte ihm noch viele Jahre glücklich zu leben gewünscht, „vorausgesetzt, daß er fern von ihr gewesen wäre."

Eine Todtenfeier mußte von ihr doch wenigstens gehalten werden. Nach Neipperg's Anordnungen geschah dies auch, und Marie Luise wohnte dem Todtenamte in der Schloßkapelle bei, legte auch für drei Monate Trauer an. Aber der Name Napoleon wurde niemals bei dem feierlichen Akt genannt. Im Todtengebet hieß es nur „für den Gatten unserer Herzogin."

Das war der formelle Ausgang dieser Ehe einer öster-

reichiſchen Erzherzogin mit dem Kaiſer Napoleon I. Dann folgte das heimliche Nachſpiel. Am 15. Auguſt, dem Napoleonstage, ließ ſich Marie Luiſe mit Graf Neipperg trauen. So verzeichnen es die Akten; vielleicht war die Trauung auch ſchon vorher geſchehen. Bekannt war es ja, allerdings nur eingeweihten Kreiſen, in welchen intimen Beziehungen Graf Neipperg ſeit Jahren ſchon zu Marie Luiſe ſtand. Tiefes Geheimniß ruhte über dieſer Ehe, der drei Kinder entſproſſen ſind, bis 1829 der Tod Neipperg's ſie löste.

Allgemein galt Marie Luiſe ſeit 1821 für „Napoleon's fröhliche Wittwe.“ Auf Feſten, auf Reiſen, die ſie ſehr liebte, fand man ſie ſehr vergnügt. Die Welt war erfüllt von der Erinnerung an Napoleon; ſie ſelber ſagte laut, daß ſie nicht mehr daran denke, und ſo ſeelenruhig, als habe ſie ein goldreines Gewiſſen. Ihr letztes Band mit der Napoleoniſchen Familie zerriß durch den Tod des Herzogs von Reichſtadt am 22. Juli 1832. Sie war an ſein Sterbebett im Schloſſe zu Schönbrunn geeilt und damit war auch ihre nichtsſagende Rolle als Mutter Napoleons II. zu Ende. Ehrgeizig für ihn war ſie nicht geweſen; ſie wollte, daß er als reicher, unabhängiger Privatmann glücklich ſei.

Ungeſtört führte ſie ihr ſorgloſes, unbedeutendes Leben an ihrem kleinen Hofe zu Parma weiter. Die Welt kümmerte ſich nicht um ſie; Alles, was zu Napoleon's Nachruhm ſich heranbildete, nahm keine Notiz von ihr, als ſei ſie deſſen für verluſtig und unwerth erachtet.

Im Jahre 1847 ſtarb ſie. Ihre Leiche wurde nach

Wien gebracht und dort bei den Kapuzinern beigesetzt. Von allen ihren Leuten folgte nur einer ihrem Sarge bis zur Gruft. Es war Graf Karl v. Bombelles, Sohn eines französischen Emigranten, und seit Anfang der dreißiger Jahre Oberhofmeister Marie Luisens, seit 1834 aber auch ihr dritter Gatte, was noch mehr als die Ehe mit Neipperg Geheimniß für die Welt geblieben war. So hatte diese Frau wahrlich genug des Ihrigen gethan, um für sich die Episode ihrer Heirath mit Napoleon zu verwischen.

Bei den Hochseefischern.

Schilderung aus dem Seeleben.

Von

Aug. Scheibe.

(Nachdruck verboten.)

Die gewaltigste Macht unseres Jahrhunderts, der Dampf, welche so tief in alle Verhältnisse des Lebens eingegriffen, hat auch einen seit Jahrhunderten fast unverändert bestehenden Berufszweig, die Seefischerei, in vielen Stücken gänzlich umgestaltet. Besonders ist dies der Fall auf der Nordsee, jenem gewaltigen Wasserbecken, das sich zwischen den Küsten Deutschlands, Großbritanniens, Hollands und Norwegens ausdehnt und zur Zeit

Digitized by Google

der Vikinger oft stolze Flotten trug, welche die benachbarten Küsten bedrohten, jetzt aber von zahllosen Fahrzeugen belebt ist, die friedlichere und nützlichere Ziele verfolgen.

Der Boden der Nordsee, die wegen ihres großen Reichthums an Fischen von den Engländern häufig als der „große Fischteich" bezeichnet wird, ist in seiner Beschaffenheit der Vermehrung der silberschuppigen Bewohner besonders günstig und entspricht auf das Vollkommenste allen ihren Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten. Thäler und Berge, Niederungen und ganze Höhenzüge mit sanfter Abdachung bildend, ist er ein einziges großes Erntefeld für die Fischerei, und liefert täglich ungeheure Massen von Seezungen, Butten, Schollen, Schellfischen und wie die köstlichen Fische des Meeres sonst alle heißen.

In früheren Zeiten, als der Bedarf noch gering und der Fischer weniger waren, fuhren sie nicht auf die hohe See hinaus, sondern begnügten sich mit der Küstenfischerei, und hatten sie ihren Fang gemacht, so kehrten sie damit an den heimischen Strand zurück, oder sie segelten nach dem nächsten Marktflecken, um ihn in klingende Münze umzusetzen. Jedes Boot arbeitete auf eigene Rechnung.

Dies Alles ist anders geworden. Gegenwärtig senden einzelne Unternehmer oder Gesellschaften alltäglich Dampfboote hinaus zu den oft aus Hunderten von größeren Fahrzeugen bestehenden Fischerflottillen, um die Beute hereinzuholen. Dadurch wird es den Fischern ermöglicht, auf die hohe See hinauszufahren, die Fische kommen frischer auf den Markt und es wird unverhältnißmäßig viel Zeit und Arbeit erspart.

Am vollkommensten haben die Engländer bis jetzt dies System ausgebildet, während die deutsche Hochseefischerei erst neuerdings sich etwas zu heben beginnt. Spekulative Handelshäuser haben bei unseren angelsächsischen Vettern schon längst ganze Fischerflotten in's Leben gerufen, ausgerüstet und bemannt, von denen jede aus 150 bis 200 größeren, kutterähnlich gebauten Fahrzeugen, sogenannten „Schmacken" besteht, die unter Führung eines „Admirals" auslaufen und allmorgendlich von kleinen, schnellen, zu diesem besonderen Zwecke erbauten Dampfern aufgesucht werden, welche ihren Fang nach den verschiedenen Märkten befördern.

Dieses System mit allen seinen schon erwähnten großen Vortheilen hat eine vollständige Umwälzung im Leben der englischen Fischer hervorgerufen, die für den Einzelnen wie für das Allgemeine nicht ohne ihre bedenklichen Kehrseiten ist. Anstatt wie früher einen Theil ihrer Zeit daheim zuzubringen, bleiben die Fischer jetzt stetige Wanderer auf den rastlosen Wogen der See, und nur alle acht oder neun Wochen ist ihnen gestattet, auf kurze Zeit an die heimathliche Küste, in den Schoß ihrer Familien zurückzukehren. Diese wenigen Unterbrechungen abgerechnet, bleibt der Fischer von dem Tage an, da er zuerst als Küchen- oder Schiffsjunge eintritt, bis zu der Zeit, da ihn eine frühzeitige, durch übermäßige Anstrengungen herbeigeführte Gebrechlichkeit überkommt, oder er — was nur zu häufig der Fall ist — ein Opfer der entfesselten Elemente wird, im Dienst Tag und Nacht in die enge Schmacke eingepfercht, von jedem Zusammenhange mit der

Heimath, jedem Einflusse des Familienlebens losgelöst, ohne die Möglichkeit, etwas von der Welt und dem, was in ihr vorgeht, zu erfahren, im steten Kampfe mit dem übermächtigen, trügerischen Elemente, mit Schnee, Eis und schneidenden Winden — was Wunder, wenn die englischen Hochseefischer rohe, in ihren Sitten wie in der äußeren Erscheinung vernachlässigte Burschen werden, denen nichts in der Welt heilig ist und die von einem Tage zum anderen in einer Verwilderung dahin leben, deren traurige Folgen auch für ihre Familien nicht ausbleiben.

Die englische Missionsgesellschaft, welche sonst ihre Wirksamkeit lieber in fernen Welttheilen, als daheim entfaltet, erwarb sich diesmal das Verdienst, das Uebel zu erkennen, ihm bis zu seinen Wurzeln nachzugehen und die geeigneten Schritte zur Abhilfe zu thun. Sie rüstete einige Fischerschmacken als Missionsschiffe aus und sucht der sittlichen und körperlichen Verwilderung dadurch zu steuern, daß sie diese außerhalb der Kultur und Civilisation lebenden Männer mit einigen Wohlthaten derselben in Verbindung bringt, sie vor der Ausbeutung durch gewissenlose Spekulanten schützt, die sich ihre Abgeschiedenheit von allem Verkehr mit der Welt zu nutze machen, sowie für die geistige Erhebung Derjenigen Sorge trägt, welche dafür zugänglich sind. Eine kurze Schilderung des Lebens und der Arbeit des Fischers auf hoher See wird dem Leser ein besseres Verständniß dieser segensreichen Wirksamkeit vermitteln.

Die englischen Schmacken, welche meist Hunderte von Seemeilen von der Küste entfernt das Meer nach allen

Richtungen durchpflügen, sind jede mit einem gewaltigen Scharrnetze versehen, welches, besonders zur Nachtzeit auf den Meeresgrund hinabgelassen, hinter dem unter dem Drucke seiner Segel dahingleitenden Fahrzeuge hergeschleift wird und alles Lebendige in sich aufnimmt. Diese Netze werden beim ersten Tagesgrauen entweder von dem „starken Manne", d. h. der Dampfwinde, oder — wenn das Fahrzeug keine solche besitzt — durch Menschenhände aus der Tiefe emporgewunden, und damit beginnt das tägliche Leben auf den Schiffen. Erscheint das Netz über dem Wasser, so strecken sich alle Hände nach ihm aus, um es an Bord zu ziehen, und ist der Fang ein glücklicher gewesen, so bedecken nach wenigen Minuten eine Unzahl von Fischen, Krabben, Austern, Hummern und anderen Bewohnern des feuchten Elements zappelnd, mit den Schwänzen schlagend, emporschnellend, nach Luft schnappend das Deck der Schmacke, untermischt mit Steinen und anderen wenig angenehmen Gegenständen, welche durch ihre Schwere oft genug täuschende Hoffnungen in den Herzen der Fischer erwecken. Diese Dinge, sowie alle werthlosen lebendigen Geschöpfe werden sogleich über Bord geworfen, und letztere schwimmen schleunig der alten Heimath wieder zu.

Dann geht es in größter Eile an das Reinigen, Sortiren und Verpacken des Fanges, denn will man ihn mit dem Morgendampfer abschicken, so ist keine Zeit zu verlieren. Jede der zum Verpacken bereitstehenden deckellosen Kisten nimmt etwa fünfzig Pfund Fische auf und wird, um das Herausfallen des Inhaltes zu verhüten, oben mit Bindfaden verschnürt. An dieser Verschnürung

wird dann eine hölzerne Marke befestigt, welche den Namen oder die Nummer der Schmacke trägt, sowie die Bezeichnung der Waare entweder als „Prima", d. h. Zungen, Butten u. s. w., oder als „Ausschuß", worunter man die weniger werthvollen Sorten, wie Schellfisch, Dorsch u. dergl. versteht. Sind die Kisten fertig, so werden sie in die Boote verladen, welche die Aufgabe haben, sie hinüber zu befördern nach dem Dampfer, in dessen Nähe sich nun bald eine unbeschreiblich lebendige, bei rauhem Wetter aber häufig gefährliche Scene abspielt. Bei hohem Seegange ist es keine Kleinigkeit, die schwerbeladenen Boote, welche bald in die Tiefe sinken, bald auf dem Kamme einer mächtigen Woge reiten, bis zu dem Dampfer hinüber zu steuern und an Bord desselben anzulegen, während dies verhältnißmäßig große Fahrzeug unter dem Andrange der wild erregten Wogen bald auf der einen, bald auf der anderen Seite liegt, bis über den Rand in's Wasser taucht und unablässig von den Wellen überspült wird. Bald werden die Boote von dem Dampfer hinweg, bald auf ihn zu geschleudert, und nicht selten geschieht es, daß eines der kleinen tapferen Fahrzeuge mit Allem, was es enthält, über die Brüstung hinweg auf das Deck des Schiffes geworfen wird, ein Unfall, welcher nie ohne die traurigsten Folgen für die Mannschaft abgeht.

Aber die mit solchen Gefahren vertrauten Leute lassen sich durch kein Bedenken in der Ausübung ihres Berufes stören. Einer von ihnen weiß geschickt den rechten Augenblick abzupassen, um an Bord des Dampfers zu springen und sein Boot vermittelst der Fangleine zu befestigen.

Seine Kameraden reichen ihm die gefüllten Kiſten zu, welche von der Mannſchaft des Dampfers in Empfang genommen und — ſo ſicher, als Menſchenhände dies vermögen — zwiſchen Schichten von Eis in den unteren Räumen verſtaut werden.

Aber nicht eines, nein hundert und mehr ſolcher Boote ſpähen nach dem günſtigen Moment aus, ihre Fangleine zu werfen und einen möglichſt guten Platz zur Löſchung ihrer Ladung zu erobern. Dabei verſchmäht es keines, den einen oder anderen Kameraden, welchem das bereits gelungen iſt, wieder abzudrängen, um ſich an ſeine Stelle zu ſetzen, und es kommt dabei oft zu Wortgefechten und Handgreiflichkeiten, welche die Gefahr der Lage noch erhöhen.

Alljährlich gehen denn auch eine Menge von Menſchenleben beim „Verfrachten" der Fiſche in der Nordſee verloren. Springt ein Mann zu kurz, glitſcht er mit ſeinen ſchweren, plumpen Stiefeln aus, verlieren die im Boote aufgeſtauten Kiſten durch die heftige Bewegung des Fahrzeuges plötzlich das Gleichgewicht und gerathen in's Rutſchen oder Rollen, oder bringt eine mächtige Woge, eine der vielen ausgeworfenen Fangleinen ein Boot zum Kentern, ſo ſinkt der Mann oder die Mannſchaft wie Blei auf den Grund. Ein furchtbarer Schrei — und Alles iſt vorüber. Selten kommt bei hohem Seegange einer der ſo Verunglückten wieder zum Vorſchein. „Sie ſind todt, ehe ſie den Meeresboden erreichen," ſagen die Kameraden.

Außer bei dieſem ſchwierigen Verfrachten der dem Meere abgerungenen Beute und bei jenen furchtbaren

Stürmen, welche oft Hunderte von Leben auf einmal vernichten, kommen bei einem Dasein zwischen ewig schwankenden Raaen und Masten, schwingenden Spieren und laufenden Tauen selbstverständlich viele schwere Verletzungen vor. Ebenso sind, trotz aller Abhärtung, Erkältungskrankheiten aller Art sehr häufig, und bis zur Einrichtung der Missionsschiffe gab es für solche Kranke und Verunglückte weder Rath noch Hilfe. Sie mußten ihr Loos tragen und starben häufig, ehe eine heimkehrende Schmacke oder der Fischdampfer ihnen Gelegenheit bot, an's Land zu gehen.

Jetzt ist das anders. Die „Missionsschiffe", deren wir hier gedenken müssen, da sie im Leben der Hochseefischer in neuerer Zeit eine hochbedeutsame Rolle spielen, sind mit einer Apotheke, sowie mit chirurgischen Instrumenten, Schienen, Bandagen, Verbandstoffen u. s. w. ausgerüstet, und ihre Kapitäne, sowie die sie begleitenden Beamten der Mission haben eine regelrechte Ausbildung zum Zwecke ärztlicher Hilfeleistungen empfangen. Sobald ein Schiff mit blauer Flagge bei einer der Fischerflotten erscheint, stellen sich sofort die Kranken mit zum Theil frischen, zum Theil alten, meist schrecklich vernachlässigten Wunden, Quetschungen, gebrochenen Gliedern, Husten, Rheumatismus u. s. w. an Bord desselben ein. Sie werden sorgfältig untersucht und entweder kunstgerecht verbunden, oder mit Medikamenten, mit wollenen Puls- und Kniewärmern, Jacken, Shawls u. dergl. versehen, und schon nach dieser Richtung hin haben die Missionsschiffe sehr viel dazu beigetragen, das harte Loos der Hochseefischer zu mildern.

Digitized by Google

Eine noch ungleich größere Anzahl der Männer findet sich mit einem anderen Anliegen auf den Missionsschiffen ein. Sie bitten um „etwas zu lesen". Während der vielen langen Stunden, wo weder Fische gefangen noch verpackt oder verladen werden, kommt Vielen von ihnen doch die Sehnsucht nach einem Buche, einer Zeitschrift an, und das Missionsschiff liefert jeder Schmacke, so oft es gewünscht wird, eine Kiste mit Büchern populären Inhalts, und tauscht dieselbe nach Bedarf gegen eine neue um. Von so untergeordneter Bedeutung vielen Binnenländern, die jeden Morgen ihre Zeitung auf dem Tische finden, dieser Zweig der Missionsthätigkeit erscheinen mag, so sind seine Wirkungen doch kaum zu überschätzen. Es gibt da draußen in der großen Wasserwüste viele Hunderte von Lesern, welche jede neue Bücherkiste voll Ungeduld und brennender Sehnsucht erwarten, und ganz abgesehen von der Wohlthat, die man ihnen erzeigt, indem man ihren Lesehunger stillt, ganz abgesehen von dem fördernden, veredelnden Einflusse, welcher die Beschäftigung mit guten Büchern auf Herz, Geist und Gemüth nie verfehlt, ist der Nutzen des Lesens als bloßer Zeitvertreib für Viele von großer praktischer Bedeutung. So mancher Familienvater, auf dessen Heimkehr die Seinigen bisher unter Hunger und Kummer warteten, und der den sauer erworbenen Verdienst, anstatt ihn heimzubringen, dem Spiele, dem einzigen Zeitvertreib an Bord, opferte, füllt jetzt seine müßigen Stunden mit Lesen aus, das ihn nicht einen Heller kostet, und seine Familie hat nun ihr bescheidenes Auskommen.

Eine weitere praktische, überaus dankenswerthe Leistung der Missionsschiffe ist es, die holländischen „Coopers", diese Pest für die Hochseefischer, aus dem Felde geschlagen zu haben. Diese Coopers versorgten die Flotten mit billigem Tabak, und verkauften unter dem Namen von Grog und Branntwein einen nichtswürdigen, mit schädlichen Substanzen gemischten Fusel, welcher die Trinker bis zur vollständigen Besinnungslosigkeit berauschte und Veranlassung zu so unzähligen Unglücksfällen gab, daß selbst das englische Parlament Berathungen darüber hielt, wie man dem Uebel und den dadurch herbeigeführten Verlusten an Eigenthum und Menschenleben steuern könne. Das, was die Coopers als unvermeidlich erscheinen ließ, war das starke Tabaksbedürfniß der Fischer. Es ist kein Kinderspiel, Nachts, bei strenger Kälte, eisigen Winden, Regen und Schneegestöber die Wacht auf einer Fischerschmacke zu haben, und — was überkluge Leute auch dagegen sagen mögen — nur das Priemchen oder die Pfeife versüßt die Mühsal und hilft den Männern, die Unbill der Witterung zu ertragen.

Die Coopers, welche die hohe englische Tabaksteuer nicht zu entrichten brauchen, konnten natürlich den Fischern das geliebte Kraut viel billiger liefern, als die Heimath, und erst als die Missionsschiffe die Erlaubniß erhielten, für diesen ihren besonderen Zweck Tabak unverzollt aus fremden Häfen einzuführen, konnten sie den Holländern erfolgreiche Konkurrenz machen. Sie liefern den Tabak noch billiger als jene, und seitdem sind die Coopers aus der Nähe aller der Fischerflotten verschwunden, welche

von den Missionsschiffen besucht werden. Die hart arbeitenden Männer, welche unter so schwierigen Verhältnissen den Versuchungen des Alkoholteufels nicht aus eigener Kraft zu widerstehen vermochten, sind dadurch von einem Krebsschaden befreit, der Vielen unter ihnen in der einen oder anderen Weise den Untergang bereitete. Leider besitzt die Mission bis jetzt nur sieben Fahrzeuge, und so hat bei fünf von den zwölf englischen Fischerflotten die blaue Flagge noch nicht den Kampf mit der weißen der Coopers, zu deren Unterdrückung übrigens neuerdings auch ein internationaler Vertrag zwischen England, Holland und Deutschland abgeschlossen worden ist, aufnehmen können.

Außer diesen praktischen Zielen hat sich die Mission noch ein anderes gesteckt, die Hebung des religiösen Sinnes bei den Hochseefischern, und die lebhafte Betheiligung an dem jeden Sonntag zweimal stattfindenden Gottesdienste beweist zur Genüge, daß sie auch damit einem Bedürfnisse entgegen kommt, daß auch in der rauhesten Brust doch zuweilen die Sehnsucht nach Sammlung und nach Erhebung über das Gewöhnliche und Alltägliche eines mühevollen, jeder geistigen Anregung baren Lebens auftaucht. Dieser Gottesdienst besteht aus Gebet, Gesang und einer Predigt, in welcher in schlichter Weise die einfachen Wahrheiten des Christenthums und der Moral vorgetragen werden, welche zu hören diese Leute sonst nirgends Gelegenheit haben. Und so lebhaft ist der Wunsch darnach, daß nicht selten auch an Wochentagen kleine Trupps von Schiffern auf den Missionsschiffen mit der

Digitized by Google

Bitte vorſprechen, ihnen eine Predigt zu halten oder etwas aus der Bibel vorzuleſen.

Die guten Folgen einer ſo verſtändig bethätigten Menſchenliebe ſind denn auch nicht ausgeblieben. Eine Menge von notoriſchen Trinkern, Spielern und Händelſuchern ſind zu nüchternen, ordentlichen, verträglichen Menſchen geworden, der Geſundheitszuſtand der Hochſeefiſcher hat ſich im Allgemeinen weſentlich gebeſſert, die Unglücks- und Todesfälle ſind ſeltener geworden und der Wohlſtand der Familien hat ſich in gleichem Maße gehoben.

Pariſer Polizeigeſchichten unter Ludwig XV.

Von

F. Meiſter.

(Nachdruck verboten.)

Bis vor Kurzem war man allgemein noch der Anſicht, daß die Organiſation der franzöſiſchen Polizei vollſtändiger, ſachgemäßer und daher wirkungsvoller ſei, als die der Polizei aller übrigen Länder. Man ſchrieb dies, und nicht mit Unrecht, der Tüchtigkeit derjenigen Perſönlichkeiten zu, denen es oblag, die Verbrechen zu entdecken und alle möglichen Motive derſelben bis zu ihren entfernteſten Urſprüngen zu verfolgen.

Die Namen eines Vidocq, eines Canler und eines Claude sind in der internationalen Verbrecherliteratur wohlbekannt, und dies ganz besonders durch die Memoiren, in denen jeder der Genannten seine Erfahrungen und die sensationellsten Erlebnisse während seiner amtlichen Laufbahn niedergelegt hat.

Diese immerhin nur untergeordneten Polizeibeamten haben in der That während der letzten fünfzig Jahre die Namen ihrer Vorgesetzten vollständig in den Schatten gestellt, da sowohl der Entwurf der Pläne, als auch die Ausführung derselben in den meisten Fällen ihnen allein zugeschrieben werden mußte.

In früheren Zeiten lag die Sache anders. Im vergangenen Jahrhundert war der Detektive lediglich die zuverlässige Maschine der höheren Beamten, welche allein jede Verantwortung trugen und keine Einmischung duldeten. Unter der Regierung Ludwig's XV. war der Generallieutenant der Polizei eine anerkannte Macht im Staate, und das Volk schrieb ihm eine fast übermenschliche Allwissenheit zu; bei der Nennung seines Namens zitterten selbst die kühnsten Verbrecher, und seine Organe erfüllten, wenn sie die Gassen durchstreiften, die friedlichen Bürger mit ängstlicher Scheu. Die hervorragendsten Polizeichefs waren die Herren de Sartine und Lenoir, ihre Autorität war unanfechtbar, und ihre Unterbeamten waren von der Pariser Bevölkerung beinahe ebenso gefürchtet, wie sie selber.

Der Glaube an Herrn v. Sartine's Unfehlbarkeit war durch ganz Europa verbreitet. Eines Tages erhielt er

von einem öſterreichiſchen Miniſter eine vertrauliche Zuſchrift; derſelbe erſuchte ihn, unverzüglich einen gefährlichen Verbrecher aufſpüren und feſtnehmen zu laſſen, der, allem Anſcheine zufolge, von Wien nach Paris geflohen ſei und von dort aus gegen die öſterreichiſche Regierung Ränke ſpinne.

Bereits nach wenigen Tagen antwortete Herr v. Sartine, daß der Betreffende ſich nicht in Frankreich, ſondern noch immer in Wien aufhalte; er nannte die Straße und die Nummer des Hauſes, in welchem derſelbe wohnte, und gab auch genau an, wann er zu Hauſe ſei und in welcher Verkleidung er auszugehen pflege. Alles traf auf das Genaueſte zu und führte ohne Mühe zur Verhaftung des Geſuchten. —

Ein junger Mann aus der Provinz war nach Paris gekommen, um durch Einzahlung einer Geldſumme Theilhaber eines Geſchäftshauſes zu werden. Um während der nöthigen Verhandlungen ſein Geld in Sicherheit zu wiſſen, übergab er daſſelbe der Obhut eines Freundes. Das Geſchäft erledigte ſich ſchnell, und der junge Mann ſtellte ſich bei dem Freunde wieder ein, um ſein Geld, fünzigtauſend Livres, wieder in Empfang zu nehmen. Der Freund aber ſtarrte ihn mit erkünſteltem Erſtaunen an und ſchwor bei allen Heiligen, daß Jener den Verſtand verloren haben müſſe, denn er habe kein Geld von ihm empfangen. Der junge Provinziale gerieth außer ſich und überhäufte den treuloſen Menſchen mit Vorwürfen und Anſchuldigungen; der aber wies ihm die Thür und drohte ihm obendrein mit der Verfolgung durch die Gerichte

wegen böswilliger Erpreſſung. Der Geſchädigte lief nunmehr in ſeiner Verzweiflung zum Generallieutenant der Polizei und klagte demſelben ſein Leid.

Herr v. Sartine hörte ihn ruhig an und fragte ihn dann, ob er nichts Schriftliches über das Depoſitum beſitze.

„Nein," erwiederte Jener. „Ich hatte keinen Grund, an meines Freundes Rechtlichkeit zu zweifeln, und deshalb verlangte ich keinen Schein."

„Und hatten Sie keinen Zeugen bei der Sache?" fuhr der Polizeichef fort.

„Nur ſeine Frau."

„Das iſt hinreichend," ſagte der hohe Beamte, „treten Sie hier in dieſes Kabinet und warten Sie dort, bis ich Sie rufen laſſe."

Darauf ließ er durch einen ſeiner Leute den Freund des Provinzialen herbeiholen und eröffnete demſelben ohne Umſtände, daß er beſchuldigt werde, eine Summe von fünfzigtauſend Livres unterſchlagen zu haben, die ihm von argloſer Seite anvertraut worden ſei.

„Ich habe nichts unterſchlagen, und Niemand hat mir etwas anvertraut," war die Antwort.

„Sie mögen wohl Recht haben," ſagte der Generallieutenant, „aber um mich vollſtändig von Ihrer Unſchuld zu überzeugen, werden Sie jetzt an Ihre Frau, die ebenfalls um die Sache wiſſen ſoll, folgende Zeilen ſchreiben: ‚Händige ohne Zögern dem Ueberbringer dieſer Schrift die fünfzigtauſend Livres aus, welche ich von Monſieur Jules Dutailleur zur Aufbewahrung erhalten habe.'"

Digitized by Google

Der Mann wagte dem Gewaltigen nicht zu widerſprechen, that zitternd, wie ihm geheißen, und der mit dem Schreiben fortgeſandte Poliziſt kehrte richtig kurz darauf mit dem Gelde zurück. Der Entlarvte ſtürzte vor dem Polizeichef auf die Kniee, Herr v. Sartine aber erhöhte ſeine Scham und Verwirrung noch dadurch, daß er nun auch den jungen Provinzialen herbeirufen ließ. Er ſtellte dem Letzteren ſein Geld wieder zu, ermahnte ihn, ſich in Zukunft ſeine Freunde vorſichtiger auszuwählen, und entließ dann Beide zugleich. —

Der junge Herzog von Orleans, der Sohn des Regenten, äußerte einſt gegen Lenoir, daß Diebſtähle und Räubereien in Paris viel ſeltener vorkommen würden, wenn die Leute auf ihr Eigenthum mehr Acht gäben und auch das Gedränge in den Straßen vermieden.

„Von Ihrem Standpunkte mögen Sie wohl ſo reden, Monſeigneur," erwiederte der Generallieutenant, „bei Ihren Ausgängen verhindert das Hofgeſinde, daß ein Unberufener ſich Ihnen nähert; wenn Sie aber ein- oder zweimal ohne jegliche Begleitung durch die Stadt gehen wollten, ſo möchte ich mich für keine der Koſtbarkeiten, die Sie an ſich tragen, verantwortlich gemacht ſehen."

„Das thue ich gerne, Generallieutenant," entgegnete der Prinz lachend, „und ich wette mit Ihnen um hundert Louisd'or, daß kein Spitzbube ſeine Hand in meine Taſche bringen ſoll."

Lenoir ging darauf ein, und man ſetzte den nächſten Tag für den Verſuch feſt.

Einfach gekleidet und nur von Lenoir begleitet machte

Digitized by Google

der Prinz ſich auf den Weg; man vermied die belebten Theile der Stadt und gelangte ſchließlich auf ein faſt gänzlich unbebautes Feld, auf welchem ein neuer Boulevard angelegt werden ſollte. Man befand ſich hier allem Anſchein nach ganz allein. Nach einem Gange von etwa dreihundert Schritten jedoch wurden die Augen der Spaziergänger auf die Thür einer entfernt ſtehenden Hütte gelenkt; es ertönte von dorther ein jämmerliches Geſchrei, und ſie gewahrten ein altes, in Lumpen gekleidetes Weib, welches mit einem ſchweren Stocke einen zehnjährigen Knaben grauſam durchprügelte. Der Prinz ging haſtig hinzu und befahl der Alten, von dem Kinde abzulaſſen.

„Ach, mein ſchöner Herr," entgegnete das Weib, „Ihr wißt nicht, welch' ein Teufel in dem Jungen ſteckt! Wenn der nicht ab und zu gehörig abgewalkt würde, dann könnte es kein Menſch auf Erden mit ſeinen ſchlimmen Streichen aushalten."

Der Junge war indeſſen heulend und ſchluchzend bis zu den Füßen des Prinzen gekrochen, als ob er denſelben um Schutz anflehen wollte.

„Monſeigneur," flüſterte Lenoir ſeinem fürſtlichen Begleiter zu, „jetzt werden Sie hoffentlich überzeugt ſein, daß Sie Ihre Wette verloren haben."

Der Prinz blickte ihn verwundert an.

„Wie ſoll ich das verſtehen?" fragte er.

„Unterſuchen Sie Ihre Taſchen und Sie werden ſehen."

Monſeigneur that wie ihm geheißen, und machte die Entdeckung, daß der einzige Werthgegenſtand, den er bei

ſich getragen, eine mit Diamanten beſetzte Tabaksdoſe, verſchwunden war. Ganz entſetzt über eine ſo abſcheuliche Schlechtigkeit in einem ſo jungen Kinde, erklärte er, den Knaben auf der Stelle mit ſich nehmen und in ſtrenge Zucht bringen zu wollen, damit derſelbe womöglich noch von dem Verderben gerettet würde.

„Sie werden thun, was Ihnen beliebt, Monſeigneur," bemerkte Lenoir, „zunächſt aber muß der Junge noch eine längere Strafe in dem Gefängniß abſitzen, aus welchem ich ihn heute Morgen lediglich zu dem Zwecke habe holen laſſen, um Eurer königlichen Hoheit Tabaksdoſe zu ſtehlen." —

Allein nicht immer war der Erfolg auf der Seite dieſes ſcharfſinnigen Polizeichefs, wie das folgende Begebniß zeigen wird. In ſeinen jungen Jahren hatte er einen innigen Freundſchaftsverkehr mit einem ſpaniſchen Edelmann, dem Grafen v. Moncade, unterhalten. ſeit langer Zeit aber war derſelbe ihm nicht mehr zu Geſicht gekommen, da er ſeine Wohnung in Paris aufgegeben und ſich auf ſeine Güter in der Nähe von Sevilla zurückgezogen hatte. Lenoir war daher höchlichſt erſtaunt, als er eines Tages von dem Grafen einen Brief erhielt, worin dieſer ihn bat, mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln nach ſeinem Sohne zu forſchen, der in Begleitung einer Schauſpielerin Spanien heimlich verlaſſen und ſich nach Frankreich begeben habe.

„Ich habe alle Veranlaſſung zu glauben," ſo ſchrieb der Graf, „daß der bethörte Junge ſich hat verleiten laſſen, dem Mädchen ein ſchriftliches Heirathsverſprechen

Digitized by Google

zu geben. Es wäre daher nicht mehr als in der Ordnung, die Perſon anſtändig abzufinden, wenn dieſelbe einwilligt, ihre unziemlichen Anſprüche aufzugeben. Ich überlaſſe Dir, lieber Freund, die entſprechende Abmachung zu treffen und die Sache für meine Rechnung zu erledigen, und bitte Dich außerdem, auch meinen Sohn mit den Mitteln zur Rückreiſe zu verſehen."

Der Brief endete mit einer genauen Beſchreibung der Perſönlichkeit der beiden Flüchtlinge.

„Alſo irgendwo in Frankreich ſollen ſie ſtecken," ſagte Lenoir zu ſich ſelber, nachdem er den Brief geleſen hatte. „Mein alter Freund ſtellt mir da eine ſchwierige Aufgabe, es ſei denn, daß der Sennor und ſein Liebchen vom Zufall nach Paris verſchlagen worden ſind. In dieſem Falle allerdings hätte ich ſie innerhalb vierundzwanzig Stunden aufgeſpürt."

Unter den Beamten des Generallieutenants befand ſich ein gewiſſer Pitrot, zu deſſen Geſchicklichkeit in der Löſung der ſchwierigſten Geheimniſſe er das größte Vertrauen hatte, und der ſich oft ganz unſchätzbar erwieſen hatte, wo es ſich um außergewöhnlichen Takt und Scharfſinn handelte. Dieſem Manne übertrug Lenoir die genaueſte Kontrole der verſchiedenen Gaſthäuſer und ſonſtigen Abſteigequartiere. Es vergingen zwei Tage, ohne daß irgend eine Spur gefunden wurde, am dritten Abend aber erſchien der Beamte mit der Meldung, daß ſeine Bemühungen Erfolg gehabt hätten. „Nachdem ich," ſo berichtete er, „alle Häuſer, in denen ich Fremde vermuthen konnte, vergeblich beobachtet hatte, kam ich auf den Gedanken, heute

Digitized by Google

Abend einmal im St. Laurenttheater nachzuſchauen, woſelbſt ein neues Stück von M. Leſage gegeben wurde. Die junge Dame iſt ſelber beim Theater geweſen, ſo ſagte ich mir, und deshalb hat ſie vielleicht ein Intereſſe daran, ſich das Ding anzuſehen. Und richtig, da ſaßen ſie Beide, genau wie der Brief ſie beſchreibt. Ich folgte ihnen unbeobachtet bis zu ihrer Wohnung im Hotel de Toulouſe, einer ganz elenden Spelunke, an die ich gar nicht gedacht hatte."

Sogleich machte Lenoir in Begleitung Pitrot's ſich auf, begab ſich nach dem Gaſthauſe und ließ ſich von dem Wirth nach dem Zimmer führen, welches das neu angekommene junge Paar inne hatte. Auf ein Zeichen ſeines Chefs klopfte Pitrot laut und wiederholt; nach langem Zögern öffnete man, Lenoir ging allein hinein und ſah ſich nunmehr dem Pärchen, welches er ſuchte, gegenüber. Es war kein Zweifel möglich, die Beſchreibung traf in allen Stücken zu, und ſo redete denn der Polizeichef den Sohn ſeines alten Freundes ohne Weiteres mit ſeinem Familiennamen an und machte denſelben in aller Kürze mit dem Zweck ſeines Kommens bekannt.

Er war jedoch nicht wenig erſtaunt, als der junge Mann in unverhohlenem Mißfallen über den unwillkommenen Beſuch ihm mit dürren Worten erklärte, er ſei kein Graf Moncade, ſondern ein Kaufmann aus Kadix mit Namen Juan Gutierrez; er befinde ſich mit ſeiner Frau auf einer Vergnügungsfahrt und habe nichts begangen, was ein Eingreifen der Polizei auch nur im Mindeſten rechtfertigen könne.

„Sie vergeſſen," ſagte Lenoir, „daß allein die Annahme eines falſchen Namens Sie hinreichend verdächtigt. Ich habe die beſtimmteſten Beweiſe dafür, daß Sie nicht der ſind, für den Sie ſich ausgeben; fernere Verſtellung iſt daher nutzlos."

Bei dieſen ernſt und feſt geſprochenen Worten wechſelte der angebliche Kaufmann die Farbe; er blickte verwirrt bald den Generallieutenant an und bald ſeine Gefährtin, eine hübſche Brünette, die weinend in einer Ecke des Zimmers ſaß. Endlich bequemte er ſich zu dem Geſtändniß, daß er in der That der Sohn des Grafen v. Moncade ſei, zugleich aber erklärte er auch, zu ſeinem Vater nicht zurückkehren zu wollen, weil er dann Eſtevanilla im Stiche laſſen müſſe.

„Um der Sennora willen brauchen Sie nicht in Sorge zu ſein," entgegnete Lenoir, „ich bin von Ihrem Vater bevollmächtigt, derſelben ein gebührendes Anerbieten zu machen, wenn ſie davon abſteht, Ihre Gemahlin werden zu wollen."

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als das bisher ſchweigend zuhörende Mädchen ſich erhob und mit von Schluchzen unterbrochener Stimme betheuerte, daß das Glück des jungen Grafen ihr einziger Wunſch ſei, und daß ſie kein Opfer ſcheuen würde, welches zu demſelben beitragen könne.

„Hier, Monſieur," fuhr ſie fort, „iſt das Heirathsverſprechen, welches ich nie verlangte, deſſen Annahme man mir vielmehr aufgezwungen hat. Ich bringe es nicht länger über mein Herz, die Scheidewand zwiſchen

ihm und ſeinem Vater zu ſein. Ich will in meine alten Verhältniſſe zurückkehren und nichts mit mir nehmen, als das Bewußtſein, meine Pflicht gethan zu haben!“

Vergebens beſchwor ſie der junge Graf, ſich eines Anderen zu beſinnen; alle ſeine Bemühungen erwieſen ſich fruchtlos, und Lenoir, dem die Scene peinlich wurde, eröffnete den Beiden ſeine Abſicht, den jungen Grafen ſofort mit in ſeine eigene Wohnung zu nehmen, am nächſten Morgen aber der Sennora eine Summe von zehntauſend Livres zuzuſtellen, unter der Bedingung, daß ſie damit ſchleunigſt Frankreich verlaſſe. Dann zog er ſich zurück, um die Liebenden beim Abſchiednehmen nicht zu ſtören; eine halbe Stunde ſpäter aber langte er mit dem jungen Moncade in ſeinem Hotel an, woſelbſt bereits für eine dem Range deſſelben entſprechende Unterkunft Sorge getragen war.

Am nächſten Tage verließ Eſtevanilla Paris, um zehntauſend Livres reicher, als bei ihrer Ankunft. Der Generallieutenant ſorgte für eine ſtandesgemäße Ausſtattung des jungen Grafen, deſſen Garderobe ſich in einem ziemlich fragwürdigen Zuſtande befand; darauf verſah er ihn mit Reiſemitteln, verabſchiedete ſich herzlich von ihm und ſetzte ſich dann hin, um einen Brief an den Grafen v. Moncade zu ſchreiben, in welchem er demſelben die glückliche Erledigung ſeines Auftrages mittheilte und ihm zugleich eine Aufſtellung ſeiner Auslagen vorlegte. Ein Monat verging, ehe er eine Antwort erhielt; dieſelbe lautete wie folgt:

„Der Himmel hat mir Kinder verſagt, und daher kam es wohl, daß ich anfänglich Deinen Brief gar nicht ver-

ſtand. Mein lieber, alter Freund, Du biſt das Opfer von Betrügern geworden, welche die Kenntniß von unſerer Freundſchaft benutzt haben, einen Plan zu entwerfen, deſſen Ausführung nur zu wohl gelungen iſt. Wer das edle Paar ſein mag, kann ich mir nicht denken, ohne Zweifel befindet es ſich jetzt aber in Sicherheit und macht ſich auf unſere Koſten luſtig. Ich ſchicke Dir eine Anweiſung auf einen dortigen Geſchäftsfreund meines Bankiers, welcher Dir Dein ausgelegtes Geld zurückerſtatten wird; ich muß Dir aber geſtehen, daß ich dem Burſchen den pfiffigen Streich wohl verzeihen könnte, wenn er nicht gerade Dich zu ſeinem Opfer auserſehen hätte."

Was Lenoir bei dem Empfang dieſes Briefes dachte, iſt nicht bekannt geworden; ſoviel aber ſteht feſt, daß von jener Zeit ab alle Reiſenden, welche aus Spanien kamen, ohne ausreichende Legitimationspapiere zu beſitzen, ſich, ſo lange Lenoir noch am Ruder war, nur ſehr geringer Höflichkeit von Seiten der Pariſer Polizei zu verſehen hatten.

Sklavenjagden.

Schreckensbilder aus dem schwarzen Erdtheil.

Von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)

Zu den bedeutsamsten und zugleich grausenvollsten Erlebnissen Gustav Nachtigal's, des berühmten Afrikareisenden, gehören die Sklavenjagden, die aus nächster Nähe zu beobachten er im östlichen Sudan, im Lande der Bagirmi, Gelegenheit hatte.

Es ist noch in Aller Erinnerung, daß dieser unerschrockene Forscher es war, der vor Jahren das ungeheure, von Beschwerden und Gefahren aller Art umdrohte Wagstück unternahm, auf einer Monate langen Reise von Tripolis am Mittelmeer aus durch die endlosen Wüsten der Sahara eine Anzahl von Geschenken des Kaisers Wilhelm dem Sultan Omar von Bornu im Ostsudan zu überbringen, und zwar in dankbarer Anerkennung des Schutzes und der großmüthigen Förderung, welche dieser Negerkönig den deutschen Reisenden Barth und Overweg, Vogel, Beurmann und Rohlfs hatte angedeihen lassen.

Nach glücklicher Erledigung dieses Auftrages setzte Nachtigal damals von Omar's Residenz, Kuka, aus seine

Forschungsreise nach den südwestlich von Bornu hausenden Bagirmistämmen fort, deren Land von den Wassern des schmutzigen, in den Tschadsee einmündenden Schariströme durchflossen wird, und deren Bewohner der Sklavenjagd und dem damit verbundenen Raube theils aus Noth um ihre Existenz, theils aus Gewohnheit ergeben sind. Und unter diesen barbarischen Negervölkern verlebte der Reisende Monate als Gast des nomadisirenden Bagirmikönigs Mohammedu, des berüchtigten Abu Sekkin, welchen Beinamen derselbe einer blutigen, verrätherischen Rachethat gegen ehemalige Feinde verdankte, denen er kurz zuvor Frieden beschworen hatte.

Das Kriegslager dieses mohammedanischen Herrschers, eine elende, im Fluge errichtete Hüttenstadt, befand sich damals im Gebiete der Broto, einer Abtheilung des von den Bagirmi befeindeten Gaberistammes, und von hier aus vollzogen sich unter Nachtigal's Augen Ereignisse, die außer ihm kaum jemals von einem Europäer gesehen wurden, Vorgänge, wie sie schaudererregender sich keine Phantasie auszudenken vermöchte.

Wer den abscheulichen Menschenhandel nicht an diesen seinen Quellen studirt, sagt Nachtigall, wer die räuberisch eingefangenen Menschenkinder nicht auf ihrem heimischen Boden, nicht in ihrem Widerstande gegen die frechste aller Gewaltthaten gesehen, der hat doch immerhin nur eine schwache Vorstellung von den Greueln der Verwilderung und rohen Verwüstung, der bestialischen Unmenschlichkeit und verschmitzten Gemeinheit, mit denen dieses verworfenste aller Geschäfte sich abzuwickeln pflegt.

Ein König kommt mit seiner Streitmacht daher, um einem Häuflein friedlich in ihrem Walde lebender Ackerbauer nicht blos ihr Heim zu vernichten und ihre bescheidene Habe zu rauben, sondern auch ihre Familienbande aufzulösen, ihnen ihre Frauen, Söhne und Töchter jeden Alters zu entreißen. Und er vermag nur zu siegen über diese Menschen durch seine erdrückende Uebermacht und durch die Feuerwaffen, welche aus der Welt der Civilisation und menschlicheren Gesittung in seine Hand gerathen sind; denn seine Truppen sind im Grunde ohnmächtig, da sie meist aus feigen Geschäftsmännern bestehen, von denen Jeder nur seinen Vortheil im Auge hat, da er die Hälfte der von ihm erbeuteten Sklaven und sämmtliche von ihm geraubten Hausthiere für sich behalten darf.

Vergebens hatte Abu Sekkin die benachbarten Heidenstämme durch diplomatische Unterhandlungen zu übertölpeln gesucht. Er war sehr berechtigtem Mißtrauen begegnet. Die in der nächsten Umgebung von Broto hausenden Bewohner von Kimre, vom Stamme der Gaberi, hörten weder auf schöne, noch auf drohende Worte der Bagirmi, sondern hatten sich auf den Höhen ihrer Baumwollbäume, gewaltige, alle übrigen Bäume weit überragende Waldriesen, die dort ausschließlich in Zeiten der Gefahr als Zuflucht zu dienen scheinen, in Sicherheit gebracht.

Die in der That ungeheure Höhe, der kerzengerade Wuchs des hartholzigen Stammes, die quirlförmige Anordnung der Aeste in mehreren Etagen und ihre fast horizontale Richtung lassen diesen Baum besonders

geeignet für solchen Zweck erscheinen. Die unterste Abtheilung, als noch zu sehr im Bereiche der Angreifer, wird meist unbenutzt gelassen. In der nächsthöheren aber werden möglichst wagerechte, benachbarte Aeste durch darüber gelegte Stangen zu einer Plattform vereinigt, auf welcher ein solides, dickes Strohgeflecht befestigt und auf dem wiederum der Hausstand errichtet wird. Dieser besteht gewöhnlich aus einer kleinen Hütte, welche auch Getreidevorräthe, Wasserkrüge und Hausgeräth, z. B. die Holzmörser zur Mehlbereitung enthält, und selbst Hunde, Ziegen und Hühner werden mit hinaufgenommen. Oberhalb dieser Abtheilung wird häufig am Stamme selbst ein Korb aus starkem Geflecht nach Art eines Mastkorbes angebracht, der einige Personen fassen kann und in welchem der größte Theil des Waffenvorrathes aufbewahrt wird. In diesen Behälter steigen die Hauptkrieger des Baumes, schleudern von dort aus (ohne Bogen) ihre harmlosen, einen halben Meter langen Handgeschosse aus starkem Rohr, das an dem einen Ende schreibfederartig zugespitzt und nach dem anderen zu mit einem Thonklumpen beschwert ist, der das Rohr umfängt, und halten dort auch Lanzen und hakenförmige Handeisen bereit für den Fall eines Erklimmens der unteren Etage durch den Feind. Je nach Umfang und Höhe der Bäume wohnen die Mitglieder einer oder mehrerer Familien auf denselben. Während der Nacht, in welcher kein Angriff zu befürchten ist, steigen sie herab, um ihre Vorräthe an Wasser und Getreide zu erneuern, das in versteckten Gruben sich befindet. Zum Hinauf- und Herabsteigen dienen urwüchsige

Digitized by Google

Leitern aus dünnen Baumstämmchen, Schlinggewächsen, und Stricke aus Pflanzenfasern.

Diesen luftigen Festungen galt der erste Angriff des Bagirmikönigs, nachdem er sich zum gewaltsamen Vorgehen gegen die widerspenstigen Stämme entschlossen hatte. Schon eine Stunde nach Mitternacht sandte eine der langen Kriegsposaunen ihre alarmirenden Töne durch das Lager, und es sammelten sich alsbald die Beutelustigen. Der Marsch, an dem Nachtigal persönlich Theil nahm, führte anfangs in der Dunkelheit durch die Ackerfelder von Broto, dann durch Buschwald und endlich durch die Getreidefelder von Kimre. Mit Sonnenaufgang hatte man den Wald vor sich, die natürliche Festung der Verfolgten. Hier und da stiegen Rauchwolken auf als Warnungszeichen für entfernter wohnende Genossen, was bewies, daß die feindliche Annäherung nicht unbemerkt geblieben war.

Bevor man den Wald betrat, musterte der Fatscha (Heerführer) seine Truppenschaar, etwa 60 Reiter, viele darunter mit Wattenpanzern, und ungefähr 400 Fußkämpfer, deren Bewaffnung in Lanzen und Handeisen, zum Theil auch in Schilden bestand. Außerdem begleitete eine annähernd gleiche Anzahl von heidnischen Brüdern der anzugreifenden „Feinde" den Zug. Der Heerführer ließ halten, ergriff einen etwa 30 Centimeter langen, mit dunklem Tuch überzogenen Stab, gleichsam seinen Marschallstab, empfing aus der Hand eines Sklaven ein fächerähnliches, gleichfalls in einem Tuchbehälter aufbewahrtes Emblem und sprengte, nachdem er das letztere entfaltet hatte, unter enthusiastischem Schwenken desselben auf und

ab. Nach dieser Ceremonie setzten die Haufen sich in Bewegung und betraten den Wald. Weithin zerstreut lagen im Schatten der prachtvollen Bäume die verlassenen Wohnstätten — Stroh- und Lehmbauten — der Leute, welche schon vor Wochen ihre erhabenen Kriegswohnungen bezogen hatten.

Bald gewahrte man auch die Verfolgten, welche aus gewaltiger Höhe mit scheinbar großer Gemüthsruhe dem Anrücken des grausamen Feindes zuschauten.

Von einem geregelten Angriff, einem gemeinsamen Handeln der „königlichen Truppe" war nicht die Rede. Sobald sie den bewohnten Bäumen gegenüberstanden, begnügten sich die Meisten, drohend ihre Lanzen zu schwingen und sich vorsichtig durch Schilde zu decken. Andere zerstreuten sich im Walde in der Hoffnung, eine vergessene Ziege, einen Hund oder ein paar Hühner zu finden, auf eine Getreidegrube zu stoßen oder gar ein armes, nicht rechtzeitig geflüchtetes Menschenkind zu entdecken. Sonst war man der Lage der Dinge gegenüber rathlos und Hunderte von bewaffneten Männern umstanden die Zufluchtsorte, ohne den Muth zum Angriff, da die ersten Ersteiger eines Baumes natürlich ihr Leben wagten. Zum Fällen der Bäume fehlten die Werkzeuge und bis zur Höhe der Belagerten reichten die Waffen nicht. Zwar gab es Sklaven mit Flinten, aber sie verstanden weder das Anlegen, noch das Zielen und Treffen, und brachten nur das Leben ihrer Umgebung in Gefahr. Möglich allerdings war es, die Strohbauten der Flüchtigen mit auf Stangen befestigten, angezündeten Strohbündeln in

Brand zu ſtecken, und dies verſuchte man auch. Aber wenn es einmal gelang, ſo löſchten die Belagerten das Feuer leicht wieder durch ihren Waſſervorrath.

Mit ſtiller Freude ſah Nachtigal dem Mißlingen des ſchnöden Unternehmens zu und jubelte ſchon innerlich über die Rettung der Leute, als der Kampf plötzlich von ſeiner eigenen Umgebung aus eine unverhoffte Wendung erhielt.

Almas und Hammu, zwei von ihm angeworbene Diener, hatten den Zug als ein gefahrloſes Jagdvergnügen mitgemacht, waren aber nun durch allen entrüſteten Widerſpruch ihres Herrn von einer eifrigen Betheiligung an dieſer feigen Niedertracht nicht abzuhalten, denn ihrer Meinung nach handelte es ſich um eine religiöſe Berechtigung gegen „verfluchte Heiden“.

Wären Beide nicht glücklicher Weiſe ſehr ungeſchickte Schützen geweſen, ſo würde ihre Mordluſt hier ein furchtbares Blutbad angerichtet haben. Was ſie aber von geſichertem Platze aus verübten, war trotzdem ſchon genug.

Auf der Höhe ſeines Maſtkorbes ſtand der hochgewachſene junge Vorkämpfer eines von mehreren Familien bewohnten Baumes und ſchleuderte ſeine unſchuldigen Rohrgeſchoſſe, indem er ſich durch die Bruſtwehr des Korbes möglichſt deckte. Zuweilen richtete er ſich zu ſeiner ganzen Höhe auf, ballte zornig die Fauſt und warf ſeinen Verfolgern Worte des Hohns und der Verachtung entgegen, die von ermuthigenden Zurufen der Frauen aus ſeiner nächſten Umgebung begrüßt wurden.

Mitten aber in dieſer zuverſichtlichen Haltung brach er plötzlich lautlos zuſammen, getroffen von einer Kugel

Digitized by Google

des fanatiſchen Almas. Und bald darauf wurde auch ein Zweiter oben auf einem Seitenaſte ſtehender Vertheidiger zum Tode getroffen. Krampfhaft klammerte er ſich noch für einige Sekunden an die Zweige und ſtürzte dann als eine lebloſe Maſſe von der Höhe herab. Eine ſcheußliche Scene entſpann ſich: die Entmenſchten fielen über den Leichnam her, der im Nu mit den Handeiſen zerhackt und zerfetzt war.

Auf demſelben Baume war noch ein einziger erwachſener Mann. Auch dieſer wurde durch einen Schuß verwundet, ſtieg mit ſeinen Angehörigen unter Aufwendung ſeiner letzten Kräfte zum Gipfel empor und klammerte ſich dort ſchweigend an, während ſein Blut in langen Linien die graue Rinde des Stammes herabrieſelte. Nun erſt wagten es die feigen Angreifer, den Baum zu erklimmen und bald ging es an ihr liebſtes Geſchäft. Es wurden die Ziegen, Hunde und Hühner herabgereicht, nicht blos der oben noch liegende Todte, ſondern auch der Verwundete in die Tiefe geworfen und den Untenſtehenden zu beſtialiſcher Zerfleiſchung überantwortet, die Frauen und Kinder aber nebſt einem Greiſe allmählig herabgezerrt. Kein Schrei, keine Klage kam über die Lippen dieſer Ueberlebenden. Frei auf ihrem geſegneten Boden noch vor wenigen Stunden, ließen ſie ſich jetzt in verzweiflungsvoller Ergebenheit mit Stricken aneinander binden, um mit dem wühlenden Schmerz über den Tod der Ihrigen und den Verluſt ihrer Heimath den Weg in die Sklaverei zu wandeln.

Nur ein einziger Baum, den freilich nur ein einziger

Kämpfer vertheidigte, wurde durch Ersteigen wirklich erobert. Der Mann wurde verwundet, hinabgeworfen und unten zerfleischt. Aber die Schreckensscene hatte damit noch nicht ihr Ende erreicht, Auf demselben Baume befanden sich noch zwei halbwüchsige Knaben, gute Bissen für den gierigen Sklavenschacher. Immer höher kletterten sie, von einem Ast zum anderen, bis in die äußersten Wipfel, und stürzten sich von hier, als sie ihren nachsteigenden Bedrängern nicht mehr entgehen konnten, mit verzweifeltem Heldenmuth in die grausige Tiefe. Es war ein so fürchterlicher, herzzerreißender Anblick, daß der europäische Zuschauer einen Augenblick unwillkürlich die Augen schloß. Als er wieder aufblickte, um nach den Herabgefallenen zu sehen, hatte er statt menschlicher Leichname nur formlose Massen vor sich, mit einer solchen Schnelligkeit hatten die Barbaren ihre unschuldigen Opfer der Köpfe beraubt, ihnen die Eingeweide herausgerissen, sie zerstückelt und zerhackt.

So blieb das gräßliche Gemetzel in vollem Gange, bis den Bagirmi gegen Mittag das Pulver ausging. Da zogen sie ab. Am Abend war man wieder in Broto. Der Erfolg bestand diesmal nur in fünfzig Sklaven. Im Lager aber war die Lust zum Ausschwärmen in hohem Maße geweckt, und es folgten nun ähnliche Expeditionen schnell hinter einander, aber mit so geringer Ausbeute, daß man endlich den Angriffen auf die „Feinde" entsagte und lieber die Bundesgenossen in nächster Nähe, die sich dem König unterworfen hatten, mit Anschlägen bedachte.

Auf einem solchen Zuge begleitete Nachtigal eines

Tages die Mannschaften, da ihm Almas und Hammu versprochen hatten, sich am Kampfe nicht zu betheiligen. Es ging gegen das drei Stunden entfernte Dorf Be-Delüm, dessen Bewohner keine Baumwollbäume zu ihrem Schutze hatten und schnell überrumpelt werden mußten. Nach einem Galopmarsche sprengten die Sklavenjäger mit verhängten Zügeln in das Dorf, fanden es aber menschenleer. Da jedoch die Bewohner sichtlich erst im letzten Augenblick entflohen waren und von ihren Hausthieren nur die Pferde hatten retten können, so begann nun in der waldigen Umgebung ein entsetzliches Treibjagen Seitens der Berittenen, während die Fußgänger sich an die Ausplünderung des Dorfes machten.

Bald waren hier und da zahlreiche kleinere Kinder aufgelesen, Frauen und größere Kinder, die nicht schnell genug hatten laufen können, ergriffen und aneinander gefesselt, und Männer oft nach verzweifelter Gegenwehr erschlagen, welche sich durch den Versuch hatten aufhalten lassen, ihre Familie zu retten. Denn gereifte Männer werden bei solchen Gelegenheiten stets ohne Bedenken abgeschlachtet, da sie schlechte und deshalb im Handel wenig begehrte Sklaven sind.

So wurde durch die emsige Hetze doch eine Beute von wenigstens hundert Frauen und größeren Kindern zusammengebracht. Viele der Sklavenjäger waren bei alledem aber doch leer ausgegangen. Um sie zu befriedigen, wurde beschlossen, auf dem Heimwege noch ein etwas westlicher gelegenes Gaberidorf zu überfallen. Aber auch hier waren die Einwohner glücklich entkommen, allerdings mit Zurück-

laſſung anſehnlicher Getreidevorräthe, die natürlich geraubt wurden.

Im Lager waren inzwiſchen die von den Beutezügen ausgeſchloſſenen und deshalb erbitterten Sklaven des Königs gleichfalls nicht unthätig geblieben. Um ſich zu entſchädigen, fielen ſie über die ihrem Herrn nahe befreundeten Gaberi des Bezirks von Mode her, ein Akt ſchändlichſten Verraths, der Nachtigal in ſo heftige Entrüſtung verſetzte, daß er mit dem Ausdruck derſelben vor dem Fatſcha und ſelbſt dem König nicht länger zurückhielt und wenigſtens die Rückgabe aller den Leuten von Mode geraubten Menſchen erwirkte. Zu einer Verhinderung weiterer Zügelloſigkeiten aber nützten derartige Schritte ſeinerſeits nicht das Mindeſte.

Das Land rings umher war bald ausgeſogen, und um der drohenden Hungersnoth zu entgehen, beſchloß der Bagirmikönig, ſein Lager an die Ufer des Schari zu verlegen und nach Oſten abzumarſchiren.

Es war in der Nacht zum 29. Mai, als denn auch die große Pauke das Zeichen zum Aufbruch gab, für den in den Wohnräumen Nachtigal's ſchon Alles durch ſorgfältige Bepackung der Laſtthiere vorbereitet war. Scheiden aber ſollte der Forſcher von dieſem beinahe achtwöchentlichen, reich bewegten Aufenthalte nicht, ohne noch eine im grellſten Lichte innerafrikaniſchen Weſens ſich darſtellende Schlußſcene zu erleben. Unverſehens tauchten nämlich im Dunkel der Nacht große Schwärme bewaffneter Heiden aus der Umgegend auf und ſteckten die kaum verlaſſenen Hütten in Brand, ſo daß überall das auf-

Digitized by Google

geladene Gepäck in Gefahr gerieth. Bald war die ganze Lagerstadt ein Feuermeer. Lange noch gellte unserem Reisenden das furchtbare Wuthgeheul der schwarzen, waffenschwingenden Rachegestalten in den Ohren, die ihrem berechtigten Haß wenigstens durch die Zerstörung der Wohnungen ihrer Peiniger Ausdruck gaben. —

Schon am Vormittag des zweiten Marschtages wunderte Nachtigal sich indessen, daß wenige Stunden nach dem Aufbruche des heimathlos abenteuernden Räuberkönigs und seiner zerlumpten Banditenschaaren bereits wieder Halt gemacht und gelagert wurde, und bald erfuhr er denn auch die Ursache dieser Verzögerung. Die nahe gelegene Ortschaft Koli sollte in der Frühe des nächsten Morgens überfallen werden. Die Bewohner hatten schon früher dem Vater Abu Sekkin's sowie ihm selber erfolgreich Widerstand geleistet und auch jetzt kein Zeichen der Unterwerfung gesendet.

Bei Sonnenaufgang des nächsten Tages wurde ein lichter Wald voll dichtbelaubter Bäume erreicht, unter denen jedoch der Baumwollbaum fehlte. Im Schatten derselben lagen wiederum zerstreut die Wohnungen der Eingeborenen. Von den Letzteren war anfangs nichts zu sehen, als aber Nachtigal eine Strecke allein durch den Wald geritten war, kam er an eine Lichtung, an deren Rande Abu Sekkin und der Fatscha sich bereits mit ihrer Reiterei aufgestellt hatten, und in deren Mitte sich die bedrohten Leute von Koli befanden. Im Vordergrunde sah Nachtigal einen breiten, nur 1 bis 1½ Meter hohen Lehmwall, der ein großes, fast quadratisches Viereck bildete

Digitized by Google

mit je einer Oeffnung in den ſichtbaren Seiten. Ein dichter Hain inmitten der Umwallung war durch Anpflanzung von Dornbüſchen in ſeiner Peripherie möglichſt unwegſam gemacht und in ſeinem Inneren barg ſich das Zufluchtsdorf.

Mit Ausnahme einiger ſchon brennender Hütten außerhalb des Walles machte Alles noch den Eindruck tiefſten Friedens. Nur Frauen und Kinder ſuchte das Auge vergebens. Als aber die ausgeſandten Boten Abu Sekk n's mit dem Beſcheide zurückkehrten, daß eine Unterwerfung entſchieden zurückgewieſen werde, veränderte ſich das Bild mit einem Schlage.

Die Angriffshaufen des königlichen Menſchenjägers ſtellten ſich an den Zugangsöffnungen im Walle auf, die ſorgfältig mit Baumſtämmen verbarrikadirt waren, weil ihnen hier die Belagerten nichts anhaben konnten. Denn die Handpfeile derſelben gefährdeten Niemand ernſtlich, und die Speere und Wurfeiſen durften ſie nicht von ſich ſchleudern, weil ſie ihnen im weiteren Kampfe unentbehrlich waren. Nur gegen die fremdartige Erſcheinung Nachtigal's warf ein einzelner Kolikrieger ein ſolches Eiſen, der Bedrohte ſah es jedoch noch rechtzeitig, ſo daß er auswich und nur ſein Pferd leicht verletzt wurde.

Die Eroberung der beſchriebenen Außenwerke war mit Hilfe der Feuerwaffen ſo bald bewirkt, daß ſogar die Panzerreiter eindringen konnten. Die Angegriffenen verſchwanden alsbald in jenem mittleren Dickicht, das mit einem flachen Graben und mit einem Walle umzogen war. Hier begann denn nun die fürchterlichſte aller Sklavenjagden, deren halb unfreiwilliger Zeuge Nachtigal wurde.

Digitized by Google

Wiederum machte sich auch bei dem Kampfe um Koli der Mangel an einheitlichem Vorgehen bemerkbar. Sobald nur mit den vorhandenen Aexten die ersten Zugänge in den künstlich verdichteten Rand jenes schützenden Dickichts gehauen waren, und die Aufmerksamkeit der Belagerten ausschließlich auf diese Angriffspunkte gelenkt war, begannen auch sofort auf allen Seiten die Privatunternehmungen der Angreifer. Jeder suchte für eigene Rechnung Menschen oder Thiere einzufangen, und überall sah man habgierige Räuber katzenartig hinkriechend unter den dichten Büschen verschwinden und auf demselben Wege mit einem Kinde oder einer Ziege zurückkehren. Unter dem Schutze der Flintenträger drangen die „Elite-Truppen" in das Innere des Hains. Dieser lichtete sich bald und zeigte einen breiten Pfad, der nach dem Zufluchtsdorfe führte, und von den Belagerten vertheidigt wurde. Wie die Löwen kämpften diese Männer viele Stunden hindurch für Leben, Freiheit, Herd und Familie einen ungleichen Kampf voller Ruhm und Verderben. Die Schlacht gestaltete sich durch ihre Tapferkeit zu einem regelmäßigen Hin- und Herwogen. Sobald sie in der furchtbaren Hitze des Tages zu ermatten drohten, kamen vom Dorfe her ihre Frauen und Mädchen, erquickten sie mit Merissa — dem landesüblichen berauschenden Getränk aus Getreide — und stachelten sie mit feurigen Reden zu neuem Wagniß an. Viele waren schon erschossen oder erschlagen, aber das Ringen hätte doch noch lange kein Ende gefunden, wenn es nicht gelungen wäre, das Dorf in Brand zu stecken.

Um Mittag mußten die schon halb Besiegten sich in den dichtesten Theil des umzingelten Gehölzes zurückziehen, um in einem letzten Verzweiflungskampfe wenigstens den Durchbruch zu versuchen, als einzigen noch vorhandenen Rettungsweg, da sie sich nachher auf die bewundernswerthe Schnelligkeit ihrer Füße verlassen konnten. Todesmuthig und unter schweren Verlusten wiederholten sie mehrmals diese erfolglosen Versuche, während rings umher die Bestialität und Beutegier der Sieger schon ihre Feste zu feiern begannen.

Schwerverwundete wurden aus dem Gebüsch hervorgezogen und abgeschlachtet, halb ohnmächtige Weiber aus ihren Verstecken herbeigeschleppt, wobei sich nicht selten ein blutiger Streit um ihren Besitz entspann. Mit erschüttertem Herzen sah Nachtigal bei dieser Gelegenheit, wie Furcht und Entsetzen kleine Knaben und Mädchen erbleichen ließen trotz ihrer schwarzen Hautfarbe. Säuglinge gelten als nutzlose Beute, trotzdem wurden diese kleinen Wesen hier aus den Armen der Mütter gerissen und, wenn es ihretwegen zum Streit kam, so gräßlich an ihren Gliedmaßen hin und her gezerrt, daß man befürchten mußte, sie würden buchstäblich auseinander gerissen werden.

Nach zehnstündiger Gegenwehr ließen die überlebenden Männer endlich ankündigen, daß sie sich unterwerfen und vor dem Fatscha erscheinen wollten, wenn dieser sich verpflichte, die wüthenden Haufen von ihnen abzuhalten. Da der Heerführer Angesichts seiner zügellosen Mannschaften diese Bürgschaft nicht zu geben vermochte, wagte die kleine

verlorene Schaar der Todesmuthigen noch einmal den Versuch, den dichten Gürtel des Feindes zu durchbrechen — natürlich vergeblich. Es war der letzte kurze Akt des grauenhaften Trauerspiels. Nun lag das Plünderungsgebiet frei und völlig gefahrlos vor den Bagirmiräubern, und nun erst stürzte sich Alles in das Dickicht zur fröhlichen Hetzjagd auf etwa noch versteckte Frauen und Kinder. Aber sie gönnten einander diese gewöhnlich noch recht zahlreichen Funde nicht, und widerlicher als die rohen Greuel des Kampfes war der hinterher entbrennende, tobende Hader um den Besitz der Unglücklichen. Dieses allgemeine Streiten und Brüllen, gegenseitige Stoßen und Schlagen wildester Habgier beendigte den entsetzensvollen Vorgang, bei dem auch Nachtigal in seinem Beobachtungseifer nicht ungefährdet geblieben war, indem er, bereits umschwirrt von geschwungen Waffen, nicht blos sein einziges Paar Schuhe, seine letzte blaue Brille und seinen Tarbusch verlor, sondern auch eine Schußwunde am Fuße erhielt.

Voll Trauer und Abscheu über die erlebten Eindrücke ritt er in das verbrannte Dorf zurück, wo ihm aber noch der fürchterlichste Anblick dieses Tages beschieden war. Auf der Brandstätte zählte er nicht weniger als 27 halbverbrannte Leichname von Säuglingen, die offenbar von ihren eigenen Müttern umgebracht worden waren, um sie vor lebenslänglicher Sklaverei oder einem qualvolleren Untergange durch die mörderischen Sieger zu bewahren.

Der König von Bagirmi aber, der mit seinen Schaaren im Bewußtsein eines glücklichen Ausganges seines Unter-

nehmens der verwüsteten Stätte befriedigt den Rücken kehrte, war um einige Hundert mehr oder minder preiswerthe Sklaven bereichert.

Vier Monate dauerte Nachtigal's Aufenthalt bei diesem freibeuterisch umherirrenden Kriegsfürsten und seinen abenteuerlichen Horden. Viele Jahre blieb der unerschrockene Forscher der Welt der Civilisation noch fern. Weite Reisen, überreich an Studien und Beobachtungen werthvollster Art, überreich aber auch an Mühsalen und Schreckniſſen, standen ihm noch bevor. Unter allen Erlebniſſen, die sich während seiner Forschungsreisen unter seinen Augen abspielten, blieben aber als die grauenhaftesten und empörendsten für immer in seinem Gedächtniß haften die Sklavenjagden von Bagirmi.

Liebe und Genie.

Skizze

von

Theodor Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Wohin wir blicken mögen in allen Gebieten der Kunst, der Literatur und der Wissenschaft, zu allen Zeiten und bei allen Völkern, überall sehen wir, wie auch sonst im Leben, die Liebe als das mächtig treibende und befruchtende Element, unter dessen Einfluß der Genius seine Schwingen entfaltet und sich ausbreitet. Auch die reichstbefähigten, die genialsten Männer erscheinen in dieser Beziehung so schwach wie jedes andere Menschenkind, und es ist höchst interessant, an einer Reihe von Beispielen darzuthun, wie mannigfaltig die Wirkungen der Liebe auf geniale Naturen waren, und wie Alle, selbst die erhabensten Geister, zu ihrem irdischen Glück der Liebe bedurften.

Eine lange, stattliche Reihe von Frauen tritt uns da entgegen, die durch ihre Beziehungen zu bedeutenden Männern unsterblich geworden sind.

Wer könnte z. B. von Petrarca hören, ohne an Laura zu denken? Nicht umsonst hat sie der Dichter in unzähligen Gedichten verherrlicht. So lange sie lebte,

wurde er nicht müde, sie zu feiern, obwohl sie unerreichbar für ihn war, denn als er sie kennen lernte, war sie bereits mit dem Ritter Hugues de Sade verheirathet und Mutter zahlreicher Kinder. Laura hieß überhaupt das Ideal, das ihm bei all' seinem poetischen Schaffen vorschwebte und begeisterte. Man begreift diese Leidenschaft, wenn man erfährt, daß Laura eine hehre, madonnenähnliche Schönheit war, mit sanften schwarzen Augen und einer dichten Fülle lichten goldenen Haares, welches, über ihrer Stirne gescheitelt, in reichen Locken über den Nacken hinabfloß. Auch seelisch und geistig muß sie nach Allem, was wir von ihr wissen, ein edles Weib gewesen sein. Obwohl nicht ohne Stolz über die Eroberung, die sie an dem berühmten Dichter gemacht hatte, und obwohl es nicht an Versuchungen fehlte, bewahrte sie doch ihre Tugend bis an ihr Ende.

Zu den geschichtlich verewigten Liebespaaren gehören auch Dante und Beatrice. Letztere, eine geborene Portinari und in dem religiösen Epos: „Die göttliche Komödie" von dem Dichter hoch gefeiert, war eine Jugendliebe von ihm, deren Bekanntschaft er zuerst als achtjähriger Knabe machte, während Beatrice ein Jahr jünger war. Trotz aller Schwärmerei für das schöne Mädchen glückte es ihm nicht, sie zu der Seinigen zu machen; angeblich strebte er auch gar nicht darnach, sie zu besitzen, huldigte vielmehr so dem reinsten Idealismus, daß er sich genug sein ließ, durch ihren bloßen Anblick, ihren Gruß ꝛc. sich zur Begeisterung zu entflammen. Beatrice vermählte sich 1287 mit einem vornehmen Florentiner,

Meſſer Simon de Bardi, und lebte, wie es ſcheint, in glücklicher Ehe, ſtarb aber ſchon 1290 im Alter von 24 Jahren. Dante wurde dadurch ſo darniedergebeugt, daß noch im folgenden Jahre ſeine Verwandten für ſein Leben fürchteten und ſo lange in ihn drangen, bis er ſich beſtimmen ließ, ſich mit Donna Gemma de Manetto, aus dem damals mächtigſten florentiniſchen Adelsgeſchlecht der Donati, zu vermählen. Dieſer Plan zur Heilung des Liebesſchmerzes ſcheint vollſtändig gelungen zu ſein. Die ihm zugeführte Frau mag ihre Aufgabe wohl verſtanden und glücklich durchgeführt haben: Dante's verdüſtertes Gemüth klärte ſich auf, er ſuchte die Welt wieder, der er melancholiſch den Rücken gekehrt, und begann wieder aufzuleben. Er wurde in der Folge Vater von vier Söhnen und zwei Töchtern.

Daß übrigens der Dichter der „göttlichen Komödie" bereits als Knabe zu lieben begann, iſt durchaus nichts Abſonderliches. Gerade bei reich begabten, genial veranlagten Männern meldet ſich das Herz mit ſeinen Anſprüchen oft ſchon erſtaunlich früh. Heinrich Heine war ſeinem eigenen Bekenntniß zufolge erſt 14 Jahre, als er während einer Deklamation bei einem Schulexamen ſich zum erſten Male in die Tochter eines Schulinſpektors verliebte. Ungefähr ebenſo alt war Robert Burns, der engliſche Poet, als er ſein Herz zum erſten Mal verſchenkte. Der franzöſiſche Komponiſt Hektor Berlioz (1803—1869) hatte mit 12 Jahren ſeine erſte Leidenſchaft; er iſt gleichzeitig einer von denen, die ſich bis in's Alter die Empfänglichkeit des Herzens bewahrten, denn als er,

bereits 61 Jahre alt, den Gegenstand dieser ersten Neigung wiedersah, verliebte er sich nochmals in die Dame und schrieb ihr: „Ich habe in der Welt nur noch den einen Wunsch, Ihre Zufriedenheit zu erlangen. Ich liebte Sie vor vielen Jahren, liebe Sie noch und werde Sie immer lieben."

Lord Byron zählte erst acht Sommer, als er Mary Duff zur Königin seines Herzens erhob; allein alle die Genannten übertraf noch der geniale Antonio Canova, der größte Meister unter den neueren Bildhauern Italiens († 1822), der von sich selber sagte, er erinnere sich genau, bereits als Bübchen von 5 Jahren verliebt gewesen zu sein, wie er denn auch Zeit seines Lebens durch die Liebe die gewaltigste Anregung zu seinen Arbeiten empfangen habe. Da kann man sich nicht wundern, daß es gerade seine Gruppe „Amor und Psyche" sein mußte, durch die er seinen höchsten künstlerischen Triumph erreichte.

Aber wie Vielen erging es ganz ähnlich. Pierre Corneille, der Schöpfer des französischen Trauerspiels, gestand selbst, daß das Glück, welches er bei der Geliebten eines Freundes gefunden, sein dramatisches Talent zuerst geweckt habe. Große Hindernisse hatte er nicht zu überwinden, als er in die Ehe trat. Eines Tages erschien er nachdenklicher als je vor seinem mächtigen Gönner, dem Kardinal Richelieu, so daß dieser ihn fragte, was er vorhabe. Corneille antwortete: „Nichts Gutes, denn mich quält die Liebe, und ich weiß mir nicht zu helfen." Neugierig forschte der Kardinal weiter und erfuhr nun, daß sich der Dichter in die Tochter des Generallieutenants

d'Andely verliebt habe, der sie ihm aber nicht geben wolle. Da gab es keinen langen Prozeß. Richelieu ließ den Vater zu sich kommen und bemerkte ihm, daß er die Heirath wünsche. Das war so viel wie ein Befehl, und d'Andely durfte nicht widersprechen. Die Vermählung erfolgte, und die Welt hatte ein glückliches Paar mehr.

Den wohlthuendsten Eindruck von der Macht reiner und wahrer Liebe auf einen edlen hochbegabten Mann erhalten wir bei der Braut Theodor Körner's. Kurz nach seiner Verlobung mit ihr (1812) schrieb er seinem Vater aus Wien: „Ich darf es ohne Erröthen gestehen, ohne sie wäre ich wohl untergegangen in dem Strudel neben mir. Du kennst mich, mein warmes Blut, meine ungeschwächte Kraft, meine wilde Phantasie; male Dir dieses ungestüme Gemüth in diesem Garten von blühender Lust und berauschender Freude, und Du wirst mich begreifen, daß mich nur die Liebe zu diesem Engel so weit brachte, daß ich keck aus der Schaar heraustreten darf und sagen kann: Hier ist einer, der sich ein reines Herz bewahrt hat." — Auch nach Körner's glorreichem Tode blieb Toni Adamberger des Helden und Sängers des deutschen Befreiungskampfes würdig.

Aber nicht nur die Bräutigamszeit, auch die Ehe selbst hat gar manchen wahrhaft Glücklichen unter berühmten Männern aufzuweisen. Johann Heinrich Voß, der treffliche Uebersetzer des Homer, lebte lange Zeit in sehr ärmlichen Verhältnissen. Das hielt ihn aber nicht ab, die Schwester eines Freundes, Ernestine Boie, zu seiner Gattin zu machen.

Digitized by Google

Mit Recht hat man die Schilderung, welche Erneſtine ſelbſt von ihrer Brautſchaft und den erſten Ehejahren zu Wandsbeck und Ottendorf gegeben, als eine der herzigſten Epiſoden der deutſchen Sittengeſchichte bezeichnet. Es war ein idylliſches Stillleben, deſſen harmloſes Glück durch freiwillige Entbehrung nicht getrübt wurde. Sie mußten ſich auf's Aeußerſte einſchränken und freuten ſich wie die Kinder, wenn ſie von ihrem geringen Einkommen ſo viel erübrigen konnten, um ihre Einrichtung um ein neues Stück zu erweitern. Aus Sparſamkeit wurde Abends nur ein Licht angezündet. Da Voß ſtehend am Pulte zu arbeiten pflegte und dazwiſchen auf und ab ging, ſeine Gattin aber bei der Arbeit mit ihrer Nadel des Lichtes nicht entbehren konnte, erſannen Beide die Aushilfe, neben das Pult den Eßtiſch und auf dieſen für Erneſtine einen kleinen Strohſeſſel zu ſtellen. Während Voß an ſeiner Homer-Ueberſetzung arbeitete, mußte er auch oft in Abweſenheit ſeiner mit Feldarbeit beſchäftigten „beſſeren Hälfte" das Kind warten und ſo entſtanden viele ſeiner Hexameter, indem er ſchrieb und zugleich mit dem einen Fuß die Wiege in Bewegung ſetzte, um den kleinen Schreihals zu beruhigen.

Schiller's kleine Liebesabenteuer, die er in ſeiner Jugend ebenſo wie mancher Andere hatte, können wir hier übergehen. Weit mehr Intereſſe bietet ſein Eheleben, in welchem er denn auch die Stellung einnimmt, die ihm vom deutſchen Volke mit vollem Recht als Sinnbild alles Reinen, Begeiſterten und Erhabenen eingeräumt worden iſt. Er hatte, als er ſich zuerſt mit Heirathsꝛ

gedanken trug, an Körner geschrieben: „Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann.“ Und das ist ihm in Charlotte v. Lengefeld thatsächlich geworden. Läßt sich auch nicht leugnen, daß anfangs wenigstens ihre Schwester Karoline dem Herzen des Dichters näher zu stehen schien, so trat doch, nachdem sie für Lotte die Wege geebnet und dieselbe mit Schiller sich verbunden, die tadelloseste Harmonie ein. Und Schiller selbst zieht kurz und bündig das Fazit seines Eheglückes in die Worte zusammen: „Von dieser Seite hat mir der Himmel nichts als Freude gegeben!“ Nur der treuen und liebevollen Pflege Lottens war es jedenfalls auch zu danken, daß der kränkelnde Dichter bis zum Jahre 1805 am Leben erhalten blieb.

Das gleiche Glück wurde, wie bekannt, seinem Freunde Goethe nicht zu Theil. Christiane Vulpius, welcher er 1806 nach so vielen, zum Theil hochpoetischen Liebesverhältnissen (mit Friederike Brion aus Sesenheim, mit Lili [Elisabeth Schönemann], mit Frau v. Stein, mit der schönen Mailänderin u. s. w.) die Hand zum ehelichen Bunde reichte, hat nie die rechte Stellung einer Gattin des großen Dichters eingenommen, noch einnehmen können. Mochte sie auch in wirthschaftlicher Beziehung ihre schätzbaren Vorzüge haben, so trennte sie doch der ungeheure Abstand der Bildung allzu weit von ihm. Christiane bewahrte denn auch zeitlebens dem Gatten gegenüber den Standpunkt respektvoller Entfernung, nannte ihn stets „Sie“ und „Herr Geheimer Rath“ und vermochte

verständnißvolle Theilnahme an seinem dichterischen Wirken nie zu erlangen.

Wenig Glück in der Liebe hatte Lessing. Nachdem er bereits in reiferen Jahren nach Ueberwindung vieler Hindernisse als kargbesoldeter Bibliothekar von Wolfenbüttel Frau Eva König, die Wittwe eines Hamburger Kaufmannes, geheirathet, zerstörte 1778 der Tod das Glück schon nach einem Jahre. Lessing schrieb darüber an seinen Bruder Karl: „Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen ... Wenn Du diese Frau gekannt hättest! Wenn ich mit der einen Hälfte meiner Tage das Glück erkaufen könnte, die andere mit ihr zu verleben, wie gern wollte ich es thun! Ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein zu duseln; ich habe dieses Glück unstreitig nicht verdient." Nicht lange sollte Lessing zu dieser Einsamkeit verurtheilt sein; bereits drei Jahre nachher starb er.

Herder war bekanntlich in seinen Mannesjahren sehr leidend und daher sehr grämlich und unverträglich, wodurch ja auch die freundlichen Beziehungen zu Goethe und Schiller gestört wurden. Aber auch sein häuslicher Friede mag öfters darunter gelitten haben, zumal seine Gattin Karoline den Vorzug, als ausgleichendes und begütigendes Element zu wirken, nicht besessen zu haben scheint. Schiller gibt davon in einem Briefe an seinen Freund Körner unter'm 27. August 1787 folgendes tragikomische Bild: „Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art

heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil Beide stolz, Beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst aneinander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen Beide abgesondert in ihren Etagen und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt mit den Worten: ‚Wer das gemacht hat, muß ein Gott sein und auf den kann Niemand zürnen.‘ Dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals und die Fehde hat ein Ende.“

Wie schön, wenn die Gattin sich so in den Mann zu finden weiß, daß sie Theil nimmt an seinem Schaffen, sei es auch nur in so untergeordneter Weise, wie wir dies z. B. bei Mozart finden. Er hatte die Gewohnheit, unter dem Plaudern und Lachen seiner Umgebung zu komponiren, und seine Frau hatte daher oft, wenn ihm die Gesellschaft fehlte, die Aufgabe, ihm diese bei der Arbeit zu ersetzen. So schuf er z. B. die herrliche Ouvertüre zur Oper „Don Juan“ in einer Nacht vor der Aufführung, während die Frau neben ihm saß und ihm fort und fort Märchen erzählte, die ihn lachen machten. Noch weiter ging der berühmte Maler Raphael († 1520), denn das von ihm angebetete Mädchen, bekannt unter dem Namen Fornarina, mußte sich, so oft er im vatikanischen Palaste oder im Neubau der Peterskirche zu Rom malte, neben ihn auf's Gerüst setzen, da er nur so im Stande war, seine ganze Kunst zu entwickeln. Ihre

Züge hat Raphael bekanntlich in mehreren seiner herrlichen Werke verewigt.

So komisch uns das heute erscheint, noch seltsamer berührt es uns, wenn wir von Wieland und seiner Jugendliebe, der geistreichen und fein gebildeten Sophie Guntermann lesen, daß sich die beiden Liebenden „oft mitsammen auf die Kniee warfen, der Tugend ewige Treue schwuren und dann in schwärmerischer Freudigkeit sich küßten." Aber in damaliger Zeit war das nichts Wunderliches. Sophie heimzuführen war Wieland übrigens nicht vergönnt. Er heirathete 1765 eine Augsburgerin, Dorothea Hillenbrandt, die er in Briefen an seinen Freund Geßner ein „unschuldiges, von der Welt unangestecktes, sanftes, fröhliches und gefälliges Geschöpf" nennt, „nicht sehr schön, aber doch hübsch genug für einen ehrlichen Mann, ein gutes angenehmes Hausweibchen, und damit Punktum." Auch Klopstock vermochte Die, welcher er in der Jugend sein Herz schenkte, nicht zu erringen. Sie ließ die Bewerbung des Dichters unerwiedert, so sehr sie auch unter dem Namen „Fanny" von ihm gefeiert wurde. Es war seine Cousine Marie Sophie Schmidt in Langensalza. All' seine Mühe um sie war umsonst. Sie vermählte sich mit dem Kammerrath Streuber in Eisenach und wurde eine glückliche Gattin, die sich den Liebreiz ihrer persönlichen Erscheinung bis in ihr Alter bewahrte. Klopstock konnte sie nie ganz vergessen und noch in seinen alten Tagen wurde er von Begeisterung erfaßt, so oft er Gutes von ihr hörte, obwohl er in Meta Moller in Hamburg, die er 1754 als Gattin

heimführte, eine Frau gewann, die sich auf's Beste mit ihm verstand. Klopstock hat sie unter dem Namen „Cidli" hochgefeiert. Das idyllische Bild ihres Ehelebens schildert Meta selbst in einem Briefe mit den Worten: „Sie können denken, daß Menschen, die sich so lieben, wie wir, keine zwei Stuben nöthig haben; wir sind immer in derselben."

Von wunderbarer Schönheit muß Sophie v. Kühn gewesen sein, welche den Dichter Novalis (Friedrich v. Hardenberg) an sich gefesselt hielt und die ihn so beseelte, daß sie, wie Tieck sagte, zum Inhalt seines ganzen Lebens ward. Ihr galten seine „Hymnen an die Nacht", auch hat er ihr Bild in seinem Roman „Heinrich v. Ofterdingen" in der Gestalt Mathildens gezeichnet. Novalis ward zum Dichter, so oft er nur von ihr sprach. Doch der Wunsch, die Geliebte ganz zu der Seinigen zu machen, ging nicht in Erfüllung. Am 19. März 1797, am zweiten Tag nach ihrem fünfzehnten Geburtstag, raffte sie der Tod dahin, und bereits am 25. März 1801 folgte ihr der Dichter nach.

Recht übel erging es dem englischen Dichter John Milton, berühmt namentlich durch sein „Verlorenes Paradies", einer der lautersten und festesten Charaktere aller Zeiten. Er war dreimal verheirathet, ohne das Glück zu finden. Und dabei war er nicht nur ein geistreicher und edler Mann, sondern auch, in seiner Jugend wenigstens, von großer Schönheit. Die erste Frau lief ihm aus Vergnügungssucht davon, die zweite starb schon nach Verlauf eines Jahres, und die dritte Ehe fiel, nachdem der Dichter

inzwiſchen erblindet war, ſo unglücklich aus, daß er beſſer allein geblieben wäre.

Auch Shakeſpeare ſcheint kein glücklicher Ehemann geweſen zu ſein. So lückenhaft die Nachrichten über ſein Leben ſind, ſo wiſſen wir doch, daß er gewöhnlich von ſeiner Gattin getrennt lebte.

Ein förmliches Labyrinth von Liebesabenteuern thut ſich vor unſeren Blicken auf, wenn wir das Leben Lord Byron's verfolgen. Um der Erinnerung an eine frühere Geliebte, Mary Chaworth, zu entrinnen, verließ er 1809 London, dann ſchloß er 1815 eine unglückliche Ehe mit Anna Iſabelle Milbank, von der er ſich ſcheiden läßt. Dann liegt er Jahre lang in den Banden der ſchönen Gräfin Tereſa Guiccioli, die um ſeinetwillen ihren Mann verläßt, ohne daß er auch bei dieſer ein dauerndes Glück gefunden hätte. Nur auf ſeine poetiſchen Schöpfungen waren dieſe Verhältniſſe alle von mächtigem Einfluß. Ganz beſonders die Letztgenannte wurde die Muſe, die ihn zum Schaffen begeiſterte. Die Frauen übten eine unbeſchreibliche Gewalt auf ihn aus, er freilich auf ſie nicht minder. Von dem beſtrickenden Zauber, der in Byron's Perſönlichkeit lag, ſind Alle voll, die ihn gekannt haben. Schade nur, daß ſein Charakter durchaus nicht ſeinem edlen Ausſehen entſprach, und ſeine Zügelloſigkeit und innere Zerriſſenheit, ſein Eigenſinn und ſein Wankelmuth es unmöglich machte, daß eine Frau mit ihm glücklich wurde, oder daß er ſelbſt auf die Dauer bei einem weiblichen Weſen Befriedigung finden konnte. Er war nicht für den Frieden der Ehe geſchaffen. Vielleicht, daß

die reiferen Mannesjahre hierin Manches geändert hätten, allein ein früher Tod (1824) ließ es dazu nicht kommen.

Auch an recht trüben Verhältnissen anderer Art ist leider in der Geschichte großer Männer kein Mangel. Dahin haben wir vor Allem das verfehlte Eheleben Gottfried Auguſt Bürger's zu zählen; dahin gehört ferner die Leidenschaft Hölderlin's für die unter dem Namen Diotima gefeierte geistvolle und liebenswürdige Mutter seiner Zöglinge (Frau Borkenstein geb. Gontard), wodurch er zum Wahnsinn getrieben wurde. Auch bei dem Uebergang der nervösen Reizbarkeit Lenau's in förmlichen Wahnsinn spielten Herzenserlebnisse eine bedeutende Rolle. Hier haben wir weiter Heinrich's v. Kleist zu gedenken, der nach mancherlei schmerzlichen Enttäuschungen in Henriette Vogel eine Freundin gewann, die, gleich wie er mit der Welt im Innersten zerfallen, mit ihm zu sterben wünschte und ihn auch (1811) zu diesem verzweifelten Schritt zu bestimmen wußte, infolge dessen er in der Nähe des Wannsee's bei Potsdam erst die Freundin und dann sich selbst erschoß. Hier wird man sich endlich auch des in seiner Art beispiellos dastehenden Falles von Ueberspanntheit erinnern, der sich an das Leben des unproduktiven Dichters Heinrich Stieglitz knüpft, dessen schwärmerische Gattin Charlotte Sophie, geb. Willhöft, auf den unseligen Gedanken verfiel, daß ein großer Schmerz den Geliebten zum ganzen Mann und Dichter reifen würde, und die sich deshalb am 21. Dezember 1834 durch einen Dolchstich den Tod gab, ohne daß sie jedoch durch ihre Aufopferung den geträumten Erfolg errungen hätte.

Unermeßlich iſt indeß oft der Einfluß des Weibes, wenn es, an Geiſt und Seele geſund, dem Mann gegenüber ſeine Aufgabe recht verſteht. Verkommene Genies, wie z. B. der Dichter Grabbe, wären vielleicht vom Untergange zu retten geweſen und hätten ſich aufgerafft, wenn ihnen zu rechter Zeit die rechte Frau zur Seite geſtanden hätte.

Eine ganze Reihe von Berühmtheiten auf den verſchiedenſten Gebieten iſt zwar unverheirathet geblieben, allein nicht Viele unter ihnen können namhaft gemacht werden, die dies aus Grundſatz oder aus Geringſchätzung des weiblichen Geſchlechts gethan hätten; vielmehr waren in der großen Mehrzahl der Fälle äußere Umſtände Ausſchlag gebend. Hier fällt uns z. B. Beethoven ein. Mehr als eine Neigung erwachte während ſeiner jüngeren Jahre in ihm, führte aber äußerer Verhältniſſe wegen zu keinem Erfolg. Und doch hätte der Meiſter bei ſeinem Gehörleiden ſo ſehr einer Stütze bedurft und bei ſeinem warmen Herzen und ſeinem lebhaften Gefühl für Familienglück wäre es ihm ſehr zu wünſchen geweſen. Beethoven hatte, wie jeder Künſtler, offene Augen für weiblichen Reiz und für zärtliches Gefühl ein empfängliches Herz. Noch in ſpäteren Jahren, erzählt ſein Biograph Marx, ſah er ſchöne Geſichter gern, blieb auf der Straße ſtehen und blickte ihnen durch das Augenglas nach, ſo weit er konnte. Seinen kleinen Werther-Roman mit der blonden Jeanette d'Honrath hatte er ſchon früh in Bonn durchgeſpielt; auch in Wien ſoll er mehr als ein Liebesverhältniß angeknüpft und mitunter Eroberungen gemacht

haben, die manchem Adonis schwer, wo nicht unmöglich geworden wären. Das Alles waren flüchtige Neigungen. Um so heftigere Erschütterungen sollte ein Verhältniß zur Folge haben, welches ihn eine Zeit lang mit der jungen Gräfin Julia Guicciardi, der Tochter eines kaiserlichen Rathes bei der böhmischen Hofkanzlei, verband. Diese Julia war es, welcher die Phantasiesonate (op. 27 Nro. 2), auch „Mondscheinsonate" genannt, zugedacht ist. Das Verhältniß mußte abgebrochen werden, und Julia reichte am 3. November 1803 ihre Hand dem Grafen Gallenberg, mit dem sie bald darauf Wien verließ. Beethoven empfand die Trennung sehr schmerzlich und war lange Zeit ganz in sich gekehrt.

Der Philosoph Leibniz, einer der vielseitigsten Gelehrten und scharfsinnigsten Denker, ist ebenfalls als Hagestolz dahin gegangen. Er hielt sich auch niemals eine Wirthschafterin oder Köchin, sondern besorgte seinen Haushalt ganz eigenhändig, weil, wie er behauptete, ihm die Frauen nichts recht machen könnten und ihn überhaupt die Nähe eines weiblichen Wesens störe. In seinem fünfzigsten Lebensjahre fiel es ihm plötzlich doch noch ein, sich verheirathen zu wollen. Aber die Dame, die er dazu ausersehen, bat um Bedenkzeit; da bedachte Leibniz sich auch und — blieb unverheirathet. Trotz alledem machte der große Gelehrte vielfach einen sehr günstigen Eindruck auf Frauen. Durch seinen Einfluß z. B. auf die geistreiche Königin Sophie Charlotte, die Großmutter Friedrich's des Großen, setzte er 1700 die Gründung der Akademie der Wissenschaften in Berlin durch und wurde deren erster Präsident.

Auch der große Philoſoph Immanuel Kant blieb unverheirathet. Er ſprach über die Frauen zwar ſelten, aber ſtets mit Achtung. Nur unausrottbare Herrſchſucht warf er ihnen vor. Den Eheſtand hielt er für ein nothwendiges Bedürfniß, aber Aufmunterungen dazu, die ſich auf ſeine Perſon bezogen, konnte er nicht ertragen. Leicht verließ er mit Unwillen eine Geſellſchaft, in welcher man den unpaſſenden Scherz bis zu einem zudringlichen Antrag getrieben hatte.

Ein Hoſpitalprediger Becker, ein ſchwacher, gutmüthiger Mann, wollte Kant noch in ſeinem ſiebenzigſten Lebensjahre verheirathen und ließ dazu eine beſondere Schrift drucken, die er ihm ſelbſt überbrachte. Kant bezahlte die Druckkoſten und legte die Sache lachend bei Seite. Deſſen ungeachtet ſtand er in den mittleren Jahren zweimal nahe daran, ſein eheloſes Leben aufzugeben. Das erſte Mal war es eine junge, ſchöne und ſanfte Wittwe, die ſein Herz gewann. Doch der Philoſoph ging wegen der Heirath ſo lange mit ſich zu Rathe, daß ſie die Geduld verlor und ſich für eine andere Parthie entſchied. Später fand er noch einmal beſonderes Wohlgefallen an einem Fräulein aus Weſtphalen, das als Geſellſchafterin einer Edelfrau nach Königsberg kam. Auch hier ging der Plan durch ſein Zaudern in die Brüche.

Ueberhaupt ſcheint die Philoſophie dem Heirathen nicht günſtig zu ſein, denn faſt alle großen, unſterblichen Philoſophen, bis auf verſchwindende Ausnahmen, waren unverheirathet.

Als einen wahren Weiberfeind hat man Alexander v. Humboldt ausgeſchrien, der ebenfalls unbeweibt ſeine

glänzende Laufbahn beschlossen hat. Wahr ist, daß er im Allgemeinen nicht hoch von den Frauen dachte. Zahlreich sind aber die intimen Freundschaftsverhältnisse, die er während seines langen Lebens mit schönen und geistvollen Damen hatte, wenn auch keine ihn dauernd zu fesseln vermochte. Und so blieb Humboldt unverheirathet. Auf die in späteren Jahren häufig an ihn gerichtete Frage, warum er sich nicht verehelicht habe, soll er immer die ausweichende Antwort gegeben haben: „Die Wissenschaft ist meine einzige Liebe.“ Nichtsdestoweniger würde der berühmte Naturforscher in dem weiten Kreise der großen Männer eine sehr vereinzelte Stellung einnehmen, wenn er wirklich so ganz unberührt von der Liebe geblieben wäre, wie man gewöhnlich annimmt. Nicht unerwähnt mag schließlich hier bleiben, daß die Dame, die allem Anschein nach den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf Humboldt gemacht hat, keine Tochter Europa's, sondern nach den Versicherungen ihm nahestehender Zeitgenossen eine — Kreolin gewesen sein soll, die er auf einer seiner Reisen um die Welt kennen gelernt und mit welcher er längere Zeit in vertrauten Beziehungen gestanden habe.

Tief in der menschlichen Natur begründet liegt die Wechselwirkung des physischen wie des geistigen Einflusses der Geschlechter auf einander, und nirgends wird naturgemäß dieselbe schärfer und lebendiger hervortreten, als bei dem Genie, besonders dem dichterischen, dessen Inneres ja in höherem Grade als bei anderen Sterblichen vom Leid und Lust der ganzen Menschheit erfüllt ist.

Mannigfaltiges.

Schlechte Witze. — Kaiser Paul I. von Rußland, so ernst und streng er auch sonst als Selbstherrscher aller Reußen war, liebte doch nach vollbrachtem Tagewerk heitere Gesellschaft. So zog er namentlich gern witzige Künstler an seine Abendtafel. Unter diesen fehlte nie der Pariser Komiker Fragère, dem es gelungen war, sich schnell in der Gunst des Kaisers zu befestigen, und der sich Vieles erlauben durfte, was Anderen wohl schlecht bekommen wäre. Das hatte ihn aber schließlich übermüthig gemacht.

Einst ergriff an der Tafel des Kaisers einer der Gäste die Gelegenheit, seinen kaiserlichen Wirth auf Kosten Peter's des Großen zu rühmen. Der Kaiser hörte das nicht ungern, wendete sich dann aber zu Fragère und sprach: „Nicht wahr, lieber Fragère, das heißt Peter bestehlen, um Paul zu bezahlen?"

„Jawohl, Sire!" antwortete der Schauspieler, „aber Eure Majestät können sich das schon gefallen lassen, denn es wird gewiß Niemand einfallen, Paul zu bestehlen, um Peter zu bezahlen."

Die Antwort war beißend, aber der Kaiser hatte schon oft dergleichen Witze ruhig hingenommen und dazu gelacht. Aber diesmal verdüsterte sich sein Gesicht. Bald erhob er sich und man trennte sich verstimmt. Fragère war ganz betroffen nach Hause gegangen, denn dem Witzmacher von Profession war ein mißlungener Witz eine verlorene Schlacht.

Digitized by Google

Es war mitten im Winter und noch Nacht, als ein heftiges Pochen an der Thüre ihn am anderen Morgen erweckte. Er steht auf, öffnet und — wer malt sein Entsetzen — herein tritt ein Offizier mit fünf Leibgardisten in voller Rüstung und übergibt ihm eine vom Kaiser unterfertigte Ordre, die ihn zum sofortigen Transport nach Sibirien verurtheilt. Fragère warf sich trostlos auf sein Bett, rang verzweifelt die Hände und schrie: „Welches Verbrechen habe ich begangen, das eine so grausame Strafe verdient? Kann ich den Kaiser nicht sehen, ihm zu Füßen fallen, seine Verzeihung erflehen?"

Vergebliches Bitten! Die Ordre war auf das Bestimmteste abgefaßt, und Kaiser Paul verstand es, über pünktliche Erfüllung seiner Befehle zu wachen. Alles, was Fragère von dem Offizier, der zu seinen Freunden gehörte, erlangen konnte, war einige Minuten Aufschub, um etwas Wäsche und Kleidungsstücke einzupacken. Dann mußte er in den völlig verschlossenen, fensterlosen Wagen, den eine starke Kavallerieeskorte umringte. Zwei Soldaten, den entblößten Säbel in der Rechten, die Pistolen im Gürtel, setzten sich zu ihm; die Thür ward geschlossen und fort ging's im Galop. Dichte Finsterniß umgab den armen Fragère. Seine Begleiter blieben taub auf alle Fragen, und so ging's fort und immer fort, bis endlich nach langen Stunden die Thüre des Wagens sich öffnete.

Es war heller Tag, aber nicht lange sollte er sich des Lichtes erfreuen; mit verbundenen Augen ward er in eine elende Hütte geführt. Die Binde fiel und er stand in einem finsteren Zimmer, nur spärlich von einer Kerze erleuchtet; man gab ihm zu essen, in hölzerner Schüssel — rohe, schlechte Speisen, ihm, der gestern noch in Ueppigkeit geschwelgt, an fürstlichen Tafeln gesessen hatte und vom Kaiser mit Gunstbezeugungen überhäuft war. Und jetzt war er in Ungnade, verbannt, in einer elenden Hütte, auf eine Mahlzeit angewiesen, die Tags zuvor seinem Bedienten zu schlecht

gewesen wäre; um ihn herum nur finstere, drohende Gesichter, kein tröstendes Wort, eine hoffnungslose Reise vor Augen — Fragère war der Verzweiflung nahe.

„Fragère, wir müssen scheiden," sagte der befreundete Offizier, der bis hierher mitgeritten war; „was kann ich für Euch thun?"

„Redet mit dem Kaiser," stotterte der Unglückliche.

„Unmöglich, verlangt, was Ihr wollt, nur das nicht; kann ich Euch vielleicht Euer Geld, Eure Kostbarkeiten in sichere Verwahrung nehmen, bis Ihr zurückkommt?"

„Also ist doch Hoffnung auf Rückkehr, bin ich nicht auf immer verbannt?"

„Warum nicht gar! Nur auf sechs Jahre, diese sind bald vorüber."

„Sechs Jahre!" stöhnte der unglückliche Schauspieler, „sechs Jahre in Sibirien!"

Die eben eintretende neue Eskorte unterbrach sein Wehklagen. Mit verbundenen Augen ging's im dunklen Wagen bei grimmiger Kälte weiter. Endlich wurde wieder gehalten — dieselben Formalitäten: schlechte Hütte, elendes Essen, Alles düster und schweigsam.

So geht's drei Tage und Nächte lang ununterbrochen weiter. Dann hält plötzlich der Wagen. Man hebt den Halbtodten heraus und setzt ihn auf eine Bank nieder. Die Binde will diesmal nicht fallen. Er hört in der Nähe Tritte, zischeln und — entsetzlich — Gewehre laden. Der Rock wird ihm ausgezogen, die Hände werden ihm gebunden.

„Legt an — Feuer!"

Die Musketen krachen und lautlos sinkt Fragère zu Boden. Der Schrecken hatte ihm die Besinnung geraubt. Endlich kommt er wieder zu sich. Er wird aufgehoben und auf einen Stuhl gesetzt; man löst ihm die gebundenen Hände. Die Binde fällt

von seinen Augen — und er sitzt in demselben Gemache, an derselben Tafel, an demselben Platz, wo sein verhängnißvoller Witz ihm entfuhr, von denselben Gästen umgeben, der Kaiser in ihrer Mitte. Ein lustiges Gelächter begrüßte ihn und der Zar sagte: „Siehst Du, mein Bester, ich kann auch schlechte Witze machen!“ D. C.

Vergrabene Schätze, die noch der Hebung warten. — Ein immer noch gangbarer Artikel des populären Aberglaubens ist die Hebung von verborgenen Schätzen. Leichtgläubigen wird von Betrügern bald eingeredet, daß sie große Schätze liegen wüßten, die sie durch allerhand übernatürliche Künste gegen gutes Entgelt zu heben im Stande seien. Dergleichen Fälle, in welchen immer erst durch bezahlten Hokuspokus Bann und Zauber gebrochen werden sollen, kommen weit häufiger vor, als man glaubt.

Schätze zu heben kann man leichter und natürlicher haben, wenn man nur die Stellen weiß, wo sie liegen, und da die Sucht nach Geld und Reichthum in unserer materiellen Zeit eine ziemlich große ist, so theilen wir das, was wir von vergrabenen Schätzen wissen, unseren Lesern mit.

Im Jahre 1787 wurde aus einem Pavillon des Dresdener Zwingers unter Anderem ein silberner Hirsch im Werthe von 3600 Mark gestohlen. Später bekannte sich ein Hausbesitzer, Wochatz mit Namen, nicht allein zu diesem, sondern auch zu vielen anderen, in der Bildergallerie, in der katholischen Hofkirche, im Schlosse zu Moritzburg u. s. w. verübten Diebstählen; aber Vieles von den gestohlenen Schätzen war nicht wieder zu erlangen, weil Wochatz es zum Theil eingeschmolzen, zum Theil in unverändertem Zustande vergraben hatte und sich auch nach seiner Verurtheilung beharrlich weigerte, die Stellen anzugeben, wo er die gestohlenen Schätze und das daraus gelöste Geld vergraben hatte. Nur gegen einen Mitgefangenen in Zwickau, einen Müller, der nach mehreren Jahren aus dem Zuchthause entlassen wurde, hatte

er im Vertrauen geäußert, er habe den silbernen Hirsch und 5000 Thaler klingendes Geld in der Umgegend von Dresden vergraben. Da ihm, der im hohen Grade schwindsüchtig war, das Versteckte nun doch nichts helfe, sollte der Müller hingehen, es ausgraben und mit einem Bruder des Wochatz theilen, was der Müller ihm geloben mußte. Nun nannte Wochatz die Stelle: linker Hand am Kannenhenkelweg in der Prießnitz beim Vogelherd, an einer grünen Säule mit einer IV., neben einem Lusthause und einigen hohen Kiefern. Die Kiefern sollten zwölf Fuß von einander entfernt sein.

Der Müller, der vermuthlich erst vergeblich gesucht hatte, zeigte die Sache der Behörde an, welche offiziell, aber gleichfalls ohne Erfolg suchen ließ. Darüber starb Wochatz an seinem Leiden und die vergrabenen Schätze sind bis heute noch nicht gefunden. —

Der berühmte Chemiker Leonhardt Thurneißer berichtet in seinem Verzeichnisse von verborgenen Schätzen, daß zu Merseburg am Venusberge, wo die Luppe und Saale zusammenfließen und vor Zeiten ein alter Tempel gestanden, „ein ganz gülden Bild, so groß als ein Mensch und der Abgöttin Bildniß sein soll, darbei viel Bücher der Abgöttin Gesetze zu befinden, wäre zu Zeiten Caroli Magni vergraben worden.“ —

Graf Wiprecht v. Groitzsch, welcher nach tapferer Gegenwehr in der Schlacht bei Mölsen, die zwischen den Gegenkaisern Heinrich und Lothar stattfand, verwundet wurde und in dem von ihm gestifteten Kloster zu Pegau starb, soll unter letzterem seine ganze Baarschaft, Kleinodien und Silberzeug, zusammen im Werthe von fast drei Millionen Mark, vergraben haben. —

Im „Hortus divitiarum von Georg Aurachen in Straßburg“ heißt es, daß beim Orte Ellingenrode unweit Erfurt, im Morgenbrodgrunde „am Wasser hinauf“, zwei Steinklüfte seien; an dem einen sei ein Mönch ausgehauen; da befinde sich ein Loch und darunter gediegen Golderz, das Pfund 114 Gulden werth.

Weiter hinauf, neben zwei großen Bäumen sei ein Haufen Erde oder Hügel, darunter ein Stein und unter dem Stein befinden sich mehrere Centner Goldkörner. Ebenso liege bei Wislau oder Wesela in Böhmen ein großer Schatz von Gold und Silber; neben der Heiligenkreuzkirche auf dem Berge sei ein Brunnen mit ausgesetzten Steinen, unter einem Steine soll sich, nach der Ansicht unseres Gewährsmannes, ein Bund von acht Schlüsseln befinden, mit diesen könne man eine, in einem Loche in einer alten Mauer gegenüber dem Brunnen befindliche eiserne Thür mit acht Vorlegeschlössern öffnen; man gelange dann in ein altes Gewölbe und darin läge der Schatz. Bei Zwickau liege ferner ein alter verfallener Steinbruch, in welchem gediegen Golderz sei, das zum Theil indessen von Venetianern weggeholt worden sei.

Von einer geradezu erstaunlichen Summe Geldes, die noch bei Merseburg verborgen unter der Erde ruht, berichtet uns der Chronist G. Spremberg in seinem „Verzeichniß waß an Schätzen verborgen". Darin heißt es: „auf'm Georgenberge unter einer Linde zwei Ellen tief 21,000 Thaler, hinter der Kirche drei Ellen tief 20,000 Thaler, in vier Gewölben da, sieben Ellen tief 500,000 Thaler, beim Altar in drei Kästen, vier Ellen tief 50,000 Thaler, bei einem Fenster, drei Ellen tief 24,000 Thaler, von diesem sieben Schritt entfernt 40,000 Thaler; in der Stadtkirche beim Altar an zwei Orten in zwei Kasten 100,000 Thaler, in einem Pfeiler 10,000 Thaler." — Herzog Christian von Sachsen-Merseburg hatte seiner Zeit nach diesen Summen suchen lassen, indeß war die Durchsuchung trotz aller Mühe und Arbeit eine vergebliche gewesen.

Ein anderer Schatz soll in der alten Klosterkirche zu Grünhain ruhen, der noch nicht hat gehoben werden können; ebenso im alten Kloster zu Neustadt an der Orla und zwar „unter dem Bogen, worauf der Thurm ruhet", in einem Gewölbe, das allerdings verschüttet ist.

Digitized by Google

Im Schloſſe zu Annaberg ſoll die bekannte „Mutter Anna", Kurfürſtin von Sachſen, Gold und Diamanten in einem Gewölbe untergebracht haben, das zerfallen iſt. Nach anderen Berichten ſoll dieſer Schatz an irgend einer Stelle des Schloßgartens vergraben liegen. Beim Nachgraben fanden ſich auch im ehemaligen Thiergarten vier verſchüttete Gewölbe; allein die Schätze, wenn jemals dort ſolche hingekommen ſind, harren noch ihres Erlöſers.

Auch das preußiſche Dorf Berga, eine Stunde von Roßla, ſoll mit einem koloſſalen Schatze geſegnet ſein und zwar befindet ſich derſelbe unter der auf dem Berge liegenden Kirche in einem Gewölbe, zu dem ein vermauerter Gang führt. Das Ende des Ganges, welches unter der ehemaligen Prälatur ſein ſoll, iſt bis jetzt nicht aufgefunden worden, der Schatz ſoll mehrere Tonnen Goldes betragen und zur Zeit Karl's V. vergraben worden ſein.

Dieſe Aufzeichnungen theilen wir natürlich nur der Kurioſität halber unſeren Leſern mit, denn geſucht haben an dieſen Orten ſchon gar Viele, gefunden aber hat noch Niemand etwas.

A. Bandholtz.

Ein ſonderbares Geſchäft. — Ob die viel erzählte Geſchichte von dem Manne, der ſich davon ernährte, daß er ſich als Vierzehnten vermiethete, wenn irgendwo bei Tiſche nur dreizehn Gäſte ſich zuſammengefunden hatten, wahr iſt, wollen wir nicht verbürgen. Dagegen gibt es eine ganze Zahl ſonderbarer Geſchäfte, deren Vorhandenſein vielen Leſern unbekannt ſein dürfte, und deren Exiſtenz verbürgt iſt.

In New-York wurde ich mit einem der berühmteſten Reporter, einem Irländer, bekannt, der mich einſt, nachdem wir gerade über die allerlei merkwürdigen Geſchäfte, die in Amerika betrieben werden, geſprochen hatten, einlud, ihn andern Tages zu beſuchen.

„Haben Sie ſchon jemals von einem Maler gehört, der ‚blaue' Augen bemalt?" frug mich Mr. Blakely, der Reporter, als ich bei ihm eintrat, um ihn abzuholen.

Digitized by Google

„Blaue Augen?“ erwiederte ich. „Was meinen Sie damit?“

„Nun, ſehen Sie dieſe Lady hier“ — damit wies er auf ein junges iriſches Mädchen, das in einer Ecke ſaß und ein Tuch um das eine Auge gebunden hatte — „Mary Ann hat Unglück gehabt, ſie iſt in eine Rauferei hineingezogen worden und hat ein ‚blaues‘ Auge davongetragen und mich nun gebeten, ſie zu Mr. Morgan zu begleiten. Kommen Sie, wir wollen aufbrechen.“

Mary Ann ging voran; nach einer Viertelſtunde kamen wir in die Bowerystraße. Bei Numero ſechsundneunzig machten wir Halt; dort befand ſich ein ſauberes Porzellanſchild, das die Worte: „J. Morgan, Pointer“ (Maler) enthielt. Wir klingelten und traten ein.

Es war ein ziemlich großes, natürlich nach amerikaniſcher Sitte mit Teppichen belegtes und daher ſtaubiges Gemach, in dem zahlreiche Kopien von Porträts, auch einzelne Landſchaften hingen, alle mit prächtigen Rahmen verſehen. Der Künſtler, Herr Morgan, hatte ein unternehmendes fuchsartiges Geſicht und trug eine ſchwarze Sammetjoppe.

„Dieſes Mädchen hier,“ ſagte Blakely, „hat bei einer Rauferei ein ‚blaues‘ Auge davongetragen. Ich wollte Sie bitten, es zu beſeitigen.“

Der Künſtler verbeugte ſich ſchweigend. Mary Ann nahm ihr Tuch ab; guter Gott, einen tüchtigen Schlag mußte ſie erhalten haben, denn die ganze Umgegend des Auges war entzündet und begann nicht nur in blauem, ſondern auch in grünem, gelbem und ſchwarzem lieblichen Farbenwechſel zu ſchimmern.

„Sie dient bei einer vornehmen Herrſchaft nebenan bei mir,“ ſagte Blakely erklärend, „und fürchtet ihren Dienſt zu verlieren, wenn die Dame des Hauſes ſie in ſolchem Zuſtande erblickt.“

Mary Ann hatte auf eine Handbewegung des Künſtlers hin in einem großen Lehnſeſſel Platz genommen, einem Stuhle, deſſen

Digitized by Google

Hinterlehne, wie bei Zahnärzten, verstellbar war. Morgan hieß sie das Auge zwanglos schließen; dann überpinselte er die ganze Umgebung des Auges mit einer fast wasserhellen, augenscheinlich schnell trocknenden Flüssigkeit. Nach zwei Minuten war das gethan; er holte darauf mehrere Näpfchen herbei und widmete sich seiner Aufgabe mit großer Genauigkeit und Emsigkeit, indem er bald einen dunkleren, bald einen helleren Fleischfarbenton nach dem andern auftrug und schließlich das Ganze wieder mit einer durchsichtigen Flüssigkeit übermalte. Die Gesammtoperation dauerte gegen zehn Minuten. Als Mary Ann aufstand, war an ihrem Auge nicht die geringste Spur einer Verletzung wahrzunehmen. „Acht Tage nicht mit Wasser waschen," sagte Herr Morgan zu dem Mädchen, „und darauf mit warmem Essig leicht betupfen; dann wird Alles gut sein."

Auf einen Wink Blakely's entfernte sich das Mädchen dankend.

Blakely zog das Portemonnaie. „Was bin ich schuldig?" frug er.

„Mädchen dieser Klasse," sagte der Künstler, „pflegen fünf Dollars zu zahlen."

Blakely reichte ihm zehn, die Herr Morgan dankend einsteckte.

„Und nun gestatten Sie mir vielleicht noch ein paar Fragen zu stellen," begann mein Freund.

„Mit Vergnügen," erwiederte der Maler, „nehmen die Herren doch Platz! Sie sind von der Presse, wie ich vermuthe?"

„Richtig taxirt," entgegnete Blakely. „Treiben Sie diese — sonderbare Kunst schon lange?"

„Sieben Jahre ungefähr. Ich bin erst langsam und ganz allmählig in die Branche so zu sagen hineingedrängt worden, da ich sah, daß das Geschäft gut ging. Es dauerte lange, bis ich den nöthigen Ruf, die Kundschaft, erworben hatte. Jetzt bin

ich der Einzige, der ‚blaue' Augen bemalt. In der Greenstraße ist ein Konkurrent für mich erstanden, aber es ist ein Pfuscher, seine Bemalung hält nicht Stand, während ich für mindestens eine Woche garantire."

„Gibt es wirklich so viele ‚blaue' Augen?" warf ich schüchtern und zweifelnd ein.

Der Maler sah mich etwas mißbilligend an.

„Immer," entgegnete er; „besonders häufig freilich nach großen Festlichkeiten. Am Tage nach der bekannten Sankt Patricksprozession habe ich regelmäßig ein Dutzend Augen zu verschönern. Nach irischen Taufen, Begräbnissen und anderen Familienfeiern kommt stets der eine oder der andere Kunde. Auch Deutsche sprechen nicht selten vor. Neulich war sogar ein bekannter Bankier aus Wall-Street (der Straße, wo die großen Finanzgeschäfte sich befinden) bei mir, der im Dunkeln gegen eine scharfe Thürkante gerannt war und in Gesellschaft gehen wollte. Sie begreifen — mit grün und gelben oder schwarzen Farbenkonturen um das Auge konnte er das nicht, er wäre sonst in den Verdacht gerathen, Prügel erhalten zu haben. Diese Unglücksfälle sind gar nicht so selten; meistens stammt natürlich das ‚blaue' Auge von einem Faustkampfe her, und da das Boxen hier vielfach, auch von wohlhabenden jungen Männern als Sport betrieben wird —"

„Wozu haben Sie aber diese Gemäldegallerie hier?" unterbrach Blakely seinen Redefluß.

„Es ist das ein kleines Nebengeschäft," sagte der Künstler. „Ich verleihe diese Kopien an anständige Familien, die ihre Wohnung für festliche Gelegenheiten passend ausschmücken wollen und keine Gemälde besitzen. Auch Ahnenbilder liefere ich auf Verlangen."

Wir erhoben uns.

„Wenn Sie einmal Gelegenheit haben sollten," bemerkte Herr

Morgan zum Schluß mit einem feinen ironiſchen Lächeln, „ſtehe ich Ihnen gern zu Dienſten — ich will zwar nicht hoffen —“

Wir ſchieden lachend aus dem „ſonderbaren“ Geſchäfte.

Ernſt Otto Hopp.

Anna Luiſe Karſch und Friedrich der Große. — Klopſtock nannte Friedrich den Großen mit Recht „den Fremdling daheim“, denn um die deutſche Literatur kümmerte er ſich faſt nicht und hatte für ſie nur Spott und Tadel. Daher mag auch die Audienz, welche er am 24. Oktober 1769 in Sansſouci der Dichterin Anna Luiſe Karſch bewilligte, ſo merkwürdige Folgen gehabt haben. Bei dieſer Gelegenheit war es — wie die Enkelin der „Karſchin“, Helmine v. Chezy, in ihren Denkwürdigkeiten erzählt — daß Friedrich der in ſehr wenig glänzenden Verhältniſſen lebenden Dichterin verſprach, er wolle „ihr das Leben ſorglos machen“. Auf ihre wiederholte ſpätere Mahnung hieran ſchickte ihr der König zwei Thaler durch die Poſt. Sie nahm ſie gar nicht an, ſondern ſchrieb folgende vier Zeilen an den Geber:

„Zwei Thaler gibt kein großer König
Und ſie erhöhen nicht mein Glück;
Nein, ſie erniedern mich ein wenig,
D'rum ſend' ich lieber ſie zurück.“

Friedrich ſoll herzlich darüber gelacht haben. Als ihn die Karſch ſpäter — im Januar 1773 — wieder an ſein Verſprechen erinnerte und mittheilte, daß ſie faſt nichts zu leben habe, ſchickte er ihr drei Thaler. — Es mochte eben in der That kein Brod im Hauſe ſein, darum ſchickte die Karſch diesmal das Geſchenk nicht zurück, ſondern ſie ſchrieb folgende Quittung:

„Seine Majeſtät befahlen,
Mir, anſtatt ein Haus zu bau'n,
Doch drei Thaler auszuzahlen.

Der Monarchbefehl ward traun
Prompt und pünktlich ausgerichtet
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen,
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern über'n Schmaus
Bei des abgegrämten alten
Magern Weibes Ueberrest,
Das der König darben läßt." C. T.

Was die Menschen Alles essen. — Bei der Wahl seiner Nahrung läßt sich der Mensch durchaus nicht von seinem Verstande allein leiten, und es ist geradezu erstaunlich, was die Menschen in den verschiedenen Zonen, Klimaten und Ländern Alles essen. Die Eskimos und Kamtschadalen bedürfen zum Schutz gegen die Kälte fetter Speisen, d. h. Speisen, die viel Kohlenstoff enthalten, welcher auch die Körpermaschine am besten heizt. Sie trinken über Alles gern Walfischthran, genießen Walfischfett und Fischthran als Suppe, und Talglichter dünken ihnen die kostbarsten Leckerbissen zu sein. Die Syrier, Araber und Egypter wissen den Heuschrecken Geschmack abzugewinnen. Die alten Phrygier in Kleinasien aßen gewisse Arten von Würmern, und einzelne Indianerstämme Amerika's thun dasselbe heute noch. Die alten Griechen verspeisten mit Vorliebe die Tatzen des Löwen und die Füße des Kameels, und die römischen Schlemmer der Kaiserzeit sahen auf ihren Tafeln ganze Schüsseln mit Nachtigallenzungen. In Afrika verzehren verschiedene Negervölker das Fleisch von Schlangen. Der Kalmücke aus Hinterasien verzehrt Mäuse, Ottern, Raubvögel, Füchse, Wölfe, lauter

Thiere, die wir ſchon wegen ihres Geruches nicht ausſtehen können, aber ſeltſamer Weiſe verſchmäht er das Fleiſch von Hunden, Katzen und Wieſeln. Der Jakute läßt ſich das Fleiſch des Aasgeiers wohl ſchmecken, würde aber Fröſche und Schweine nicht anrühren. In Tonkin werden Löwen und Tiger gegeſſen, und die Bewohner der Baſchi-Inſeln kennen keinen größeren Leckerbiſſen als einen Ziegenmagen mit ſeinem vollſtändigen Inhalte. Die Neger genießen Elephantenfleiſch, Strauße, Krokodile und Flußpferde, die Buſchmänner und Hottentotten in Südafrika eſſen Ameiſen und Holzwürmer. Am Orinoco in Südamerika gibt es Indianerſtämme, welche Thonerde genießen, nachdem ſie dieſelbe mit Schildkrötenfett beträufelt haben. So wechſeln in den verſchiedenen Ländern der Erde die Speiſen, je nach Bedürfniß und Laune des Menſchen. Denn als Laune muß es angeſehen werden, wenn man z. B. bei uns Schnecken genießt und in Frankreich aus Maikäfern mit Eſſig, Oel und Zwiebeln einen Salat bereitet, der ſehr wohlſchmeckend ſein ſoll. Guten Appetit! Dr. A. B.

Je nachdem. — In einer im März des Jahres 1800 gehaltenen Rede hatte der Konſul Napoleon triftige Gründe gegen die Erblichkeit aufgeführt. „Die Erblichkeit," ſagte er, „iſt abſurd; ſie hat in dieſem Lande lange beſtanden, aber mit Einrichtungen, die lächerlich ſind und die nicht wieder eingeführt werden können, noch ſollen. Wie vermöchte man die Erblichkeit der oberſten Staatsgewalt mit der Souveränität des Volkes zu vereinigen, wie beweiſen, daß die oberſte Staatsgewalt ein Eigenthum ſei?" — Im Jahre 1804, als er ſich zum Kaiſer krönen und dieſe Würde in ſeiner Familie für erblich erklären ließ, ſagte er (am 18. Mai) zu dem verſammelten Senate: „Die Erblichkeit allein vermag einen Staat zu erhalten. So lange ich lebe, hat man nichts zu beſorgen, nach mir aber würde ein gewähltes Staatsoberhaupt zu ſchwach ſein, den Anhängern der Bourbonen zu widerſtehen!" — Zu welcher Strafe würde der

Kaiſer nun den Verwegenen verurtheilt haben, der es gewagt hätte, mit denſelben Gründen gegen ſeine Souveränität anzukämpfen, wie ſie damals der Konſul Bonaparte in's Treffen geführt? Kl.

Für unſere Damen. — Wenn wir unſeren Blick eine Zeit lang auf ein lebhaft roth gefärbtes und auf einer weißen Unterlage liegendes Band heften und dann daſſelbe ſchnell wegziehen, ſo vermag das Auge infolge der Ermüdung der von dem rothen Licht getroffenen Stelle der Netzhaut die vorhin bedeckte Fläche nicht mehr als weiß zu erkennen; ſie erſcheint dem Auge grün. Lag früher ein grünes Band da, ſo erſcheint die Stelle roth. Grün und Roth ſind zwei ſogenannte Ergänzungs- oder Komplementärfarben; eine ergänzt die andere zu weiß; eine erſcheint neben der anderen bedeutend friſcher, lebhafter, als wenn ſie für ſich allein betrachtet wird. In derſelben Weiſe verhalten ſich Gelb und Violett, Orange und Blau. Und mancher induſtrielle Modehändler, der ſich die Lehren Chevreul's zu eigen gemacht hat, weiß das Geſetz über die Farben zum Nachtheil und Aerger der Damen anzuwenden. Hat er etwa einen Kleiderſtoff in mißrathenem ſchwachen Grün, ſo legt er wie durch Zufall irgend welchen rothen Stoff daneben, und ſiehe da, das Grün erſcheint ſo lebhaft und rein, daß die bezauberte Dame gleich zum Kaufe entſchloſſen iſt. Doch wird ſie es erleben, daß die Farbe ſchon bei ihrer Rückkehr nach Hauſe verwandelt und entſtellt iſt, ſofort nämlich, wenn nicht mehr die Komplementärfarbe daneben liegt. — Die Damen ſelbſt aber können ſich das Geſetz recht oft zu Nutzen machen; wollen ſie, daß die Farbe ihrer Kleiderſtoffe rein, lebhaft erſcheinen ſoll, ſo brauchen ſie nur beim Arrangement der Garderobeſtücke dafür Sorge zu tragen, daß in geſchickter Weiſe die jedesmalige Ergänzungsfarbe neben dem Roth oder Blau, Grün u. ſ. w. angebracht wird. J. H.

Umgangene Verordnung. — Einſt hatte Friedrich der Große gegen die zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges unter ſeinen

Offizieren wüthende Duellmanie eine strenge Verordnung erlassen, die dahin lautete, daß er auf jede Herausforderung schlechthin die Todesstrafe durch den Strang setzte, gleichviel ob das Duell stattfinde oder nicht. Um das Verbot des Königs zu umgehen, kamen einst während der Belagerung von Glatz der Graf Wittgenstein und General Bernsdorf auf folgende Idee: „Wir können uns nicht schlagen, Graf," sagte der General, „aber wir wollen uns auf jene Brüstung stellen, gegen die der Feind sein Feuer richtet, und so lange dort stehen bleiben, bis einer von uns getroffen wird." Der Gegner ging darauf ein, und Beide begaben sich an den bezeichneten Ort. Hier standen sie im Angesichte ihrer und der österreichischen Armee aufrecht da, die eine Hand stolz auf die Hüfte gesetzt und blickten sich wüthend an, bis schließlich der Graf von einer Kanonenkugel in zwei Stücke zerrissen wurde. —dn—

Wie entstand die Rede: „Einen Korb bekommen?" — Folgende Sage, welche man sich in der Wesergegend erzählt, gibt die Antwort auf diese Frage. Im Mittelalter lebte eine Jungfrau mit Namen Kunigunde v. Sprödeborn, welche ihrer unvergleichlichen Schönheit und Tugend wegen zahllose Verehrer hatte. Einer von diesen hieß Bernhard, ein Anderer Bruno. Als Bernhard einst Kunigunde allein im Garten traf, betheuerte er mit heißen Schwüren, daß ihr an seiner Seite gewiß ein seltenes Glück blühen würde. Um ihn los zu werden, versprach sie, sich seinen Wünschen zu fügen, wenn er den Sinn der Buchstaben entziffere, die er morgen an der Frontseite des Schlosses lesen würde. Als er am anderen Morgen vor das Schloß trat, stand dort: „K. O. R. B." Siegesgewiß flog er die Schloßtreppe hinauf und stürzte in Kunigundens Zimmer zu deren Füßen. „Ich habe den Sinn der Buchstaben errathen," rief er, „Komm o redlicher Bernhard!" — „Mit nichten," versetzte Kunigunde, „die Buchstaben sind die Antwort auf Eure gestrige Ver-

und sie bedeuten: Keines ohne Ritter Bruno!" — Betrübt schlich Bernhard hinweg. Das Volk aber, welches am Schlosse vorüberging, las: K. O. R. B. = Korb! C. T.

Unerwartete Wirkung. — Ein bekannter Schriftsteller hatte eine scharf verurtheilende Broschüre gegen das Lottospiel geschrieben. Die Presse spendete ihm Beifall und sagte voraus, das Buch werde sicherlich eine vorzügliche Wirkung ausüben. Die Wirkung blieb in der That nicht aus, denn kurze Zeit nach der Herausgabe erhielt der Verfasser folgenden Brief: „Hochgeehrter Herr! Mit tiefgefühltem Dank für Ihre von mir gelesene Schrift gegen das Lottospiel ergreife ich die Feder, um mich bei Ihnen für die ausgezeichnete Wirkung Ihres Buches zu bedanken. Ihre Schrift zählt 88 Seiten, 44 Blätter, und erschien am 27. März. Ich besetzte die Nummern 88, 44, 27 bei der letzten Ziehung und gewann 600 Gulden. Wenn doch alle Schriftsteller stets so nützliche Bücher schreiben möchten!" St.

Trefflicher Bescheid. — König Ludwig XI. von Frankreich pflegte oft Leute der verschiedensten Stände zur Tafel zu ziehen, um sich so am zuverlässigsten über die Verhältnisse im Lande zu unterrichten. Auch einem reichen Pariser Kaufmanne widerfuhr verschiedentlich diese Ehre, was dem Manne derartig zu Kopfe stieg, daß er schließlich den Monarchen um Erhebung in den Adelstand anging. Ludwig erfüllte die Bitte, lud den neugebackenen Edelmann aber seitdem nicht mehr zu sich. Der Letztere war darüber untröstlich und erbat sich endlich eine Audienz, worin er den König befragte, weshalb ihm derselbe seine Gnade entzogen habe. „Das ist doch sehr einfach," versetzte Ludwig. „Früher, da Ihr in Eurem Stande der Erste waret, galtet Ihr etwas bei mir, jetzt, da Ihr in Eurem neuen der Letzte seid, nichts mehr." L. M.

Die unvollkommene Wahrſagerin. — Der junge Graf Bonneville wettete einſt mit ſeinen Freunden, daß er die berühmte Wahrſagerin Lenormand, die ſich in den zwanziger Jahren eines großen Anſehens in der Pariſer Geſellſchaft erfreute, ſofort überführen wolle, daß ſie nichts wiſſe. Die „weiſe“ Frau empfing ihn, fragte nach ſeinen Wünſchen und prophezeite dem Grafen aus den Karten alles Mögliche. Am Schluſſe der Audienz ſtand der Graf auf, um ſich zu empfehlen. „Darf ich um mein Honorar bitten?“ ſagte da die Pythia ſtirnrunzelnd.

„Was, Sie wollen wahrſagen können und Alles wiſſen?“ fragte der Graf.

„Nun ja,“ antwortete die Lenormand, allerdings —“

„Unſinn! Nichts wiſſen Sie, denn wenn Sie Alles wüßten, ſo würden Sie auch gewußt haben, daß ich momentan keinen Pfennig Geld in der Taſche habe.“

Sprach's, ließ die Verblüffte ſtehen und hatte ſeine Wette glänzend gewonnen. —dn—

Gutes Deutſch. — Ein alter Veteran, der einſt in einem bayriſchen Corps unter Napoleon gefochten hatte, ſtritt mit einem Preußen darüber, der Kaiſer habe auch Deutſch geſprochen, und bekräftigte endlich ſeine Behauptung mit den Worten: „Wie, hat er denn nicht bei Leipzig zu uns geſagt: ‚Adieu, Chevauxlegers!‘“ Kl.

Kurz und bündig. — Der bekannte Dr. Heim in Berlin liebte es nicht, wenn er unnöthigerweiſe konſultirt wurde. Einſt kam auch eine Dame zu ihm und theilte ihm mit, daß ſie einen Schnupfen habe. „Was nehme ich da?“ fragte ſie den Doktor. — „Nun, einfach ein Taſchentuch,“ ſagte der Gefragte. — „Und meinen Sie, daß das genügt?“ — „Nun, wenn's nicht genügt, dann nehmen ſie zwei oder drei,“ entgegnete trocken der Doktor. —dn—

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN
JUL 13 1912
Digitized by Google

JUL 15 1941

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0541

Filmed by Preservation 1992

Digitized by Google